

Weihnachtsausgabe: Interview-Sonderheft

Doppelnummer 51/52 – 19. Dezember 2013 bis 3. Januar 2014 – 81. Jahrgang
Fr. 6.50 Euro 4.40

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Wir sind 2013

Malala Yousafzai, Kurt Kardinal Koch, Yves Rossier, Miley Cyrus, Ueli Steck, Roger Daltrey, Lara Stoll, Hansueli Loosli, Boris Collardi, Monika Bütler, Stanislas Wawrinka, Miss Universe Gabriela Isler, Amr Badr, Urs Widmer, Anton Mosimann, Peter Scholl-Latour über alles; u. v. a.





PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Patek Philippe Boutique at Beyer
Bahnhofstrasse 31, Zürich

Ascona
Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel
Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern
Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz
Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad
Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken
Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters
Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano
Gübelin AG, Via Nassa 7
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern
Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz
Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL
Huber, Im Städtle

Zug
Lohri, Neugasse 9

Zürich
Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36





Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich bewahrt man sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Ref. 5205G, Calatrava Manschettenknöpfe.

Fordern Sie den Winter heraus.

Die M-Klasse mit 4MATIC.
Dem Allradantrieb von Mercedes-Benz.

Kraftvoll, dynamisch und ausdrucksstark – die M-Klasse lässt keine Wünsche offen. Und mit 4MATIC, dem Allradantrieb von Mercedes-Benz, sind Sie auch bei widrigen Strassenverhältnissen sicher, dynamisch und souverän unterwegs. Profitieren Sie von attraktiven Prämien und Leasingangeboten für alle 4MATIC-Modelle und informieren Sie sich bei Ihrem Mercedes-Benz Partner über einen zusätzlichen Flottenrabatt.

www.mercedes-benz.ch/4matic

ML 250 BlueTEC 4MATIC «Executive»	CHF 86 115.-
Ihr Preisvorteil	CHF 11 277.-¹
Barkaufpreis	CHF 74 838.-
4,4% Leasing ab	CHF 749.-/Mt. ²



Eine Marke der Daimler AG

MERCEDES-SWISS-INTEGRAL

Das serienmässige Service- & Garantiepaket für alle Modelle – exklusiv von Mercedes-Benz Schweiz AG.
10 Jahre Gratis-Service, 3 Jahre Vollgarantie (beides bis 100 000 km, es gilt das zuerst Erreichte).



Mercedes-Benz

¹ ML 250 BlueTEC 4MATIC «Executive», 2143 cm³, 204 PS (150 kW), Barkaufpreis CHF 74 838.- (Listenpreis CHF 86 115.- abzüglich CHF 6500.- Preisvorteil, abzüglich 6% Preisvorteil). Verbrauch: 6,0 l/100 km (Benzinäquivalent: 6,7 l/100 km), CO₂-Emission: 158 g/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 153 g/km), Energieeffizienz-Kategorie: C. Abgebildetes Modell inkl. Sonderausstattung: CHF 84 675.-

² Leasingbeispiel: Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 10 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 4,49%, 1. grosse Rate: CHF 16 800.-, Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 749.-. Exklusive Ratenabsicherung PPI. Ein Angebot der Mercedes-Benz Financial Services Schweiz AG. Vollkaskoversicherung obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann. Änderungen vorbehalten. Angebot gültig bis 31.12.2013. Immatriculation bis 30.06.2014.

Intern

Peter Scholl-Latour, 89, ist der Doyen unter den Weltchronisten. Seit Jahrzehnten hängen ihm Millionen an den Lippen, wenn er mit Worten die Kontinente verbindet, so, als hänge selbstverständlich alles mit allem zusammen. Wer sonst also ist besser geeignet, das Jahr 2013 für unsere Leser zu kommentieren? Als Urs Gehrig an der Tür seiner Dachwohnung hoch über Berlin-Charlottenburg klingelt, öffnet Scholl-Latour die Tür mit skeptischem Lächeln, die Hemdsärmel hochgerollt, um den Hals sein legendäres Foulard, passend für eine Wüstenexpedition oder ein Weihnachtsdinner. Während zweier Stunden dreht er an der Welt-



Nachricht bitte per Fax: Chronist Scholl-Latour.

kugel, stets aus der Position des staunenden Reisenden, und er platziert Sätze wie Anker-nägel, über Assad («Ein relativ harmloser Mann»), Putin («Ich verstehe ihn») und die NSA-Bespitzelung («Der Staat ist das kälteste aller kalten Ungeheuer»). Die Abschrift des Interviews solle man ihm in den Libanon faxen, wo er über die Festtage recherchiert. Eine E-Mail-Adresse habe er keine. «Dafür bin ich zu alt.» Seite 40

Unser Wirtschaftsredaktor Florian Schwab erschien an einem frostigen, verschneiten Morgen um halb zehn im 16. Stock eines Glaspalasts an der Avenue of the Americas in New York. Sein Auftrag: ein Gespräch mit der neuen Miss Universe Gabriela Isler. Pünktlich betrat die attraktive 25-jährige Venezolanerin mit Schweizer Pass das helle Sitzungszimmer. Schwab begann das Interview auf Spanisch, was der schönsten Frau der Welt wohl sympathisch

war. Bereitwillig gab sie in der Folge Auskunft über ihre Schweizer Wurzeln, ihre Schweigsamkeit in politischen Fragen, ihr Lieblingsparfüm und das perfekte Weihnachtsgeschenk



Schweizer Pass: Miss Universe Isler.

für ihren Freund und Männer im Allgemeinen. Gabriela Isler entpuppte sich als offene, umgängliche und im besten Sinne schweizerisch geprägte Miss Universe. Seite 64

In eigener Sache: In diesem Jahr durfte die *Weltwoche* ihren 80. Geburtstag feiern. Seit seiner Gründung pflegt das Blatt, das sich immer leidenschaftlich für die Schweiz einsetzte, seine niveauvolle Unabhängigkeit und die Freiheit, alle vernünftigerweise denkbaren Standpunkte in seinen Spalten abzubilden. Das Bestreben, die Wirklichkeit möglichst präzise und ohne Rücksicht auf politische oder andere Opportunitäten zu beschreiben, bestimmt das journalistische Handwerk dieser Zeitung. Ein gesundes Misstrauen kennzeichnet ihre Publizistik: Wo alle loben, muss man kritisieren. Wo alle kritisieren, muss man loben. Dieses unkonventionelle Programm wäre ohne eine treue Leserschaft nicht durchsetzbar. Ausserdem braucht es Firmen, die mit ihren Anzeigen vertrauensvoll auf einen Titel setzen, der sich politisch durch seinen demokratisch-staats-skeptischen Blick nicht in allen Lagern beliebt macht. Ihnen allen, unseren Lesern und unseren Anzeigenkunden, sei an dieser Stelle sehr herzlich gedankt. Wir werden auch in Zukunft alles daran setzen, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen. Wir wünschen Ihnen gesegnete Weihnachtstage und ein erfülltes neues Jahr. Wegen der Festtage erscheint die nächste *Weltwoche* erst am 3. Januar 2014.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp, Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



DOPPELTE SICHERHEIT

**EXTREM
WIDERSTANDSFÄHIG**

WWW.CERTINA.COM



1959
DS KONZEPT



1961
SCHILDKRÖTE, SYMBOL FÜR
WIDERSTANDSFÄHIGKEIT
AUF GEHÄUSEBODEN

DS EAGLE
GMT - ZWEITE ZEITZONE (24 H)
12-STUNDEN-CHRONOGRAPH

CERTINA 125TH
ANNIVERSARY

Mein 2013

Ein Rückblick.
Von Roger Köppel

Das alte Jahr geht etwas hektisch zu Ende. SVP-Nationalrat Hans Fehr ist erbost über meine «Personenkontrolle» von letzter Woche, wo ich ihn als «Heuchler» bezeichne, weil der Asyl-Hardliner aus Eglisau eine Asylbewerberin bei sich zu Hause beschäftigte. Die Interview-Anfrage lehnt er ab, nachdem er zunächst selber ein Interview vorgeschlagen hat; jetzt sei eine «sachliche Grundlage» nicht mehr vorhanden. So empfindlich?

Kollege Alex Baur ruft mich an, er könne die ganze Aufregung um Fehr nicht verstehen, alles lächerlicher Unfug, eine zum Skandal aufgeblasene Bagatelle, er wolle einen Gegenkommentar schreiben. Ich bin skeptisch, auch ein Fehr müsse sich doch an die Asylgesetze halten, sonst unglaublich et cetera. Baur hält mit Leidenschaft dagegen. Okay, dann soll er schreiben. Ich bin begeistert. Das ist *Weltwoche*.

Ich schreibe einen Brief an den Chef der niederländischen Airline KLM. Die Firma hat es fertiggebracht, meine Tasche, die ich gegen meinen Willen in Cardiff für Geld einchecken musste, beim Zwischenstopp in Amsterdam zu verhühnern. Eine Woche und Dutzende von Anrufen, Vertröstungen und Missverständnissen später bleibt die Tasche unauffindbar. Ich fürchte, sie lagert irgendwo in den Bäumen des Amsterdamer Flughafens, unerkant, falsch beschriftet, sich langsam zersetzend. Tücken der Billigfliegerei.

Es ist, bis jetzt, für mich ein gutes Jahr. Im Januar bin ich, nach einem Achillessehnenriss im Vorjahr, wieder in der Lage, schmerzfrei durch den Wald zu rennen. Die Zeit ohne Sport hat zu einer spürbaren Verengung meiner Anzüge geführt. Eitelkeit ist ein Laster.

Publizistisch werfen die Enthüllungen von Philipp Gut über die verdrängte linksradikale Vergangenheit von *Tagi*-Chef Res Strehle Wellen. Man wird mich später fragen, warum wir diese «alten Kamellen» ausgraben. Alte Kamellen? Der Chefredaktor der grössten angeblich überparteilichen Schweizer Qualitätstageszeitung lebte als über dreissigjähriger Doktor der Ökonomie mit Linksterroristen in Wohngemeinschaften zusammen, schrieb Bücher mit Terroristen, die im «Knast» sassen, und verfasste bis über seinen 40. Geburtstag hinaus einfühlsame Analysen, in denen er beispielsweise die Erschiessung von Unternehmern durch Linksquerrillas im demokratischen Por-



«Lebensfroh, ohne das Leben zu beschönigen.»

tugal als denknötwendige Umsetzung marxistischer Axiome verherrlichte. Ich bin nicht der Meinung, dass man Strehle für seinen Unsinn einsperren sollte, aber es ist eine Frage der Glaubwürdigkeit. Ausgerechnet der feinsinnigste Moralapostel unter den Journalisten blendet seine moralischen Abgründe aus: Doppelmoralist Strehle.

Der Sommer steht im Zeichen der Antike. Ich besuche in Ohio den Mythenforscher Fritz Graf, um das Thema zu erörtern, warum in Griechenland das moderne Denken und im Nahen Osten das Christentum entstehen konnte. Ich spüre, dass ich älter werde, an meinem wachsenden Interesse für metaphysische Fragen. Die Ferien verbringen wir in den Hügeln Mallorcas, in Deià. Dort lebte bis zu seinem Tod der britische Schriftsteller Robert von Ranke-Graves, der packend über römische Kaiser und griechische Sagen geschrieben hat. Der Grund unserer Reise aber ist nicht Graves, sondern Rolf Knie. Der erfolgreiche Schweizer Künstler hat das Cover unserer 1.-August-Ausgabe gestaltet, und ich nutze die Gelegenheit, den von mir seit langem bewunderten Multi-Unternehmer, dem die Schweiz am Herzen liegt, endlich einmal richtig zum Gespräch zu treffen. Es wird ein wundervoller Abend voller Anekdoten. Ich wusste gar nicht, dass Rolf Knie ein Treffen zwischen der Familie von Charlie Chaplin und Michael Jackson in Vevey organisierte, wo sich Jackson verfuhr, von einer Tankstelle aus Knie anrief und vom Schweizer kundig zu Chaplin gelotst wurde.

Dank einer Diät gelingt es mir, mein Übergewicht des Vorjahrs abzuholzen, doch die Kilos wachsen unerbittlich nach.

Eitelkeit bleibt ein Laster, auch wenn man sie mit Würde und Selbstironie erträgt.

Nach den Ferien: grosses Sommerfest, ausserdem eine Party zum 80. Geburtstag der *Weltwoche*. Wir feiern im «Terrasse» des genialen Zürcher Gastro-Königs Rudi Bindella. Ich bin enorm dankbar. Seit ihrer Gründung ist die *Weltwoche* eine unkonventionelle Zeitung, die aus der Reihe tanzt und die schweizerische Neigung zum Konsens produktiv aufmischt. Die *Weltwoche* muss unbequem bleiben und Gegensteuer geben, wo nötig. Nur wer nichts sagt, kommt überall gut an.

Der Herbst geht schnell vorbei. Ich hole den verletzungsbedingt verpassten Sport des Vorjahrs nach, vor allem Tennis. Man muss sich vom Ärger der Schweizer Politik ablenken. Wie ist es möglich, dass der Bundesrat laufend Standortvorteile verscherbelt, die über Jahrhunderte aufgebaut wurden? Er gibt dem Ausland noch dort nach, wo gar nichts gefordert wurde. Fluch und Segen der Schweiz: Das Volk regiert, aber es braucht ein oberstes ausführendes Organ – das sich manchmal mit dem Chef verwechselt. Alle grösseren Probleme der Schweiz haben am Ende damit zu tun, dass sich der Bundesrat für die Regierung hält.

Ich flüchte mich in Lektüre. Die grösste Entdeckung des Jahres: John Updike (1932–2009), für mich jetzt der grösste amerikanische Autor, den ich kenne, besser noch als Philip Roth, der bisherige Favorit. Das Geniale an Updike ist seine schmerzhaft genaue Beobachtungsgabe, der kein Elend verborgen bleibt, doch der Blick ist lebensfroh, ohne das Leben zu beschönigen. Ich stosse auf einen Essay Updikes über Karl Barth und die protestantische Gnadenlehre. Updike und Christoph Blochers Lieblings-theologe? Gespenstisch: Noch immer enden die Wege irgendwann beim Überpolitiker aus Herrliberg.

Auf Weihnachten freue ich mich, wenn gleich ich jedes Jahr unter einem schlechten Gewissen leide (zu viel Gebäck).

Ich schaue mir auf Youtube die Aufnahme der Band Cream in die Rock and Roll Hall of Fame an. Es spricht der grosse türkisch-amerikanische Plattenboss Ahmet Ertegun, der in Bern aufwuchs – ein weiterer Beweis für die Weltoffenheit dieses Landes. Cream-Gitarrist Eric Clapton ist damals, 1993, genauso alt wie ich heute, 48), dynamisch und jung wirkend. Zwanzig Jahre später sieht der gleiche Clapton alt und grau aus, wenn auch besser als seine Cream-Kollegen Ginger Baker und Jack Bruce.

Ich stelle mich auf den biologischen Krieg des Alters ein und beginne darüber nachzudenken, wo ich, so Gott will, meinen 50. Geburtstag feiern werde.



«Unverschämtes Glück»: Urs Widmer. Seite 98



Apokalyptisch: Taifun-Opfer. Seite 16



Fluch und Segen: Stanislas Wawrinka. Seite 56



«Eine Nasenlänge voraus»: Miley Cyrus. Seite 78

5 Editorial

- 11 **Kommentar** Kleine Wintersonnenwende
- 11 **Im Auge** Prinz von Homburg, Boxer
- 12 **Politik** Aufregung!
- 12 **Weihnachten** Zeit für Kerzen
- 14 **Nachruf** Peter O'Toole, Schauspieler
- 14 **Personenkontrolle** Zopfi, Mauch, Berset, Moret, Wanner

16 **Wenn die Palmen weinen**

Michael Steiner über die Philippinen nach dem Taifun

- 18 **Affäre Legrix** Die Jäger werden zu Gejagten
- 19 **Zahlungsverkehr** Angriff auf die Privatsphäre
- 19 **Energie** Ökostrom ist hoch subventioniert
- 20 **Universität** Wieder ein Titelschwindler
- 22 **Sessions-Check** Apéros, Ansprachen, Nachtessen
- 24 **Landwirtschaft** Schweizer Bauern sind Realisten
- 26 **Die Deutschen** Müllers Peepshow
- 26 **Wirtschaft** Auktion statt Freipass
- 28 **Ausland** Jahresrückblick von Hansrudolf Kamer
- 30 **Mörgeli** Unkontrollierte Selbstbedienung
- 30 **Bodenmann** Die «Schlampi»-Initiativen
- 33 **Medien** Der Letzte seiner Art
- 33 **Gesellschaft** Coming-out
- 34 **Leserbriefe/Darf man das?**

Interview-Sonderheft: Wir sind 2013

- 36 **Inhalt/Bilder des Jahres**

40 **«Die Heuchelei des Westens»**

Unbestechliche Betrachtungen von Peter Scholl-Latour

46 **«Bluffen können Sie nur einmal»**

Chefdiplomat Yves Rossier über Fondue und fremde Richter

48 **«Man braucht eine dicke Haut»**

Nachdenken über die Schweiz mit Ökonomin Monika Bütler

50 **«Wir sind keine Idioten in Bern»**

Ständerat Thomas Minder redet Klartext über Zuwanderung

52 **«Träume kann man nicht erschiessen»**

Der Kampf des pakistanischen Mädchens Malala Yousafzai

56 **Der Held, der sich nach oben krampfte**

Stanislas Wawrinka, der Tennisspieler neben Roger Federer

60 **«Jetzt erst recht»**

Swisscom-Chef Hansueli Loosli über ein aufwühlendes Jahr

63 **Internet** Wie Massimo Portmann zum Facebook-Star wurde

64 **«Wir haben diesen Glanz in den Augen»**

Die neue Miss Universe über ihre Schweizer Wurzeln

68 **«Ich lebe in der Zukunft»**

Julius-Bär-Chef Boris Collardi über die Zukunft der Banken

71 **Pop** Backstage mit Bastian Baker

72 **«Nur ich und die Wand»**

2013 war für Alpinist Ueli Steck das Jahr der Extreme

75 **Finanzplatz** Rück- und Ausblick mit Bruno Frick (CVP)

76 **«Der Islam – eine eigenwillige Tochter»**

Kurt Kardinal Koch, höchster Schweizer im Vatikan, über 2013

VIRTUOS | SINNLICH



125
Jahre

BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com



«Ich mag Whisky gar nicht so»: Slam-Poetin Lara Stoll. Seite 84

78 «Reif für eine vergnügliche Zeit»

Ist Popstar Miley Cyrus wirklich der «weibliche Rebell», als der sie sich gibt?

80 «So schnell stirbt das Milieu nicht»

Der pensionierte Personenfahnder Fredi Hafner spricht über seine Erfahrungen

82 «Es war ein ägyptisches Freudenfest»

Amr Badr hat gegen Präsident Mursi gekämpft und zu dessen Sturz beigetragen

84 «Ich profitiere davon, eine Frau zu sein»

Slam-Poetin Lara Stoll provoziert mit ihrer neuen Satiresendung

86 Peter «Safari» Shehe Vom Hauswart in Arbon TG zum Regierungschef in Kenia

87 Fussball Fabian Schärs Aufstieg beim FC Basel

88 «Ich prügelte sie zur Ordnung»

Roger Daltrey, Sänger von The Who, über seine Band und seinen Zorn auf die EU

92 «Ich esse alles»

Starkoch Anton Mosimann über das Weglassen von Fett und gebratene Schlangen

94 «Ein Leben ohne Sex ist befreiend»

Eveline Hall verzichtet als Model auf Botox oder Schönheitsoperationen

96 «Tornado der Erneuerung»

Montblanc-Chef Jérôme Lambert über Manager, Uhren, Füller und Balzac

98 «Gar nichts ist eng in der Schweiz»

Der Drang von Autor Urs Widmer, gegen Banken und Isolationisten anzukämpfen

102 Wir sind 1913

Schriftsteller Florian Illies taucht ein in das Jahr vor der deutschen Urkatastrophe

105 Hochzeit Adrian Stern und Mylen Yang

105 Thiel Dual Use

106 MvH trifft Urs «Polo» Hofer, Musiker

Autoren in dieser Ausgabe

Michael Steiner



Der 45-Jährige ist der erfolgreichste Filmemacher in der Schweiz. Als Augenzeuge der Verwüstungen, die der Monstertafun «Yolanda»

letzten Monat auf den Philippinen angerichtet hat, schreibt er über den erstaunlichen Lebenswillen der Überlebenden. Seite 16

David Mugglin



Der freie Fussballjournalist und Buchautor («Das Spiel meines Lebens») stand selber für den FC Luzern auf dem Rasen. Für diese Ausgabe hat er Fabian Schär interviewt, der

noch letztes Jahr für den FC Wil kickte und jetzt als Nationalspieler und Star des FC Basel für Furore sorgt. Seite 87

Neu im iKiosk!



Lesevergnügen jetzt auch unterwegs. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

HABEN SIE IM JAHR 2100 NOCH EIN ZEITFENSTER OFFEN?



MANERO CHRONOPERPETUAL

Ein ewiger Kalender mit korrekturfreier Anzeige von Datum, Wochentag, Monat und Mondphase: Das Uhrwerk der Manero ChronoPerpetual benötigt bis 2100 keine manuelle Einstellung mehr. Ihr zeitlos klassisches Äusseres bietet Übersicht und Formvollendung. Eine Uhr für Kenner, die Wert auf traditionelle uhrmacherische Meisterleistung und höchste Funktionalität legen – streng limitiert und hochexklusiv.

BOUND TO TRADITION – DRIVEN BY INNOVATION



CARL F. BUCHERER

FINE SWISS WATCHMAKING

BUCHERER GESCHÄFTE BASEL, FREIE STRASSE 40, T 061 261 40 00 **BERN**, MARKTGASSE 2, T 031 328 90 90 **DAVOS**, PROMENADE 69, T 081 410 00 50
GENÈVE, 45, RUE DU RHÔNE, T 022 319 62 66, 22, RUE DU MONT-BLANC, T 022 732 72 16 **INTERLAKEN**, HÖHEWEG 43, T 033 826 02 02 **LAUSANNE**, RUE DE BOURG, T 021 312 36 12
LOCARNO, PIAZZA GRANDE, T 091 751 86 48 **LUGANO**, VIA NASSA 56, T 091 923 14 24 **LUZERN**, SCHWANENPLATZ 5, T 041 369 77 00 **ST. GALLEN**, MULTERGASSE 15, T 071 222 02 22
ST. MORITZ, VIA MAISTRA 17, T 081 833 31 03 **ZERMATT**, BAHNHOFSTRASSE 6, T 027 967 53 53 **ZÜRICH**, BAHNHOFSTRASSE 50, T 044 211 26 35
ZÜRICH FLUGHAFEN, AIRSIDE CENTER, T 044 800 85 40 **KURZ GESCHÄFTE BASEL**, FREIE STRASSE 39, T 061 269 60 60 **LUZERN**, WEGGISGASSE 25, T 041 419 40 20
ZÜRICH, BAHNHOFSTRASSE 80, T 044 219 77 77 **SWISS LION GESCHÄFTE ENGELBERG**, TITLIS, T 041 372 10 90 **LUZERN**, LÖWENPLATZ 11, T 041 410 61 81

WWW.CARL-F-BUCHERER.COM

A portrait of Roger Federer in a black tuxedo and white shirt with a black bow tie, looking slightly to the right with a subtle smile. The background is dark with several bright, out-of-focus spotlights.

jura[®]

*»Latte macchiato
bitte – frisch gemahlen,
nicht gekapselt.«*



SWISS  MADE

Kaffeekultur für Leute mit Stil: Die neue IMPRESSA J9.3 One Touch TFT Carbon beeindruckt selbst anspruchsvollste Geniesser wie Roger Federer. Sie schätzen die selbsterklärende Bedienung über TFT-Display und Rotary Selection ebenso wie den stufenlos höhenverstellbaren Cappuccinoauslauf mit revolutionärer Feinschaum-Technologie. Die IMPRESSA J9.3 macht vom feurigen Ristretto bis zum hippen Latte macchiato jeden Kaffeeraum wahr. Auf Knopfdruck und ohne Verschieben der Tasse. JURA – If you love coffee.

JURA Elektroapparate AG, Kaffeeweltstrasse 10, 4626 Niederbuchsiten – www.jura.com

Kleine Wintersonnenwende

Von Urs Paul Engeler — Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf ist die Verliererin des Jahres. Ihre Abstrafung muss eine generelle aussenpolitische Umkehr einleiten.



«Frankreich wünscht dies»: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

Richtig freuen können die Bürgerinnen und Bürger sich noch nicht. Doch leise Hoffnungen dürfen sie hegen. Was sich im Laufe des Jahres angedeutet hat, wurde in den letzten Wochen konkreter: Das Parlament, das heisst in erster Linie der Nationalrat, rebelliert und schluckt nicht mehr jeden Unsinn, den Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf, die dominante Frau im Bundesrat, aufischt.

Obwohl die BDP-Frau die allerschlimmsten Katastrophenszenarien heraufbeschworen hatte, lehnten die Räte schon im Sommer den unwürdigen Deal mit den USA ab. Obwohl sie abermals schieres Unheil für die Schweiz prognostiziert hatte, schickte die grosse Kammer den schmachvollen Erbschaftssteuervertrag mit Frankreich bachab. Obwohl sie lobbyierte, versenkten die Abgeordneten ihr Sparpaket. Und obwohl sie abermals bat und bettelte, kürzten sie umgekehrt das Bundesbudget um 150 Millionen Franken. Das ist in Franken eine Bagatelle, politisch indes gerade darum von Bedeutung. Denn es war die gezielte Beleidigung einer Rechthaberischen und Erfolgsverwöhnten.

Fünf böse Jahre lang hatte die linke «Bürgerliche» alles durchs Parlament gebracht, jede neue Konzession ans Ausland, jede Verschärfung der Gesetze im Innern. Ihr magischer Trick, immer die nötigen Mehrheiten

zu finden, war nicht das gute Argument, sondern der irrationale Anti-SVP-Reflex. Allein der Effekt, dass Widmer-Schlumpf die Sache vertrat und gegen die SVP opponierte, schloss rasch die Reihen.

Dem Gros der Politiker dämmert es

Nun ist die Frau entzaubert. Langsam dämmert auch dem Gros der Politiker, dass die lange Reihe von Zugeständnissen an andere Staaten und an internationale Gremien dem Land gar nichts nützt, dass die Ministerin somit nicht die Interessen der Eidgenossenschaft vertreten, sondern bis in die verräterische Wortwahl («das Angebot der USA» oder «Frankreich wünscht dies») die Anliegen der anderen vorgetragen hat; dass das Nein zu den Forderungen aggressiver Staaten die Position der Schweiz nicht schwächt, sondern stärkt und, schliesslich, dass die Schäden bereits enorm sind, die ihre fremdbestimmte Politik angerichtet hat.

Aussenpolitisch ist die Eidgenossenschaft in dieser unseligen Phase zum Verein beliebig strapazierbarer Waschlapen verkommen. Im Innern würgt die fiskalische Regulierungs- und Kontrollwut die letzten Reste einer liberalen bürgerlichen Selbstverantwortung ab.

Zumindest der Anfang einer Wende ist sichtbar. Eveline Widmer-Schlumpf ist die

»» Fortsetzung auf Seite 12

Das beste Interview



Prinz von Homburg, Boxer.

Der Interviewer erkundigte sich, wie es ihm so gehe nach fünf Niederschlägen, und der Prinz von Homburg, der eigentlich Norbert Grupe hiess, liess als Antwort zwei Worte aus der Frage nachhallen: «...gestern Abend...?» Nochmals, wie er sich fühle? «Wieder gut.» Fortan sagte der Prinz von Homburg keine Silbe mehr. Der Moderator stellte seine bandwurmlangen Nörglerfragen, damals, als Boxen noch eine total ernsthafte Sache war, am 21. Juni 1969 im «Aktuellen Sportstudio» des ZDF, zunehmend genervt, und der Boxer, der am Abend zuvor den Kampf gegen den Argentinier Oscar Bonavena verloren hatte, schwieg lächelnd und manchmal röchelnd vor unterdrücktem Lachen. So ging das zwei Minuten lang, der Frager sass in der Falle und fragte – immer abfälliger, der Halbschwergewichtskämpfer konterte mit maliziösem Schweigen. Grosses absurdes Theater mit dem klugscheiserischen Grossinquisitor und dem Nichtsager, der dem Fernsehen den Stecker rauszog.

Der Bund Deutscher Berufsboxer sperrte Herrn Grupe anschliessend auf Lebenszeit wegen berufsschädigenden Verhaltens. Der Prinz war auch als Schauspieler im Geschäft, so schwie er auf Englisch in Bernhard Wickis Film «Morituri» neben Marlon Brando und Yul Brynner, er spielte Zuhälter, Terroristen und den finsternen Karpatenfürsten Vigo in «Ghostbusters II». Bevor er boxte, trat er in den USA als Freistilringer in der Wrestling-Show seines Vaters auf. Später, in Germany, stand er mit einem Bein ständig im Gefängnis wegen seiner Verbindungen ins Rotlichtmilieu und zu den Hells Angels. Der Prinz, der durchaus nicht auf den Mund gefallen war, nahm es dichterisch: «Alles ist vergänglich, ausser lebenslänglich.» Mit der Zeit verloren sich seine Spuren in Los Angeles. Er starb 2004 in Puerto Vallarta, Mexiko, mit 64 Jahren an Krebs. Der Mann mit dem kleistschen Nom de Plume hatte sich übrigens nach der ZDF-Performance wohlgezogen für das «sehr aufschlussreiche» Gespräch bedankt, dem Interviewer Rainer Günzler wünschte er weiterhin «freundliche Augen und Worte».

Peter Hartmann

Verliererin des Jahres. Sie ist angeschlagen, ja nachhaltig geschwächt und wird Mühe haben, weitere Gesetze, die den Bürger schikanieren, durchzubringen. Eiligst plant sie derzeit die «Umsetzung der revidierten, internationalen Empfehlungen in der Bekämpfung von Terrorismusfinanzierung und Geldwäscherei». Für den arglosen Schweizer Bürger würde ihre neuste Offensive auf sieben neuen Überwachungsfeldern zum Beispiel bedeuten, dass er Bargeldtransaktionen ab 100 000 Franken nicht mehr freitätigen könnte, sondern stets über einen staatlich überprüften «Finanzintermediär» (mit Kostenfolgen) abwickeln müsste. Die skeptischen Reaktionen der Parteien («überbordend», «der falsche Weg», schreibt die FDP) lassen hoffen, dass das Projekt zumindest radikal gestutzt wird.

Dass der mächtigen Missionarin der internationalen Anpassung und internen Bevormundung immer mehr Boden unter den Füßen weggezogen wird, mag jene zufriedenstellen, die sie verraten hat. Die parteipolitische Freude ist jedoch höchstens ein Nebenaspekt der positiven Entwicklung. Entscheidender aber ist das gesamtpolitische Signal. So ehrgeizig und selbstbezogen Widmer-Schlumpf ist, so handelt sie letztlich als Chefin eines stattlichen Geschwaders famoser Finanzdiplomaten, die sich nicht mehr als harte Verfechter schweizerischer Werte und Interessen verstehen, sondern als Durchlauferhitzer fremder Forderungen. Dieser Automatismus ist gebremst.

Säuselnd-schleichender Burkhalter

Der Mann des nächsten Jahres, den es misstrauisch zu beobachten gilt, wird Didier Burkhalter (FDP) sein, Bundespräsident und Aussenminister. In dieser speziellen Kombination arbeitet er an der noch engeren Anbindung der Schweiz an die Institutionen der EU. Er tritt nicht herrisch auf, sondern säuselnd und schleichend. Das kann allzu Gutmütige täuschen. Denn auch Burkhalter agiert als Sprecher der beachtlich breiten Beamten- und Botschafterschar, die lieber gefällig internationalen Direktiven gehorcht, als zäh verhandelt. Obwohl die Nachteile dieser Einbahn-Politik immer spürbarer werden, ist der Automatismus der Annäherung an Brüssel noch nicht gebremst.

Die allmähliche Befreiung vom Diktat der internationalen Organisationen, der Verwaltung und der Exekutive, wie sie dem Parlament in der Fiskalpolitik allmählich gelingt, muss zum generellen Masstab der Aussenpolitik werden. Und wenn mit dieser Wende der nette Didier Burkhalter zum Verlierer des nächsten Jahres avanciert, wird dies dem Land nicht zum Schaden gereichen.

Politik

Aufregung!

Von Alex Baur — SVP-Hardliner
Hans Fehr wird vorgeworfen,
dass er zu nett ist.

Aufregung ist angesagt. Nationalrat Hans Fehr (SVP/ZH), der sich als Hardliner in der Asylpolitik profiliert, soll sich privat für den Verbleib einer serbischen Asylantenfamilie eingesetzt und diese sogar noch schwarz beschäftigt haben. Das sei heuchlerisch, monierte *Weltwoche*-Chef Roger Köppel letzte Woche – Wasser predigen und Wein saufen.

Ich muss gestehen: Ich konnte schon die Aufregung nicht teilen, welche die *Weltwoche* vor zwei Jahren in der Affäre um die Ständeratskandidatin Karin Keller-Sutter (FDP/SG) verbreitete. Auch sie galt als Asyl-Hardlinerin, auch sie hatte sich für eine abgewiesene Asylantenfamilie eingesetzt. Mir war nie richtig klar, was Keller-Sutter verbrochen hat. Ich weiss es auch bei Fehr nicht. Mir fällt bloss auf, dass sich heute Leute über Hans Fehr aufregen, die dasselbe bei Karin Keller-Sutter in Ordnung fanden – und umgekehrt.

Die Fakten (soweit bekannt): Ursula Fehr hatte als Gemeindepräsidentin von Eglisau seit Jahren mit einer Asylantenfamilie aus Serbien zu tun; dem Familienvater besorgte sie einen regulären Job; die Frau half ihr gelegentlich im Haushalt aus, wofür Ursula Fehr ihr jeweils etwas Geld gab (rund einen Hunderter pro Monat). Frau Fehr setzte sich auch dafür ein, dass die serbische Familie trotz negativem Asylentscheid in der Schweiz bleiben darf.

Worüber soll ich mich jetzt aufregen? Dass Hans Fehr seine offenbar weicherzige Frau nicht im Griff hat? Dass Herr Fehr privat nicht die Ausländer- und Asylantenfeindlichkeit an den Tag legt, die man von ihm doch erwarten würde? Dass eine Asylantenfamilie arbeitet, statt Sozialhilfe zu beziehen? Oder soll ich mich über jene SVP-Politiker aufregen, die schon die Messer wetzen, weil sich gerade eine Chance bietet, einen Oldie loszuwerden?

Mag sein, dass die meisten Leute in diesem Land möglichst wenig mit Asylanten zu tun haben wollen und meinen, der Sozialstaat solle sich um diese kümmern. Ich halte es umgekehrt. Ich bin froh, wenn der Staat die Zuwanderung reguliert und konsequent kontrolliert; doch ich meine, wir sollten den Immigranten in unserer Nachbarschaft mit Gastfreundschaft und Grossherzigkeit begegnen.

Herr und Frau Fehr, ich kenne Sie persönlich nicht. Aber ich glaube, Sie haben das Richtige getan. Es ist schön, dass Sie sich für Ihre serbischen Nachbarn eingesetzt haben. Und wenn bei der AHV noch eine Rechnung offen ist, dann zahlen Sie diese halt. Frohe Festtage.

Weihnachten

Zeit für Kerzen

Von Allan Guggenbühl — Sollte
man das Fest der Liebe besser
allein am Strand feiern?

Ein Roman? Eierbecher? Oder drei Flaschen Wein? Ein Geschenk für den Liebsten, die Eltern, die Schwester oder das Göttikind zu finden, ist eine mentale Herausforderung. Findet man etwas, das nicht entsorgt wird, peinlich ist oder der Beschenkte bereits besitzt? Die Einkaufszentren sind voll von verzweifelten Ehemännern, aufgeregten Ehefrauen, verlorenen Söhnen und Töchtern, die sehnlichst auf die ultimativ passende Gabe hoffen. Wieso beteiligt man sich an diesem Konsumrausch? In einer Wohlstandsgesellschaft, in der alle bereits alles besitzen, was sie sich wünschen?

Dazu kommt: Weihnachten ist die Zeit der familiären Spannungen, Auseinandersetzungen und des Aufbruchs alter Wunden. Konflikte sind die Regel. Der Vater ärgert wegen seiner politischen Aussagen, die Schwester irritiert mit dem Stolz auf ihre Tochter, und der Schwager trinkt zu viel. Macht man das den Kinder zuliebe? Die nur «Star Wars VII» im Kopf haben? Wieso sitzt man zusammen, tauscht Materialien aus, gibt Töne von sich und isst zu viel? Ist es nicht besser, man verbringt Weihnachten an einem tropischen Strand?

Nestwärme der Familie

Aus ethnopsychologischer Perspektive geht es um etwas anderes. Es wird immer kälter, die Nächte werden länger, die Natur hat sich zurückgezogen, und wer weiss, ob der nächste Frühling kommt! In düsteren Zeiten sucht man die Nestwärme der Herkunftsfamilie, vertraute Nähe und will Ängste vertreiben. Gleichzeitig betritt man jedoch ein Minenfeld. Nähe produziert Konflikte, alte Wunden werden aufgerissen: Unverdaute Kindheits-erlebnisse, Erbschaftsstreitigkeiten, versteckte Machtkämpfe oder Verletzungen brechen auf und eskalieren. Weihnachten ist die Zeit der Familienkonflikte. Präventionsmassnahmen sind angebracht: Man übergibt sich etwas Materielles, das die Beziehung bestätigt – sofern es passt, nicht zu gross oder zu bescheiden ist. Die Natur versuchen wir wiederzubeleben, indem wir um einen Baum stehen, ihn besingen und anzünden. Und die Völlerei reduziert Aggressionen und ebnet Differenzen ein. Ausserdem: Nicht nur Harmonie, sondern auch positive und negative Emotionen und materielle Geschenke festigen Beziehungen. Darum: Geschenke, Kerzen, zu viel Essen sind besser als ein Ticket für die Malediven.

Burma auf dem Irrawaddy

Mit dem Suitenschiff RV Thurgau Exotic 2

Im Land der «Goldenen Pagoden»



- Faszinierende Flusslandschaften
- Einzigartige Kulturschätze
- Luxuriöses Suitenschiff für 28 Gäste
- Suiten über die ganze Breite des Schiffes, weltweit einmalig
- Top Service an Bord

Rangun–Bagan–Mandalay

- 1. Tag Schweiz–Rangun** Flug via Bangkok nach Rangun.
- 2. Tag Rangun** Nach Ankunft 1. Teil der Stadtrundfahrt. Einschiffung. Nachmittags Besuch der berühmten Shwedagon Pagode.
- 3. Tag Rangun–Ma U Bin** 2. Teil der Stadtrundfahrt. Mittags «Leinen los!». Fahrt durch den Twante Kanal.
- 4. Tag Danupyu** Rundfahrt mit Fahrrad-Rikschas. Besuch von Mönchskloster und Zigarren-Manufaktur. Fahrt Irrawaddy Delta.
- 5. Tag Myan Aung–A Kauk Taung** Am Morgen Rundgang durch Myan Aung zum Stadtzentrum mit lokalem Markt.
- 6. Tag A Kauk Taung–Shwe Daung** Passage Klippen von A Kauk Taung. Busfahrt nach Shwe Daung. Stadtrundfahrt Pyay.
- 7. Tag Thayet Myo** Rundgang durch die ehemalige Grenzstadt zwischen Süden und Norden.
- 8. Tag Minhla–Magwe** Besichtigung der Festung von Minhla. Nachmittags Busausflug in die Umgebung von Minhla.
- 9. Tag Magwe** Rundfahrt mit Fahrrad-Rikschas, Besuch von Markt, Eisenschmiede, Myat Thalon Pagode. Nachmittags Schifffahrt.
- 10. Tag Sale–Tan Gyi Taung** Spaziergang durch Sale. Fahrt auf den Tan-Gyi-Taung Berg. Abends Elefantentanz einer lokalen Theatergruppe.

Shwedagon-Pagode



- 11. Tag Bagan** Besichtigung einiger der wichtigsten Tempel und Pagoden. Abends traditionelles Puppentheater an Bord.
- 12. Tag Yandabo** Rundgang durch das Dorf mit vielen familiär geführten Töpfereien.
- 13. Tag Amarapura** Schifffahrt am Morgen. Busausflug nach Amarapura. Verschiedene Besichtigungen sowie der U Bein Brücke, der längsten Teakholzbrücke der Welt.
- 14. Tag Sagaing–Ava–Mingun** Busfahrt in die Sagainghügel und zur Ruinenstadt Ava. Besichtigungs-Rundfahrt mit Pferdekutschen. Schifffahrt vorbei an Mandalay nach Mingun. Besuch des Mingun Tempels. Abends Tanzaufführung an Bord.
- 15. Tag Mandalay** Stadtrundfahrt mit Mahamuni Pagode, Teakholzkloster und Handwerksbetrieben. Besuch Kuthodaw Pagode und weiterer Handwerksbetriebe. Abschieds-Cocktail an Bord.
- 16. Tag Mandalay–Bangkok** Ausschiffung. Transfer zum Flughafen. Rückflug via Bangkok.
- 17. Tag Zürich** Am Morgen Ankunft und ind. Heimreise. *Programmänderungen vorbehalten.*

Mandalay–Bagan–Rangun

Gleiches Programm in umgekehrter Richtung.

RV Thurgau Exotic 2

Im Kolonialstil in Burma gebautes Holzschiff für max. 28 Gäste. Elegant eingerichtet überzeugt das Schiff durch die familiäre Atmosphäre. Die grosszügigen Suiten verfügen über Klimaanlage, DU/WC, Föhn, Safe. Sie erstrecken sich über die gesamte Breite des Schiffes, so dass sich der Blick auf beide Ufer bietet (weltweit einmalig). Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz. Eine kleine Salonbar befindet sich auf dem überdachten Sonnendeck. **Nichtraucherschiff** (im Aussenbereich darf geraucht werden).

Restaurant



17 Tage ab Fr. 3990.–

Suite Hauptdeck, Rabatt von Fr. 2000.– bereits abgezogen



Suite Oberdeck

Es het solangs het
Rabatt* bis Fr. 2000.–
*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs

Reisedaten 2014 Rabatt

Mandalay–Rangun	Rangun–Mandalay
15.07.–31.07. 2000	25.03.–10.04. 1000*
12.08.–28.08. 2000	29.07.–14.08. 2000
09.09.–25.09. 2000	26.08.–11.09. 2000
*letzte Plätze	23.09.–09.10. 1500

Die Daten und Preise für die Wintersaison 2014/15 finden Sie im Internet oder bestellen Sie den Katalog.

Unsere Leistungen

- Flusskreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Flüge ab/bis Zürich mit Thai Airways oder anderer IATA Gesellschaft in Economy Class
- Transfers, Hafentaxen
- Alle Landausflüge und Stadtrundfahrten
- Thurgau Travel Schiffsmanagement
- Lokale deutschsprachige Reiseleitung

Nicht inbegriffen

Trinkgelder, Visum Fr. 80.–, Getränke, Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Elvia), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)

Einzelkabine Hauptdeck	5990.–
Suite Hauptdeck	5990.–
Suite Oberdeck Mitte	6390.–
Suite Oberdeck vorn	6790.–
Front-Suite Oberdeck, Privatbalkon	7790.–
Zuschlag Business Class	auf Anfrage

Expeditionsreisen mit RV Thurgau Exotic 1

Chindwin: Bagan–Paungbyin–Mandalay
04.08.–21.08. ab Fr. 4290.– Rabatt 1700.– abgezogen
18.08.–04.09. ab Fr. 4490.– Rabatt 1500.– abgezogen

Upper Irrawaddy: Mandalay–Bhamo–Bagan
18 Tage ab Fr. 3990.– Rabatt 2000.– abgezogen
Abreisedaten: 21.07. 2000 01.09. 1500 15.09. 1300
29.09. 1000 13.10. 600

(Suite Hauptdeck, Vollpension, Flüge, Übernachtungen in 4-Sterne-Hotels, alle Ausflüge)

Informationen unter www.thurgautravel.ch oder Katalog verlangen

Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550
verlangen Sie Jeannine Büsser

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen
zu moderaten Preisen



Nachruf



Wie ein Seiltänzer: Schauspieler O'Toole.

Peter O'Toole (1932–2013) — Er war ein mokanter Schlaks, der immer ein wenig den Eindruck machte, als geniesse er sich beim Spiel als «Lawrence of Arabia» (1962), «Lord Jim» (1965) oder König Heinrich II. in «The Lion in Winter» (1968) et cetera. Der ehemalige Theater-Zornbinkel liebte, wie Kollege Richard Burton, gebrochene Helden. Mit seinen wasserblauen Augen, dem breiten Mund mit dem leicht spöttischen Zug, dem die Sätze oft kaltblütig wie Knallfrösche entglitten, und dem sandblonden Haar war er in seinen Paraderollen («Lawrence of Arabia», «Lord Jim») wie ein Seiltänzer, der es genoss, auf dem schmalen Grat zwischen Zivilisation und Wildnis zu spielen. Das unterschied ihn von der hedonistischen Rustikalität Richard Burtons. O'Toole blieb ein Dandy, der sich zwischen Takt und Tücke aalte, ein intellektueller Arbitrer Elegantiarum, dem noch in höchster Gefahr biestige Aperçus von den Lippen tropften. Wahrscheinlich liegt hier die Ursache für O'Tooles Faszination, ob er durch die Wüste ritt oder sich durch den Dschungel kämpfte. 1932 als Sohn eines irischen Buchmachers und einer Krankenschwester geboren, lehnte Peter 2003 den Oscar für sein Lebenswerk einfach ab; er sei schliesslich noch «im Spiel». Die Academy reagierte verschnupft (später nahm er ihn dann doch an). Eine Haltung, die den Spieler im Spiel verrät, den er mit enormer Wucht auf der Bühne als Shakespeare-Mime auch zu gestalten wusste. Peter O'Toole reüssierte ebenfalls in Komödien wie «How to Steal a Million» (1966). Er war eine einmalige Mischung aus gotischem Recken und durch und durch irischem Ironiker. *Wolfram Knorr*

Personenkontrolle

Zopfi, Mauch, Hensch, Colonnello, Moret, Berset, Wanner, Gassler

Es hätte ein spannender Anlass werden können: Die Organisatoren der Living Library luden kürzlich Margrit Zopfi zu einer Veranstaltung im Zürcher Stadthaus ein. Das Thema: «Zivilcourage – wenn nicht ich, wer dann?» Zopfi, die als Beamtin die Misswirtschaft im Zürcher Sozialamt aufdeckte, sollte zum Thema Whistleblowing referieren. Als Gastgeberin fungiert niemand Geringerer als die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP). Eine brisante Konstellation, wurde Margrit Zopfi von der Stadt Zürich doch fristlos entlassen und jahrelang juristisch verfolgt. Zopfi hatte bereits zugesagt, als sie wieder ausge-



Zivilcourage: Whistleblowerin Zopfi.

laden wurde. Die Organisatoren drücken sich um eine Begründung. Womit immerhin eindrücklich demonstriert wurde: Zivilcourage einzufordern, ist einfach – diese dann in die Praxis umzusetzen, etwas ganz anderes. (axb)

In eigener Sache tut der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse sich schwer mit der vielgelobten Personenfreizügigkeit mit der EU. Nach dem Forfait ihres designierten neuen Direktors Jean-Marc Hensch zieht die Suche nach einem Ersatz sich dahin. So dass das jüngste Communiqué des Verbandes, wonach «der Fachkräftemangel in der Schweiz vielen Unternehmen grosse Sorgen bereitet» und «entsprechende Stellen entweder gar nicht oder nur mit grossen Schwierigkeiten» besetzt werden könnten, direkt auf die Personalnöte von Economiesuisse bezogen werden kann. Die Frage, ob der Verband, der die ungebremste Einwanderung von EU-Bürgern forciert, zum Beweis der Nützlichkeit dieser Politik nun auch ausländische Führungskräfte für den eigenen Direktorenposten evaluiert, beantwortet der stellvertretende Kommunikationschef Roberto Colonnello nicht. (upe)

«Verfügt das Gleichstellungsbüro über genügend Ressourcen, um die Lohngleichheit in



Besorgte Fragen: Nationalrätin Moret (FDP)

den Unternehmen zu kontrollieren?», wollte eine besorgte Nationalrätin Isabelle Moret (FDP) in der Fragestunde vom linken Innenminister Alain Berset (SP) wissen. «Welche Kosten werden den kontrollierten Unternehmen in Rechnung gestellt? Wäre es nicht einfacher, diesen Unternehmen vorzuschreiben, am Lohngleichheitsdialog teilzunehmen?» Isabelle Moret ist übrigens Vizepräsidentin der FDP. Die Waadtländer Anwältin stellt sich auf ihrer Website als Kämpferin für die KMU dar. (sär)

Lex Koller, Lex Friedrich, Lex Furgler, Lex von Moos, Lex Celio – normalerweise ist es Bundesräten vorbehalten, einem Gesetz als Namenspate auf die Welt zu helfen. Diese Ehre ist nun auch dem ehemaligen Nationalrat, Solothurner Regierungsrat und Präsidenten der Finanzdirektorenkonferenz Christian Wanner (FDP) widerfahren, wenn auch nur auf kantonaler Ebene. Nachdem die Weltwoche (Nr. 23/13) im Juni enthüllt hat, dass der Finanzdirektor zusätzlich zu seinem 270 000-Franken-Lohn als Kantonsvertreter im Verwaltungsrat des staatlichen Stromkonzerns Alpiq mehr als 100 000 Franken Spesen und Sitzungsgelder in die eigene Tasche steckt, beschloss die Solothurner Kantonsregierung unter Landammann Esther Gassler (FDP), künftig sollten nur noch 700 Franken Sitzungsgeld pro Tag erlaubt sein. Dem Kantonsrat ging das immer noch zu wenig weit. SVP, Grüne und SP setzten letzte Woche durch, dass Sitzungsgelder vollumfänglich in die Staatskasse zu überweisen sind. Um allfällige Nachahmungstäter zu stoppen, braucht es im Kanton Solothurn offenbar eine Lex Wanner. (cal)



Namenspate: Regierungsrat Wanner (FDP).



Pure pleasure
is inside.



Der Genuss geht weiter auf youtube.com/nESPRESSO

NESPRESSO[®]
What else?

Wenn die Palmen weinen

Von Michael Steiner — Zehn Tage nachdem der Jahrtausendtaifun «Yolanda» die Philippinen verwüstet hatte, besuchte ich die am stärksten betroffene Stadt Tacloban. In der apokalyptisch anmutenden Szenerie zeigen die Menschen einen erstaunlichen Lebenswillen.

Ben sah nur schwarz. Innert Sekunden schoss das Wasser über ihn und seine Freunde. Sie krochen aus dem Haus, das wegen des Sturms über ihnen zusammengebrochen war. Der Wind hatte etwas nachgelassen, Ben schaute in das Grau des Himmels. Zum ersten Mal, seit der Taifun über Tacloban hergefallen war, reichte die Sicht weiter als eine Armlänge. Menschen schrien, das ganze Viertel war ein Trümmerfeld. Autos ragten in allen Lagen aus dem bizarren Chaos, ganze Hausdächer lagen zwischen den Ruinen. Ben half seinen Freunden auf die Beine, sie lachten sich an. Sie waren mit dem Leben davongekommen.

«Yolanda», der stärkste Taifun aller Zeiten, hatte ihr Leben nicht ausgehaucht. Bens Gedanken kreisten um seine Eltern, die irgendwo hinter dem neuen Berg aus zerschlagenen Menschen sein mussten. Ein Fischerboot am Himmel irritierte ihn – es wurde von einer Welle getragen. Ben rannte los und zappelte Sekunden später im Wasser. Er wurde gegen eine Wand gespült, bekam einen Balken zu fassen und konnte auf den zerstörten Dachstock des Nachbarhauses kraxeln. Sieben Meter über dem Boden. Er sah, wie das schwarze Flüssige alles umschlang, was unter ihm lag. Er sah Menschen auf anderen Dächern, die angstvoll in die Fluten starrten. Er sah den Tod auf der Überholspur.

Nach fünf Minuten nahm das Meer wieder mit, was es über die Stadt gebracht hatte. Ben watete zurück zu seinen Freunden. Und fand sie. Sie waren alle tot. Seine Eltern sucht er bis heute. Er hofft, dass sie noch irgendwo unter dem Schutt gefunden werden.

Ben ist elf Jahre alt. Als ich ihn traf, streifte er mit einem Fahrrad durchs Quartier. Nach zwei Wochen waren die Strassen einigermaßen geräumt, und Ben hatte sich in einem Haus einer Familie einquartiert, die Tacloban fluchtartig verlassen hatte. Das Haus lag weit hinter seinem Elternhaus in einer besseren Gegend. Auch hier waren viele Menschen gestorben, denn das Monster scherte sich nicht um soziale Klassen. Die luxuriösen Bungalows wurden zu Todesfallen – nur wer zweistöckig gebaut hatte oder schnell genug beim rettenden Nachbar war, hatte eine Chance zu überleben. Die Wucht des Taifuns war so gewaltig, dass er selbst ein neuerstelltes Fünfsternehotel am Meer in Stücke riss.

Die Dachdecker auf den Philippinen geben beim Bau eines Hauses eine Taifun-Garantie. Die Dächer halten einer Windgeschwindigkeit



Eigeninitiative statt Selbstaufgabe: Mit blossen Händen räumen die Menschen in Tacloban auf.



Vergebliches Warten auf schnelle Hilfe.



Anarchie: Plünderer.

von bis zu 240 km/h stand. Tacloban verzeichnete zum ersten Mal seit der Erfassung von meteorologischen Daten Spitzen von bis zu 350 km/h. Dagegen war der uns bekannte Wintersturm «Lothar» ein laues Lüftlein. Bei so einer Kraft reicht ein zerbrochenes Fenster, und der Teufel ist im Haus. Fliegt dann noch das Dach weg, dauert es nur Sekunden, bis alle Fenster, Türen und sogar Wände bersten. Dann gibt es kein Entkommen mehr, der ganze Hausrat wirbelt durch das Haus, und was davon einen Menschen trifft, verletzt oder tötet diesen. Ben in seiner Holzhütte hatte Glück, dass der Wind die Aussenwände eindrückte, die sich schützend über ihn und seine Freunde legten.

Aus Raub wurde Mord

Innert einiger Stunden standen 600 000 Menschen mit nichts mehr da ausser mit dem, was sie gerade auf sich trugen. Diejenigen, denen der Sturm nicht alles genommen hatte, begannen, das Wasser aus ihren Wohnungen zu schaufeln und zu retten, was es noch zu retten gab. Nur wenige trauten sich in den ersten Stunden nach dem Taifun auf die Strassen, die meisten Wege waren unpassierbar geworden, überall lag teils meterhoher Schutt.

Der nächste Morgen kam, begleitet vom Rotorenlärm eines Armeehelikopters. Eine von der Umwelt abgeschnittene Stadt blickte nach oben. Man brauchte dringend Hilfe; die Würde nun kommen. Leichen wurden geborgen und an den nächstbesten Strassenrand gelegt, der Geruch von Tod und Verwesung erfüllte die Stadt.

Ben durchstreifte seine Nachbarschaft auf der Suche nach seinen Eltern. Alle waren auf der Suche – nach ihren Angehörigen, nach Hab und Gut, nach medizinischer Hilfe und irgendwann auch nach Essen. Die meisten Notvorräte waren auch ein Opfer des Taifuns geworden, alles war im wahrsten Sinne des Wortes zu Kleinholz gemacht.

Die Augen der Menschen richteten sich sehnsüchtig auf den Himmel. Da mussten doch Flugzeuge kommen, die Fallschirme mit Notrationen abwarfen. Das Militär würde die ganze Armee senden, um die Stadt und ihre Menschen zu sichern. Man wusste ja, dass ein Supertaifun direkt auf Tacloban zugerast war. Leider blieb es bei der Hoffnung. Die Regierung machte in den ersten wichtigen Stunden nach der Katastrophe ziemlich alles falsch, was man bei einem solchen Ereignis falsch machen kann: Erst mal machte sie gar nichts. Und dann viel zu wenig, um das zu verhindern, was weltweites Entsetzen hervorrief: Plünderungen.

Angestachelt von Hunger und Wut über die fehlende Hilfe, machte sich der Mob über die Geschäfte in der Innenstadt her. Zuerst griff er nach allem Essbaren, und da die Staatsmacht nicht mehr vorhanden und der Bann schnell

gebrochen war, holten sich die Menschen, die alles verloren hatten, nun alles, was sie zwischen die Finger bekamen.

Die Plünderungen waren aber der Beginn eines Neuanfangs, ein Moment der Anarchie, ein Moment der Wahrheit. Eigeninitiative statt Selbstaufgabe, Vorsorge statt Nachsehen. Anfänglich plünderte nur eine Minderheit, und zuerst traf es die beiden grossen Einkaufszentren der Stadt. Dann kamen die kleinen Geschäfte an die Reihe. Aus Plünderungen wurden Überfälle, und aus Raub wurde Mord. Und als die Welt sich fragte, ob dies nun das wahre Gesicht des Menschen sei und wie wohl wir in einer solchen Situation reagieren würden, kam Präsident Aquino auf die Idee, sein komplettes Versagen im Bereich der Sicherheit mit der Aussage zu kaschieren, es seien vermutlich nicht 10 000 Todesopfer zu befürchten, wie das ein lokaler Vertreter des Gesetzes am Vortag verlauten liess, sondern maximal 2500. Die Welt atmete auf – alles nur halb oder nicht einmal so schlimm. Glücklicherweise glaubte kein ausländischer Diplomat in Manila dem Präsidenten, weshalb die internationale Ge-

Die Plünderungen waren der Beginn des Neuanfangs, ein Moment der Wahrheit.

meinschaft ihre Hilfe weiterhin auf Hochtouren voranbrachte.

Sind die Kommunikationswege unterbrochen, steht Gerüchten nichts mehr im Weg. Und so drangen merkwürdige Geschichten in die Quartiere. Auch zu Ben, der am Nachmittag einen Weg durch den Schutt zu seinem Elternhaus fand. Das Haus war aber nicht mehr da, das Wasser hatte es mit sich ins Meer gezogen. Dafür traf Ben einen überlebenden Nachbarn, der im Astrodome, dem grössten öffentlichen Schutzgebäude, zusammen mit Tausenden von anderen Bürgern überlebt hatte. Von ihm erfuhr er die Geschichten über Mord und Totschlag: dass 3000 Kriminelle aus dem Gefängnis fliehen konnten und nun die Stadt kontrollierten, nachts über Menschen herfielen und für eine Handvoll Reis töten würden. Tatsächlich hatten Sträflinge fliehen können, aber natürlich massiv weniger, als kolportiert worden war. Und auch nächtliche Schiessereien zwischen Hausbesitzern und Plünderern gab es, aber das waren Einzelfälle.

Leben im Schiffscontainer

Was die sensationslüsternen Medien kaum vermittelten, ist die riesige Solidarität der Bewohner Taclobans. Wer etwas zu essen hatte, teilte das Wenige, und wer helfen konnte, half. Als ich nach zehn Tagen in Tacloban eintraf, fand ich eine Stadt vor, die alles andere als resigniert zu haben schien. Überall, wo wir hinkommen, treffen wir Menschen, die ihre

eigene Stadt mit blossen Händen aufräumen. Zu Hunderten kommen sie jeden Morgen in die am stärksten betroffenen Gebiete und tragen die meterdicke Schicht aus Schutt, Leichen und Dreck ab. Taiwanesischer Unternehmer in der Stadt geben jedem Helfer das Doppelte eines Tageslohns, der Staat bietet für die gleiche Arbeit nicht mal die Hälfte.

Bens Onkel lebt zusammen mit seiner Familie in einer stark betroffenen Uferzone. Nun bewohnt die Familie einen Schiffscontainer, den der Taifun aufs Land geworfen hatte. Das komplett zerstörte Gebiet wurde nie evakuiert, und so kommt es, dass viele Überlebende nun auf einer riesigen Schutthalde leben. Nach zwei Wochen haben sie Wege erstellt aus Holzlatten, Wellblech, Plastik und allem, worauf man irgendwie gehen kann. Zwischendurch überquert man rostige Hausdächer, die vom Wind fortgetragen wurden und die unter dem Gewicht von schweren kaukasischen Männern wie uns bedrohlich knarren. Und immer wieder wird man erfasst vom Leichengeruch, und man weiss, dass irgendwo im metertiefen, zusammengedrückten Chaos unter einem toten Menschen liegen.

Aus Angst vor Diebstahl weigern sich die Leute, diesen Unort zu verlassen. Es wäre ein Leichtes, dieses Gebiet der humanitären Schande zu kontrollieren, die Bewohner nachts in Hilfszelten unterzubringen und das Hab und Gut durch Soldaten sichern zu lassen. Wie mir die Menschen vor Ort berichteten, haben sie in den vierzehn Tagen nach dem Jahrtausendsturm erst zwei Mal Hilfe von internationalen Organisationen erhalten, die Strasse durch das Quartier ist erst jetzt geräumt worden. Eine militärische Einheit sorgt zwar für Ordnung, aber wie überall in Tacloban wird nur das Allernötigste getan, und so kommt es, dass sich die Menschen der Stadt selber aus dem Dreck graben müssen. In den Quartieren des gehobenen Mittelstandes und der Oberschicht ist das Chaos noch augenfälliger, da viele dieser Menschen die Stadt fluchtartig verlassen haben und darauf warten, bis der Staat bei ihnen aufräumt.

Wir haben Ben in ein provisorisches Day-care Centre gebracht, das meine Frau in der Schule meiner Schwiegereltern in Betrieb genommen hat. Damit er sich nicht mehr so alleine fühlt. Damit er für ein paar Stunden am Tag die Welt da draussen hinter sich lassen kann. Damit er wieder Zeit mit anderen Kindern verbringt. Manchmal weint Ben leise vor sich hin. Als ich ihn zu trösten versuche, zeigt er auf die geknickten Palmen und meint, dass sogar die Palmen in Tacloban weinen.

«Each One Teach One»: Unter diesem Motto haben der Schweizer Filmregisseur Michael Steiner («Grounding», «Das Missen-Massaker») und seine philippinische Frau Minerva Mondejar Steiner eine Weihnachtsaktion ins Leben gerufen, um Kindern in Tacloban 2014 den Schulunterricht zu ermöglichen. Informationen zum Projekt unter www.mondejar.edu

Powerplay in der Sackgasse

Von Alex Baur — Mit einem raffinierten Coup entmachteten Regierungskollegen den Stadtpräsidenten von La Chaux-de-Fonds. Nun werden die Jäger zusehends zu Gejagten.



Durchhaltevermögen: entmachteter Stadtpräsident Legrix.

Der Entscheid war auf den Mittwoch angekündigt. Während diese Zeilen gedruckt werden, sollten in La Chaux-de-Fonds die Stadträte Nathalie Schallenberger (Grüne), Théo Huguenin-Elie (SP), Jean-Pierre Veya (PdA) unter dem Vorsitz von Pierre-André Monnard (FDP) entscheiden, wie es mit ihrem suspendierten Regierungskollegen Jean-Charles Legrix (SVP) weitergeht. Der vom Volk gewählte und auf dem Papier immer noch amtierende, im letzten August jedoch entmachtete Legrix durfte an der Sitzung nicht teilnehmen. Voraussichtlich wird nun aber erst im nächsten Jahr entschieden. Denn Präsident Monnard hat sich kurzfristig überraschend in die Ferien abgemeldet, wie sein Stellvertreter Veya auf Anfrage bestätigte.

So weit die offizielle Version. Inoffiziell kursieren Gerüchte, wonach Monnard an einem Burnout leide. Die widersprüchlichen Informationen sind symptomatisch für die Sackgasse, in die sich die Regierung der Uhrenstadt im Neuenburger Jura selber manövriert hat. Dabei schien die Sache gelaufen, als Legrix im letzten Sommer von seinen Kollegen wegen angeblicher moralischer Mängel aus dem Amt geschasst wurde. Als Grundlage diente ein Gutachten der Lausanner Sexismus-Expertin Cécile Pache, die Legrix aufgrund von anonymen und nicht überprüfbaren Anschuldigun-

gen in einem Geheimverfahren der «moralischen Belästigung» («harcèlement morale») für schuldig befunden hatte.

Die *Weltwoche* wies schon damals darauf hin, dass Pache fundamentale Prinzipien jeder Rechtsstaatlichkeit – rechtliches Gehör, Begründungs- und Dokumentationspflicht – verletzt hatte und ihr Bericht vor einem weltlichen Gericht kaum Bestand haben dürfte («Protokoll eines Putsches», *Weltwoche* 35/2013). Das dürfte auch den Regierungskollegen des ungeliebten SVP-Magistraten bewusst gewesen sein, als sie diesen überhastet und ohne den Bescheid der Hausjuristen abzuwarten, stürzten. Mutmasslich rechneten sie nicht damit, dass Legrix den Tiefschlag der Sexismus-Expertin politisch überleben würde. Doch sie unterschätzten dabei sträflich das Leidens- und Durchhaltevermögen dieses Mannes, der partout nicht kapitulieren mochte, selbst als ihn bereits Parteikollegen als «politisches Kadaver» qualifizierten.

Kommt dazu, dass die Justiz für einmal erfreulich schnell reagiert. In rekordverdächtigen drei Monaten hiess das Neuenburger Kantonsgericht am 25. November einen Rekurs von Legrix gegen die kalte Entmachtung gut. Die Richter stuften nicht nur die Absetzung eines gewählten Volksvertreters durch seine Kollegen als illegal ein, sie rügten auch

die bereits erwähnten offenkundigen Mängel im Geheimverfahren Pache. So werden die Belästigungsvorwürfe gegen Jean-Charles Legrix wieder zu dem, was sie von allem Anfang an waren: unbestätigte Behauptungen und Gerüchte ohne rechtliche Relevanz.

Trotz dem klaren Urteil des Kantonsgerichtes wurde Legrix die Rückkehr in sein Amt verwehrt. «Als Arbeitgeber sind wir verpflichtet, das Personal zu schützen», rechtfertigte sich der neue Stadtpräsident Pierre-André Monnard. Um dem Richterspruch wenigstens pro forma Genüge zu tun, postulierte der Stadtrat die Schaffung eines eigens auf Legrix zugeschnittenen neuen Departements. Der Vorschlag, der in drei Varianten präsentiert wurde, sah eine Art Phantom-Departement ohne Personal vor. Legrix wäre ein Chef ohne klare Aufgabe und ohne Untergebene gewesen – eine Demütigung sondergleichen. Er wies das Ansinnen entrüstet als «improvisierte Bastelei ohne innere Logik» und Verschleuderung von öffentlichen Geldern zurück.

Politisierende Chefbeamte

Gegen einen Departementswechsel – seine langjährige Erfahrung als Chefbuchhalter prädestinierte ihn geradezu für die Finanzverwaltung – hätte Legrix nichts einzuwenden gehabt. Das war wiederum für seine Kollegen inakzeptabel. Die links-grüne Mehrheit hätte damit nicht nur ein Schlüsseldepartement aus der Hand gegeben, sondern indirekt auch eingeräumt, dass die Entmachtung von Legrix ein Fehler war. Und sie waren nicht die Einzigen, die sich verrannt hatten. Unmittelbar nach dem Gerichtsentscheid forderten 25 Chefbeamte der Stadtverwaltung von La Chaux-de-Fonds in einer von Gewerkschaftern initiierten Aktion Legrix' Rücktritt. Dabei fällt auf, dass lediglich ein Unterzeichner überhaupt je unter Legrix gearbeitet hatte.

Bis zum 13. Januar hat die Stadtregierung von La Chaux-de-Fonds noch Zeit, gegen den Entscheid vor Bundesgericht zu rekurrieren. Insider stufen die Erfolgchancen allerdings als gering ein. Man könnte mit dem Weiterzug höchstens Zeit gewinnen, um Legrix mit unsinnigen Aufgaben mürbe zu machen und weiter zu isolieren. Würde der ungeliebte SVP-Stadtrat die Mitarbeit verweigern, hätte man einen handfesten Grund, um ihn loszuwerden. Allerdings zeitigt das Powerplay um den Regierungssitz mittlerweile auch bei seinen Gegnern erste Ermüdungserscheinungen.

Im Gespräch mit der *Weltwoche* signalisierte PdA-Stadtrat Jean-Pierre Veya am Dienstagabend Kompromiss- und Verhandlungsbereitschaft. Es wäre durchaus denkbar, erklärte er, dass Legrix die Bereiche Energie, Sicherheit und Liegenschaften zugeteilt würden. Legrix wäre dem Vorschlag nicht abgeneigt. Das Phantom-Departement ohne Personal scheint derweil definitiv vom Tisch. ○

Enteignung per Knopfdruck

Von *Christian Mundt* — Unter dem Deckmantel der Geldwäscherei-Prävention will der Bundesrat das Bankgeheimnis weiter ritzen und Barzahlungen verbieten.

Im Kampf gegen unversteuerte Gelder geht der Bundesrat einen Schritt weiter. Durch die Hintertüre der Geldwäscherei-Bekämpfung schlägt Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf dem Parlament ein Massnahmenpaket vor, das mit geltenden Grundsätzen und Traditionen bricht. So sollen das Bankgeheimnis im Falle schwerer Steuerhinterziehung ausgehebelt und Bargeldzahlungen ab einem Betrag von 100 000 Franken verboten werden.

Begründet wird dieser Angriff auf die finanzielle Privatsphäre mit Verschärfungen der Gafi-Empfehlungen. Gafi (Groupe d'action financière) ist eine Gruppe von 34 Ländern, welche die wichtigen Finanzplätze beherbergen und gemeinsam Standards gegen Geldwäsche erarbeiten. Die Schweiz gehört zu den Gründungsmitgliedern dieser interstaatlichen Gruppe. Die vergangenen Freitag präsentierten Gesetzesänderungen sollen bereits im kommenden Jahr vom Parlament behandelt werden.

Vollständiger Systemwechsel

Die erste Massnahme stellt ein Umdenken im Steuerstrafrecht dar. Wenn die hinterzogenen Steuern mehr als 200 000 Franken pro Jahr ausmachen (was bei einem Grenzsteuersatz von 35 Prozent also einem Einkommen in der Höhe von rund 600 000 Franken entspricht), soll Steuerbetrug neu als qualifiziertes Steuervergehen gelten. Dies ist insbesondere im Verhältnis zum Ausland relevant, da bei qualifizierten Vergehen Rechtshilfe gewährt wird: nämlich dann, «wenn Abgaben mittels falschen, gefälschten oder inhaltlich unwahren Angaben betrügerisch hinterzogen werden», wie der Bundesrat in der Botschaft schreibt. Da das Nichtbezahlen von Steuern neu aber eine Vortat zur Geldwäscherei darstellt, wird der Finanzintermediär (beispielsweise der Vermögensverwalter oder die Bank) bei Verdacht verpflichtet, eine Meldung bei der Meldestelle für Geldwäscherei (MROS) zu erstatten. Die MROS wiederum stellt alle ihr zur Verfügung stehenden Informationen auch anderen Meldestellen im Ausland zur Verfügung. Es ist ein vollständiger Systemwechsel: Sobald eine Bank den Verdacht hat, dass Gelder unversteuert sein könnten, muss sie eine Meldung machen, die bei erhärtetem Verdacht auch ins Ausland geht.

Die zweite Massnahme zur Verhinderung der Geldwäsche ist die Einschränkung von Bargeld. So sollen Transaktionen ab 100 000 Franken zwingend über eine Bank abgewi-



Bargeldtransaktionen sollen eingeschränkt werden.

ckelt werden müssen. Das Ziel: die Überwachung der Zahlungsströme. Vor dem Hintergrund ähnlicher Verbote bereits für geringere Beträge im europäischen Umland (in Italien sind beispielsweise Bargeldzahlungen nur noch bis 1000 Euro erlaubt) ist davon auszugehen, dass die Grenze von 100 000 Franken auch in der Schweiz bald tiefer angesetzt wird. Spätestens dann ist dies ein faktischer Bankenzwang, da man ohne eigenes Bankkonto keine Zahlungen mehr abwickeln könnte.

Staat kann einfacher zugreifen

In Bezug auf die Privatsphäre ist dies heikel, weil elektronische Zahlungen verfolgbar sind. Mit sinkenden Möglichkeiten, bar zu bezahlen, sinkt zudem die Aufbewahrungsfunktion von Bargeld. Die möglichen Folgen müssen zu denken geben: Existiert das Geld nur noch virtuell – weil es physisch nicht gebraucht werden kann –, erlaubt dies einen einfacheren Zugriff durch den Staat. Enteignung per Knopfdruck, getarnt als Sondersteuer, ist spätestens seit vergangenem Frühjahr, als in Zypern genau dies durchexerziert wurde, eine reale Möglichkeit und nicht nur ein Hirnspinnst von Verschwörungstheoretikern. Unter dem Deckmantel internationaler Verpflichtungen weitet auch der Schweizer Staat seine Kontrollmöglichkeiten aus. ○

Fauler Zauber

Von *Alex Reichmuth* — Angeblich rentabler Ökostrom ist hoch subventioniert.

Im thurgauischen Kantonshauptort Frauenfeld verlangen grüne Politiker, dass die Gemeinde für 225 000 Franken ein Kleinwasserkraftwerk baut. Das Wasserrad könne «kostendeckend» betrieben werden, behauptet der Parlamentarier Peter Wildberger in der *Thurgauer Zeitung*. Von Rentabilität kann allerdings keine Rede sein. Die Promotoren des Wasserrads setzen Subventionen von 39 Rappen pro Kilowattstunde während mehrerer Jahrzehnte voraus, damit sich die Investition amortisiert. Am europäischen Strommarkt kostet eine Kilowattstunde derzeit 5 Rappen. Aufkommen für den volkswirtschaftlichen Unsinn müssten die Stromkunden, die zwangsweise Ökoabgaben bezahlen.

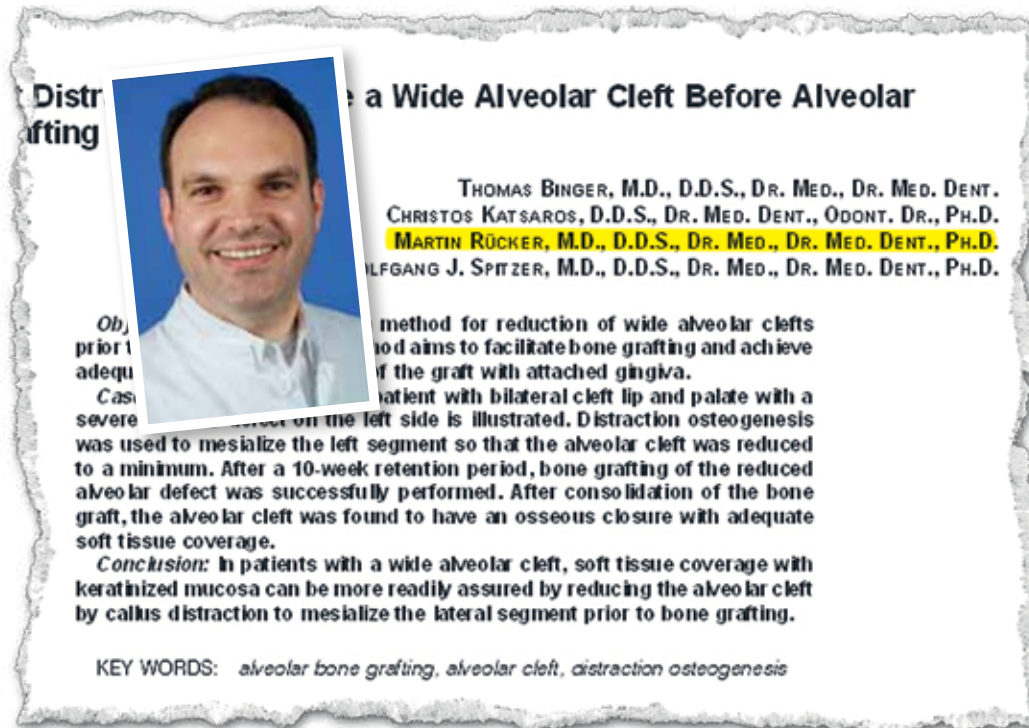
Bei erneuerbarem Strom wird oft vorgegaukelt, er sei rentabel. Fast immer handelt es sich um einen faulen Zauber – so etwa bei Windkraftanlagen in den Bergen. Windräder in Höhenlagen stehen zwar noch häufiger still als im Flachland. Doch der Bund entrichtet ab nächstem Januar für Windanlagen über 1700 Meter über Meer eine extrahohe Vergütung von 24 statt 21,5 Rappen pro Kilowattstunde. Dieser «Höhenbonus» werde zur «Chance, die Schwelle zur Wirtschaftlichkeit zu überschreiten», schrieb der *Tages-Anzeiger*.

Ähnlich verschleiert wird die Kostenwahrheit bei Solarpanels auf Lawinerverbauungen. Die erste solche Anlage der Schweiz hat im Sommer letzten Jahres in Bellwald (VS) den Betrieb aufgenommen. Ob sich das Projekt finanziell lohne, sei zwar «noch nicht klar», meldete die «Tagesschau» kurz vor der Inbetriebnahme, «das Projekt könnte aber durchaus Schule machen». Denn in der Höhe sei die Sonneneinstrahlung besonders gross.

Nach anderthalb Jahren Betrieb ist jedoch selbst Ruedi Lehmann ernüchert, der die Sonnenanlage in Bellwald für 60 000 Franken bauen liess. Wegen der Kosten hätten Solarpanels auf Lawinerverbauungen trotz der etwas intensiveren Sonne kaum eine Zukunft, sagt Lehmann auf Anfrage. Denn obwohl bei seinem Projekt dank einem benachbarten Skilift ein kostengünstiger Stromanschluss möglich war und obwohl Greenpeace-Mitglieder die Panels gratis den Berg hochgeschleppt hatten, musste Ruedi Lehmann etwa doppelt so viel ausgeben wie für eine vergleichbare Anlage auf einem Hausdach im Unterland. Hätte er einen Helikopter für die Montage einsetzen müssen, wären die Solarpanels noch weit teurer gewesen. ○

Auch der Neue mit falschem Titel

Von Christoph Landolt — Der neue Direktor der Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie des Zürcher Uni-Spitals trägt einen erfundenen Titel. Der Fall erinnert stark an die Affäre Grüssner.



PhD nie gemacht: designerter Klinikdirektor Martin Rücker*.

Die Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie des Zürcher Uni-Spitals kommt nicht zur Ruhe. Im November wurde bekannt, dass die Nummern zwei und drei der Klinik, die beiden leitenden Ärzte Marius Bredell und Joachim Obwegeser, falsche Doktoren sind (*Weltwoche* Nr. 45/13 und 46/13). Nun steht die Wachablösung auf dem Chefarztstuhl bevor. Professor Klaus W. Grätz, der auch als Dekan der Medizinischen Fakultät amtiert, wird per Ende Januar emeritiert. Kieferchirurgen, die gehofft haben, dass nun eine neue Kultur der akademischen Redlichkeit Einzug halten werden, dürften enttäuscht werden.

Drei Titel genügen nicht

Wie der Universitätsrat vor zwei Wochen verkündete, geht Grätz' Lehrstuhl und damit auch der Posten als Klinikdirektor an den 44-jährigen Deutschen Martin Rücker. Dessen bisherige Karriere verlief steil. Mit 25 promovierte er in Homburg/Saar in Medizin, mit 29 zusätzlich in Zahnmedizin. Mit 32 habilitierte er im Fach Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie. Drei Jahre später wechselte Rücker an die Medizinische Hochschule Hannover. Seit 2007 ist er leitender Oberarzt und «ausserplanmässiger Professor». Er besitzt also drei Titel: einen Doktor in Humanmedizin, einen Doktor in Zahnmedizin und einen Professorengrad.

Doch Rücker genügte das offenbar nicht. Bereits 2003 nannte er sich in einem wissenschaftlichen Beitrag nicht nur «Dr. med.» und «Dr. med. dent.», sondern auch «PhD». Seither erschienen in Fachjournalen vier weitere Publikationen, auf denen er diesen Titel trägt. Auch auf Chirurgenkongressen trat «Martin Rücker, PhD» als Redner auf.

Der PhD (Philosophical Doctor) ist ein wissenschaftlicher Doktorgrad, er gilt als die höchste Form des Dokortitels. Der Abschluss ist vor allem in den angelsächsischen Ländern geläufig, wird aber auch an Schweizer Unis verliehen. Die Uni Zürich beschreibt ihr PhD-Programm, das sich an Mediziner richtet, als «naturwissenschaftliches Zweitstudium», das drei bis vier Jahre in Anspruch nimmt. Der neue Professor Rücker hat nie einen solchen Aufwand geleistet. Sein PhD ist frei erfunden.

Die *Weltwoche* hat Rücker darum gebeten, die Forschungsarbeit zu nennen, mit welcher er den PhD erlangt hat. Der Professor antwortete nicht. Stattdessen bat die Medienstelle des Uni-Spitals zum Gespräch, an dem statt Martin Rücker der ärztliche Direktor Jürg Hodler, Personalchef Michael Tschopp sowie Medienchef Gregor Lüthy teilnahmen. Hodler war Mitglied der Berufungskommission, die Rückers Publikationen hätte prüfen müssen. Die Spitalvertreter gaben zu, dass Rücker den PhD zu

Unrecht trägt. In Deutschland sei es aber «bis vor zehn, fünfzehn Jahren üblich» gewesen, dass ein PD (Privatdozent) seinen international unbekannteren Grad als PhD übersetzt habe, sagte Hodler. Professor Rücker habe gut hundert wissenschaftliche Beiträge geschrieben. Bei den fünf, auf denen er als PhD genannt ist, habe nicht er den falschen Titel angegeben.

Die Bitte der *Weltwoche* um ein Gespräch mit Rücker lehnte Sprecher Lüthy ab. Stattdessen organisierte er eine Mail-Stellungnahme, in welcher der Professor behauptet, dass er nichts von den PhD-Titeln gewusst habe: «Da ich mir die Publikationen nach ihrem Erscheinen nicht regelmässig noch einmal ansehe, war mir der Fehler nicht bewusst», heisst es da.

Mitautoren sind schuld

Der Fall Rücker erinnert stark an die Affäre Grüssner, welche die Uni Zürich vor rund fünfzehn Jahren in Atem hielt (*Weltwoche* Nr. 48/13). Damals wie heute kürte der Universitätsrat einen deutschen Kandidaten, der seine wissenschaftliche Karriere im Ausland absolviert hat. Damals wie heute wurde nach der Berufung bekannt, dass der PhD, mit dem sich der neue Professor schmückt, nicht existiert. Damals wie heute erzählt der falsche Doktor, dass nicht er für die falsche Bezeichnung zuständig sei, sondern andere – Rainer Grüssner sagte, er sei von seiner vorherigen Arbeitgeberin in den USA dazu aufgefordert worden, seinen PD in PhD zu «übersetzen». Bei Martin Rücker sind nun die Mitautoren schuld, die ihm «versehentlich oder aus Unkenntnis» einen falschen Titel angedichtet haben.

In der Affäre Grüssner beschlossen Dekan, Rektor und Bildungsdirektor, dass es für sie besser wäre, wenn der Schein gewahrt bleibt. Der rasche Rauswurf von Grüssner wurde nicht mit dessen Titelschwindel begründet, sondern mit «zerstörtem Vertrauen», was eine Abgangsschädigung von 1,2 Millionen Franken nach sich zog. Dem Überbringer der schlechten Botschaft aber, Professor Christian Sauter, kürzte man die Rente. Wie geht die Uni mit dem neuerlichen falschen Doktor um? Dekan Klaus Grätz, der bei der Nachfolge für seinen Lehrstuhl wie bei allen Berufungsgeschäften die wichtigste Rolle spielt, antwortete auf eine Anfrage bis Redaktionsschluss der *Weltwoche* nicht.

Für den designierten Uni-Rektor Michael Hengartner, der sein neues Amt wie Rücker Anfang Februar antritt, ist der Fall eine erste Bewährungsprobe. Der als integre Persönlichkeit geltende Molekularbiologe ist schweizerischkanadischer Doppelbürger. Hengartner habe einen Grossteil seiner Karriere in den USA verbracht und sich einen PhD erarbeitet, sagt Sauter. «Er weiss, dass in der Forscherwelt eine Ausrede wie die von Rücker nicht akzeptiert wird.»

* Martin Rücker als Mitautor des Artikels «Segment Distraction to Reduce a Wide Alveolar Cleft Before Alveolar Bone Grafting», *The Cleft-Palate Craniofacial Journal*, 2003

Treffen Sie die Welt auf 12'000 Meter Höhe

Lernen Sie interessante Menschen kennen, geniessen Sie anregende Gespräche in illustrier Gesellschaft und erleben Sie Weltklasse-Service in der Bord-Lounge der Emirates A380. Ab 1. Januar 2014 von Zürich nach Dubai und darüber hinaus.

Hello Tomorrow Emirates

Flachbettsessel in der Business Class ♦ Kostenloser Chauffeur-Service

Apéros, Ansprachen, Nachtessen

Von Christian Mundt — In vorweihnachtlicher Feierstimmung hat das eidgenössische Parlament die Ratspräsidien besetzt und das Budget verabschiedet. Das Wichtigste im Überblick.



Unheilige Allianzen und andere Mehrheiten: Nationalratssaal.

Die Wintersession ist die Session zum Feiern – und das nicht, weil Weihnachten vor der Tür steht. Aber das Präsidium im National- und im Ständerat wird neu bestimmt. Nach einem Apéro am Wahntag folgt zwei Tage später die Reise im Sonderzug in die Heimat des Präsidenten, wo weitere Apéros, Ansprachen und ein Nachtessen auf die auserwählte Parlaments- und Gästegruppe warten. Das Prozedere wiederholt sich in der dritten Sessionswoche nach der Wahl des Bundespräsidenten.

1 — Das grösste Hin und Her

Das Parlament hat Anfang Dezember aber nicht nur gefeiert, sondern auch Beschlüsse gefasst. Die meiste Zeit widmete es während dieser Session den Bundesfinanzen, dem Budget 2014. Sowohl Bundesrat wie Parlament wollten sparen – nur wo? Der Bundesrat schlug ein über mehrere Jahre angelegtes Programm (KAP) vor, das gegenüber der ursprünglichen Finanzplanung die Ausgaben um 700 Millionen Franken gesenkt hätte (wobei trotzdem jedes Jahr mehr ausgegeben worden wäre als im Jahr davor, siehe «Bundesfinanzen ausser Kontrolle», *Weltwoche* Nr. 50/13). Für die Mehrheit im Ständerat und die Mitteparteien im Nationalrat ein guter Kompromiss. Für die SVP war es zu wenig, SP und Grüne sahen bei solchen Sparmassnahmen gleich das Funktio-

nieren des Staates in Gefahr – was zu einer unheiligen Allianz und zur Abfuhr des Programms mit dem Auftrag an den Bundesrat, weitergehende Massnahmen vorzuschlagen, führte. Um im kommenden Jahr das Ausgabenwachstum etwas zu bremsen, beantragten die SVP-Vertreter Kürzungen im Budget: 150 Millionen beim Sach- und 50 Millionen beim Personalaufwand. Das KAP ablehnen, aber trotzdem sparen? Geht nicht, befand der Ständerat. Das Geschäft ging zurück in den Nationalrat, der daraufhin mit 97 zu 91 beim Personalnachgab und nur noch beim Sachaufwand das Ausgabenwachstum bremsen wollte. Der Vorschlag der Einigungskonferenz beider Räte (mehr Geld ausgeben) fand im Nationalrat mit 93 zu 94 Stimmen keine Mehrheit. Da bei Budgetfragen und keiner Einigung der jeweils tiefere Betrag gilt, war es ein Sieg für die Sparer im Nationalrat. Der Jubel war allerdings schnell verflogen, als Lucrezia Meier-Schatz (CVP, SG) die Abstimmung wiederholen wollte – da sie nicht zugehört und darum falsch gestimmt habe. Aber auch im zweiten Anlauf hielt die Grosse Kammer am Sparwunsch fest, diesmal sogar mit 95 zu 93 Stimmen.

2 — Die teuerste Abstimmung

Neben dem Budget, das alle Bundesausgaben von rund 66 Milliarden Franken beinhaltet, ist

der Bau des «Vier-Meter-Korridors» auf der Gotthardachse der teuerste Beschluss der abgelaufenen Session. 990 Millionen Franken wurden für den Ausbau von Tunneln und Brücken gesprochen, damit vier Meter hohe Lastwagen huckepack auf der Schiene durch die Schweiz befördert werden können. 710 Millionen Franken davon werden in der Schweiz ausgegeben, für 230 Millionen Franken darf der Bundesrat Kredite und A-fonds-perdu-Beträge zum Ausbau von Zufahrtslinien in Italien sprechen. Und weil das Parlament sich schon mit der Eisenbahn beschäftigte, wurden gleich noch 50 Millionen Franken für Ausbaumassnahmen im italienischen Domodossola, auf der Lötschberg-Simplon-Linie, genehmigt. Dabei störte es die Mehrheit (Grüne, SP, CVP, BDP und Grünliberale) nicht, dass dafür noch nicht einmal ein Projekt vorliegt.

3 — Die Verliererin des Jahres

Es war nicht ihr Morgen. Donnerstag, der 12. Dezember, zweitletzter Tag der Wintersession. Gleich drei Geschäfte aus dem Finanzministerium sind an diesem Morgen in der Grossen Kammer traktandiert. Eveline Widmer-Schlumpf wirbt für das Doppelbesteuerungsabkommen mit Frankreich. Insbesondere die Westschweizer Kantone wehrten sich gegen das Abkommen, das Erben von in der Schweiz lebenden Franzosen sowie in Frankreich lebende Schweizer höheren Steuern ausgesetzt hätte. Ausser der Linken (SP und Grüne) liess sich niemand vom Vertrag überzeugen. Mit 122 zu 53 lehnte es der Rat ab, überhaupt auf das Geschäft einzutreten. Wenig Freude verbreitete die darauffolgende Revision des Steueramtshilfegesetzes. Das erst im Februar dieses Jahres in Kraft getretene Gesetz wird auf Druck der OECD bereits wieder überarbeitet. Auf die ursprüngliche Forderung, auch bei gestohlenen Daten Amtshilfe zu leisten, verzichtete der Bundesrat zwar nach heftiger Kritik in der Vernehmlassung. Die Finanzministerin konnte ihre Sympathie für die Anträge von linker Ratsseite, bei gestohlenen Daten Amtshilfe zu leisten, nicht verbergen. Kollegial empfahl sie gemäss Bundesrat dennoch, die Anträge abzulehnen, was der Rat tat. Das dritte Geschäft endete wie das erste mit einer Niederlage für die Finanzministerin: Der Nationalrat lehnte den in der Einigungskonferenz mit dem Ständerat gefundenen Kompromiss ab, womit das Budget um 150 Millionen Franken entlastet wurde.

4 — Fertig mit Handaufheben

Zum letzten Mal mussten Ivo Bischofberger und Raphaël Comte, die Stimmzähler im Ständerat, am frühen Freitagmorgen ihres Amtes walten und aufgestreckte Hände zählen. Künftig wird auch in der Kleinen Kammer elektronisch abgestimmt. Die Stimmzähler braucht es dann nur noch für Wahlen. ○

ALPINE LUXURY WITH AN ASIAN TWIST

THE CHEDI ANDERMATT FREUT SICH AUF IHREN BESUCH

Traditionelle alpine Bauweise in modernster Gestaltung: Das Fünfsternehaus The Chedi Andermatt ist die erste Adresse der asiatischen Luxushotelkette GHM im deutschsprachigen Raum. In einer schneesicheren Wintersportregion gelegen und keine zwei Stunden von Zürich und Mailand entfernt, vereint das Hotel anmutige asiatische Gastfreundschaft und Schweizer Präzision. Zwei erstklassige Restaurants und ein grosszügiger Spa sorgen für unvergessliche Erlebnisse von bleibendem Wert. Buchen Sie jetzt einen Aufenthalt und erleben Sie die Zentralschweiz von einer ganz neuen Seite.

THE CHEDI

ANDERMATT, SWITZERLAND

Mehr Wissen, weniger Mythen

Von Hans Bieri — Ist die Forderung der Schweizer Bauern nach einem höheren Selbstversorgungsgrad auf Mythen aufgebaut? Nein, denn die *Weltwoche* blendet wichtige Fakten aus.



Wer produziert die Milch effizienter? Schwizerenalp oberhalb Schwende, Appenzell Innerhoden.

«Fürchten sich die Schweizer vor dem Hungertod?», fragt die *Weltwoche*. Auch wegen der Hungerkrise kam es 1918 zum Generalstreik, mit Toten in Schweizer Städten. Leere Regale führen dazu, dass sich der Alltag in jeder Beziehung verändert. Davon weiss der Autor Markus Schär nichts, denn er erliegt selbst dem allergrössten Mythos: dass die Regale stets automatisch aufgefüllt werden.

Er behauptet, die Lebensmittelversorgung sei durch offene Märkte am besten gewährleistet. Kein Zweifel: Der Handel auf der Basis des gegenseitigen Vorteils schafft Wohlstand. Mit der industriellen Produktion kann von einem Ort aus die ganze Welt versorgt werden. Hingegen ist die Lebensmittelproduktion an den Boden gebunden. Die räumliche Konzentration und die übermässige Spezialisierung der Lebensmittelproduktion sind deshalb ökonomisch und ökologisch unsinnig.

Risiko unterschätzt

Darum widerspricht der Weltagrarbericht von 2009 den Forderungen der OECD und hält fest, dass die kleinstrukturierte bäuerliche Landwirtschaft pro Fläche am meisten Nahrungsmittel erzeugt und am wenigsten mineralische Hilfsstoffe braucht. Sie ist in ihrer Struktur souverän und unabhängig von den Krisen der globalen Wachstumswirtschaft, die hauptsächlich

auf dem Input von nicht erneuerbaren Hilfsstoffen beruht und sich mit Dumping nicht nachhaltige Vorteile erkämpft. Mit der Verwendung von nicht erneuerbaren Hilfsstoffen lassen sich lediglich kurzfristig ökonomische Effizienzreserven nutzen; dies beeinträchtigt aber die Fruchtbarkeit der Böden und richtet die Landwirtschaft global in einer räumlichen Arbeitsteilung nach kolonialem Muster aus.

Der *Weltwoche*-Autor irrt weiter, wenn er meint, diese Zusammenhänge gälten nur für die Dritte Welt und es sei trickreicher ideologischer Diebstahl, auch in hochentwickelten Industrieländern Ernährungssicherheit und «Ernährungssouveränität» zu fordern. Ein paar Informationen zur Diskussion:

1 — Die hohe Kaufkraft der Schweiz gewährt keine Versorgungssicherheit. Beweis: der Generalstreik 1918. Getreide, das die Schweiz gekauft hatte, wurde in Genua konfisziert und in akuter vom Hunger bedrohte Gebiete Osteuropas umgelenkt, wo es bereits massenhaft Hungertote gab. Der Markt ist gerade bei vital wichtiger Versorgung und somit nicht frei wählbaren Abhängigkeiten nicht die einzige Instanz.

2 — Die Schweiz war Anfang des 20. Jahrhunderts das Vorzeigeland Europas in Punkto Freihandel. Weil das Getreide aus der Ukraine

bedeutend billiger war, gab es praktisch keine Getreideproduktion mehr in der Schweiz. Die völlige Importabhängigkeit der Schweiz führte zur Hungerkrise. Dieses Risiko wurde von klugen Leuten übersehen, weil man sich mit der damals schon höheren Kaufkraft sicher fühlte.

3 — Die Schweiz hat pro Kopf die höchsten Einkommen der Welt, aber deshalb auch ein markant höheres Preisniveau. Bei fünf- bis zehnmal höheren Bodenpreisen und Lohnkosten ist die Rechnung schnell gemacht: In der Schweiz Landwirtschaft zu betreiben, lohnt sich nicht. Der Import ist wesentlich billiger. Lässt man also nur den Markt entscheiden, heisst das, dass jedes wirtschaftlich hochentwickelte Land ohne eigenes Hinterland mit tiefen Preisen auf die Landwirtschaft verzichten muss. Ist das der Sinn des Fortschritts?

4 — Aus Sicht der OECD, die den Auftrag hat, das globale Wachstum voranzutreiben, ist die Doktrin deshalb, dass die Schweiz die Nahrungsmittel importieren soll. Die dadurch freigesetzte Kaufkraft soll zusätzliches Wachstum bewirken – um den Preis, dass die Schweiz ihre Landwirtschaft aufgibt. Aber gerade angesichts der hohen Einkommen in unserem Land sollte es doch noch möglich sein, frische Lebensmittel aus dem eigenen Lebensraum anzubieten.

5 — Die Befürworter des Agrarfreihandels behaupten entgegen den Fakten, der Grenzschutz sei eingeführt worden, um die mangelnde Effizienz der Landwirtschaft im Hochlohnland zu schützen. Fakt ist aber, dass der Grenzschutz eingeführt wurde, um zur eigenen Versorgung in der hochpreisigen Exportschweiz überhaupt Landwirtschaft betreiben zu können. Die tiefen Importpreise, welche die Schweizer Landwirtschaft trotz aller Rationalisierung nie erreichen kann, sind nicht automatisch ein Zeichen wirtschaftlicher Effizienz – sonst wären ja die armen Länder die ökonomisch effizientesten. Wenn also beispielsweise in Polen der Milchpreis einen Drittel des schweizerischen beträgt, jedoch die Löhne und Pachtzinsen nur einen Zehntel der Schweizer Kosten ausmachen: Wer produziert dann die Milch effizienter?

6 — Aus diesen Gründen macht es sehr wohl Sinn, zu fragen, wie viel der Schweizer Konsument und wie viel der polnische Konsument für die Ernährung ausgibt. Und wenn es dann so ist, dass der finanziell bessergestellte Schweizer Konsument prozentual deutlich weniger ausgibt für die Ernährung als die Konsumenten in der EU, zeigt das, dass die ökonomische Verhältnismässigkeit trotz des heute wirksamen Grenzschutzes und der Stützung des Einkommens der Bauern voll gewahrt ist.

Hans Bieri ist Geschäftsführer der Schweizerischen Vereinigung Industrie und Landwirtschaft (SVIL).

The image features a central text element surrounded by numerous bees. The bees are depicted in various orientations and positions, some appearing to be in flight. They have a characteristic yellow and black striped abdomen and dark thorax and head. The bees are scattered across the white background, creating a sense of movement and disorder.

Chaos oder...

Müllers Peepshow

Von Henryk M. Broder —
Überraschende Wendung in der
Beschneidungsdebatte.



Die Politik in Deutschland ruht auf drei Sätzen: «Das haben wir noch nie gemacht!», «Das haben wir schon immer so gemacht!» und «Wo kämen wir denn hin, wenn es alle machen würden!» Gleichheit gilt als der Inbegriff von Gerechtigkeit; deswegen gibt es im Bundestag nur noch sozialdemokratische Parteien, deswegen muss eine Frauenquote in Aufsichtsräten her, deswegen wurde vor kurzem ein Blinder, der in der ersten statt in der zweiten Klasse eines überfüllten Zuges Platz genommen hatte, mit einer Busse belegt: Ja, wo kämen wir denn hin, wenn es alle machen würden?

Nun soll ein Körperteil normiert werden, und zwar ein Multifunktionsorgan, das im Verborgenen ruht: das männliche Glied.

«Die erzwungene männliche Beschneidung ist wie die weibliche Genitalverstümmelung ein Verstoß gegen das Recht auf körperliche Unversehrtheit. Als Menschenrecht muss dieses für Jungen und Mädchen auf der ganzen Welt uneingeschränkt gelten. Weder religiöse, soziale noch kulturelle Überzeugungen dürfen die Amputation der männlichen Vorhaut oder der weiblichen Klitoris und der Schamlippen rechtfertigen. Mit der gesetzlichen Erlaubnis der medizinisch nicht indizierten Beschneidung kleiner Jungen in Deutschland wurde ein Einfallstor für die Genitalverstümmelung von Mädchen geschaffen.»

Das Statement stammt von Christa Müller, der Ex-Frau von Oskar Lafontaine, die eine Internationale Aktion gegen die Beschneidung von Mädchen und Frauen ins Leben gerufen hat. Die rechtliche Lage in der Bundesrepublik ist eindeutig. Die Beschneidung von Jungen ist unter bestimmten Voraussetzungen zulässig, die von Mädchen generell verboten, sie wird – so es denn zu einer Anzeige kommt – als schwere Körperverletzung verfolgt. Nun aber kommt Frau Müller und erklärt das eine zum «Einfallstor» für das andere. Millionen von Eltern warten offenbar darauf, ihre Töchter verstümmeln zu können – unter Berufung auf die «Amputation der männlichen Vorhaut».

Die Beschneidungsdebatte ist eine Peepshow: Sie gibt den Blick auf Regionen frei, die sonst verhüllt werden. Und Frau Müller nimmt Dinge in den Mund, die sie nicht einmal mit Messer und Gabel anfassen würde.

Auktion statt Freipass

Von Kurt Schiltknecht — Die Verteidiger des freien Personenverkehrs bewegen sich auf dünnem Eis. Höchste Zeit, sich ökonomisch sinnvolle Alternativen zu überlegen.

In einer freien Gesellschaft darf sich jeder für seine Partikularinteressen einsetzen. Dem Bauernverband darf man nicht zum Vorwurf machen, dass er im Hinblick auf die Beschaffung billiger Arbeitskräfte den freien Personenverkehr befürwortet. Umgekehrt sollte der Bauernverband auch Verständnis dafür haben, dass sich immer mehr Leute für die Ausweitung des Freihandels auf die Landwirtschaft starkmachen und die Abschaffung der Subventionen und ein Heranführen der schweizerischen Agrarpreise ans europäische Niveau fordern. Mit einem solchen Schritt könnten im Gegensatz zum freien Personenverkehr die Produktivität und der Wohlstand in der Schweiz stark gesteigert werden.

Man kann auch den Unternehmern nicht vorhalten, dass sie für den freien Personenverkehr eintreten. Niemand bestreitet, dass dieser es vereinfacht, auf dem europäischen Arbeitsmarkt billige und qualifizierte Arbeitskräfte zu finden. Ob sich deshalb der freie Personenverkehr langfristig für alle auszahlt, steht auf einem anderen Blatt. Die Verzerrungen in der Wirtschaftsstruktur und die durch eine grosse Zuwanderung ausgelöste Welle von Infrastrukturkosten führen längerfristig zu Wachstumsstörungen und höheren Steuern.

Mit seinen Äusserungen zum erwarteten Ausmass der Zuwanderung hat der Bundesrat gezeigt, dass er sich nicht ernsthaft mit dem Problem der Zuwanderung auseinandergesetzt hat. Sonst hätte die Landesregierung gewusst, dass das Ausmass der Zuwanderung in erster Linie von der Nachfrage auf dem inländischen Arbeitsmarkt- und vom Angebot auf den ausländischen Arbeitsmärkten abhängig ist. Je nach Wirtschaftslage werden mehr oder weniger Arbeitskräfte im Ausland gesucht. Ein kurzer Blick auf die früheren Wanderungsbewegungen hätte diesen simplen Zusammenhang illustriert. So gab es im Rezessionsjahr 1958 praktisch keine Zuwanderung. Doch nur drei Jahre später kamen mit dem Einsetzen des Wirtschaftsbooms über 200 000 ausländische Arbeitskräfte in die Schweiz.

Die geringe Zunahme unmittelbar nach der Einführung der Personenfreizügigkeit widerspiegelt nur das bescheidene Wirtschaftswachstum der letzten Jahre. Wenn ein Konjunkturaufschwung einsetzt, wird die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte noch schneller

als bisher ansteigen. Als Vorteil des freien Personenverkehrs wird die Tatsache hervorgehoben, dass sich dank diesem der Ausbildungsstand der ausländischen Arbeitskräfte stark verbessert habe. Diese Verbesserung hat mit dem freien Personenverkehr allerdings wenig zu tun. Wegen der Strukturveränderungen in den letzten fünfzig Jahren ist die Nachfrage nach ungeschulten Arbeitskräften im Vergleich zu derjenigen nach besser qualifizierten gesunken. Zudem wurde die frühere, unselige Einwanderungspolitik aufgegeben. Von dieser profitierten in erster Linie strukturschwache Unternehmen mit hohem Bedarf an Geringqualifizierten.

Die Befürworter des freien Personenverkehrs behaupten, dass sich dessen Vorteile bereits heute an der Einkommensentwicklung ablesen liessen. Zur Stütze dieser These wird das Einkommenswachstum der 1990er Jahre mit demjenigen nach der Einführung des freien Personenverkehrs verglichen. Dieser Vergleich ist irreführend. In den 1990er Jahren war die Schweiz mit einer Immobilienkrise konfrontiert, die sich mit derjenigen der USA vergleichen lässt. Dass bei einer solchen Entwicklung der Anstieg der Einkommen noch unter den bescheidenen Lohnerhöhungen nach dem Übergang zum freien Personenverkehr lag, ist keine Evidenz für die positiven Wirkungen.

Nichtssagende Vergleiche

Um die Zuwanderung den Leuten schmackhaft zu machen, werden auch erstaunliche Rechenbeispiele gemacht. So konnte man in der *NZZ am Sonntag* lesen, dass die Schweiz dank der Einwanderung von 3500 deutschen Ärzten Ausbildungskosten von drei Milliarden Franken gespart habe. Bevor man eine solche Rechnung anstellt, sollte man sich vielleicht überlegen, wie viele Ärzte weniger die Schweiz ohne die Zuwanderung von fast einer Million ausländischer Arbeitskräfte überhaupt benötigt hätte.

Statt nichtssagende Vergleiche und Berechnungen anzustellen, sollten sich die Ökonomen besser überlegen, wie bei einer Begrenzung der Einwanderung die verfügbaren Bewilligungen auf die Wirtschaft aufgeteilt werden sollten. Ich bin der Meinung, dass die Zuteilung vorwiegend mit Hilfe von Auktionen erfolgen sollte.





...Flotte im Griff

Ob Ihre Flotte zehn, hundert oder mehr Fahrzeuge umfasst - Ihre Kernkompetenz liegt wohl nicht im Reifen wechseln, Vignetten kleben, Versichern, Reparieren und Ersetzen von Autos. Delegieren Sie jetzt. Ganz oder teilweise, nach Mass. Und optimieren Sie Ihre Flottenkosten, wie zunehmend mehr Schweizer Firmen.

Nützliche Informationen auf www.mf-fleetmanagement.ch oder noch besser durch 044 496 80 00, Roger Merki, Geschäftsführer.

Überwachungswut, Ideenarmut

Von Hansrudolf Kamer — 2013 hat der freien Welt enthüllt, dass sie nicht so frei ist, wie sie glaubte. Autoritäten sind auf dem Vormarsch. Der Freiheit sind die unerschrockenen Helden abhandengekommen.



Das Jahr 2013 war reich an Ironien – zumindest in jenem Teil der Welt, der sich einst frei nannte. Das respektable amerikanische Magazin *Foreign Policy* hat Edward Snowden zum «Global

Thinker» des Jahres erkoren. Wie einst Soltschenizyn, Sacharow oder Aung San Suu Kyi konnte der Geehrte aber seine Auszeichnung nicht persönlich entgegennehmen.

Er hält sich im einstigen Reich des Bösen auf. Doch ist es diesmal nicht der Kreml, der ihn an der Ausreise hindert. Es geht um die Einreise – in die Vereinigten Staaten von Amerika, «land of the free and home of the brave»! Das Problem ist, dass Snowden nicht nur Geheimnisverrat begangen, sondern auch die Doppelbödigkeit und Ratlosigkeit der amerikanischen Politik blossgelegt hat. Nun wird – ein bisschen spät – von einer Amnestie gemunkelt.

Jede Aussenpolitik ist doppelbödig. Es dient aber der amerikanischen, behaupten zu können, dass totalitäre Überwachung etwas für Tyrannen ist, während liberale Staaten das nur äusserst sparsam und im Rahmen rechtsstaatlicher Vorkehrungen (Überwachung der Überwacher) praktizieren. Der britische Premierminister David Cameron war da wesentlich entspannter und meinte lakonisch, jedermann spionierte gegenüber jedermann und jederzeit. Also weshalb die Aufregung?

Merkels Privathandy

Die Begründung für den orwellischen Wissensdurst wirkt abgenutzt. Seit 9/11, dem Tag des grossen Terrors, ist mehr als ein Jahrzehnt vergangen. So wirkt es doppelt ironisch, wenn ein Artikel im *Wall Street Journal* den Titel setzt: «Die Regierung spioniert die Amerikaner aus? Das war okay im Zweiten Weltkrieg». Deshalb auch heute? Als Normalzustand? Nach mehr als einem halben Jahrhundert?

Angela Merkels privates Handy wird nur ganz selten wichtige Informationen über einen bevorstehenden Terroranschlag enthalten. Da ist es schon eher verständlich, dass die National Security Agency auch den Vatikan beschattet. Immerhin stammt der im März gewählte 266. Nachfolger Petri mit seiner gewinnenden Art aus Argentinien und zeigt

beunruhigend linke Tendenzen. Sein erstes Werk «Evangelii Gaudium» enthält, wie eifrig berichtet wurde, eine fulminante Kritik am Kapitalismus.

Nun hatte und hat die katholische Kirche mit der Freiheit nie besonders viel am Hut. Sie hat andere Prioritäten. Es geht ums Image, nicht zuletzt in den sogenannten sozialen Medien. Merkel allerdings, die als Angie einen grossartigen, aber nicht ausreichenden Wahlsieg erziel-

Der Zeitgeist des Jahres 2013 ist verkrampft introvertiert und risikoscheu.

te, sah sich veranlasst, die überwachungsfrohen Amerikaner an ihre, Merkels, Leidenszeit unter der Stasi in der DDR zu erinnern: Sie wisse, wie sich das anfühle. Viel gelitten hat sie indes kaum; sie war damals als Agitatorin der Freien Deutschen Jugend im Einsatz.

Europa braucht einen funktionierenden, nicht einen lahmen Exportweltmeister. Frankreich scheint auch unter Hollande reformunfähig, und die unsoliden, aber charmannten Südeuropäer – neu wahrscheinlich ohne Berlusconi – siechen unter dem deutschen Austeritätsdiktat dahin. Austerität (laut Duden: energische Sparpolitik) ist nur politi-

sche Propaganda: Gespart wurde nicht, die Schulden erhöhten sich weiter.

Die Amerikaner ziehen sich sukzessive aus der Welt zurück. Doch nur wenige atmen auf. Zur Kalamität Syrien hat der ehemalige Präsident Bill Clinton weise Worte gefunden: «Wenn du nicht eingreifst, und es entwickelt sich eine Katastrophe... Wenn du dann sagst: «Oh, mein Gott, vor zwei Jahren gab es eine Meinungsumfrage, die besagte, achtzig Prozent seien gegen ein Eingreifen», dann siehst du wie ein Trottel aus.» Der Adressat war klar, wurde aber nicht genannt.

Veränderungen waren auch in der Einstellung gegenüber dem iranischen Atomprogramm zu sehen. Vor nicht allzu langer Zeit stimmten die meisten Amerikaner der Aussage von John McCain zu, schlimmer, als den Iran zu bombardieren, sei nur, wenn der Iran die Bombe bekomme. Heute sieht man es umgekehrt: Schlimmer, als wenn der Iran die Bombe habe, sei nur, den Iran zu bombardieren. Der Zeitgeist des Jahres 2013 ist verkrampft introvertiert und risikoscheu.

Passivität und Sicherheit sind die Stichworte. Wie es Jacques Barzun in seiner historischen Tour de Force «From Dawn to Decadence» beschreibt – Gesellschaften, Länder, Reiche, die keine klaren Perspektiven mehr für Fortschritt und Verbesserung sehen und sich nur noch mit Sicherheit und Bewahrung abmühen. Nicht einmal der Normalbürger, der zum «Kollateralschaden» der allgemeinen Überwachungswut wird, scheint sich sehr über den Verlust der Privatsphäre aufzuregen.

Wird das nächste Jahr besser? Auf dem Maidan in Kiew singt man die Nationalhymne: Noch ist die Ukraine nicht untergegangen. Hoffen wir das Beste.



Grossartiger, aber nicht ausreichender Sieg: Kanzlerin und Kandidatin Merkel.

Lounge Chair & Ottoman
Design: Charles & Ray Eames
Der Eames Lounge Chair: seit 1956 Inbegriff
von Qualität und luxuriösem Komfort.
Neu in hellem Holz, poliertem Aluminium
und weissem Leder.

Jetzt bei wohnbedarf – sofort mitnahmebereit.



wohnbedarf

modern seit 1931.



vitra.

wohnbedarf wb ag, Talstrasse 11-15, 8001 Zürich
Phone +41 44 215 95 95, Fax +41 44 215 95 96
E-Mail: info@wohnbedarf.ch, www.wohnbedarf.ch

Vitra ist der einzige legitimierte Hersteller der Möbel von Charles & Ray Eames für Europa und den Mittleren Osten. Lounge Chair & Ottoman: © Vitra

Unkontrollierte Selbstbedienung

Von Christoph Mörgeli

Soll ich im Bett seiner verstorbenen Frau schlafen?» Diese für unsere alternde Generation nicht unerhebliche Frage beantwortet die Homepage des Commonwealth Club of California. Vor diesem erlauchten Gremium hielt – wie die *Sonntagszeitung* schreibt – unsere Bundeskanzlerin Corina Casanova im Jahr 2010 einen halbstündigen Vortrag. Der dünne Applaus legt nahe, dass sich die Zuhörerschaft in engen Grenzen hielt. Oder aber, dass Frau Casanovas braver Staatskundeunterricht auf Sekundarschulstufe in San Francisco keinen Begeisterungssturm auslöste.

Die erste, typisch amerikanische Frage nach dem Referat galt den Kosten der schweizerischen Art von Politik. Diese seien nicht teuer, beteuerte die uns teure Bundeskanzlerin. Einspruch. Allein Frau Casanovas Reise ins sonnige Kalifornien kostete uns Steuerzahler fast 40 000 Franken. Denn die feine Dame und ihr feiner Mitarbeiter flogen first class, logierten an teuren Adressen und liessen sich tagelang von einem Chauffeur herumkutschieren.

Für die christdemokratische Bundeskanzlerin Angela Merkel gibt es gute Gründe, in der Welt herumzureisen. Für die christdemokratische Bundeskanzlerin Corina Casanova gibt es dafür nur schlechte Gründe. Denn sie ist nicht mehr und nicht weniger als Staatsschreiberin auf Bundesstufe. Doch die Schreiberin hat auch eine Sprecherin. Diese verschlimmbesserte die reglementarisch «zwingenden Gründe» für den Erste-Klasse-Flug des Angestellten mit der Begründung, dieser habe bei der Vorbereitung der Reise helfen und sich mit Casanova absprechen müssen. Wenig plausibel angesichts vieler mitlauschender Ohren in der stillen Swiss-Luxusklasse.

Unsere Bundeskanzlerin besuchte später auch Montreal, Riga, München und so weiter. Die Bewilligung erteilte sie sich jeweils selber. Würde Corina Casanova auch so mit den Zehntausendern herumwerfen, wenn es ihr eigenes Geld wäre? Würde sie für ihr scham- und nutzloses Tourismusprogramm auch ihr eigenes Sparkonto plündern? Was gibt diese Magistratsperson für ein Vorbild für die 33 300 Bundesangestellten, welche die Steuerzahler 5,5 Milliarden Franken pro Jahr kosten? Speziell die Höchstdotierten unter ihnen haben jede Bodenhaftung verloren und gehen am liebsten mit fremdem Geld in die Luft. Wann endlich gehen die Steuerzahler für ihr eigenes Geld in die Luft?

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Die «Schlampi»-Initiativen

Von Peter Bodenmann — Genial einfach: Moderne Volksbegehren verändern nicht das Recht, aber das Klima – nachhaltig.



Initiativen von Chaban, Minder, Weber und Blocher: je ungenauer, desto erfolgreicher.

Es gibt in der Schweiz einen neuen Volkssport. Man formuliert eine Initiative so offen, dass sie vor und nach der Abstimmung unterschiedlich interpretiert werden kann. Die Feinmechanik der Schweizer Demokratie führt so für die Naiven zu mehr oder minder überraschenden Resultaten.

Kein Psychiater ist bereit, Prognosen über mehr als zwanzig Jahre zu erstellen. Ohne entsprechendes Gutachten kann niemand lebenslanglich verwahrt werden. Das treibt die Initiantinnen zur Weissglut.

Die angeblich wasserdichte Initiative Minder wird verwässert. Aus dem Tribol-Wasser macht die in diesen Fragen bewanderte Bundesrätin ein homöopathisches Wässerchen. Deshalb wechselt Minder das Thema.

Die Lex Weber löst keine Probleme. Die Vorlage ist löchrig wie ein Emmentaler Käse. Ein Beispiel: Heutige Erstwohnungen kann man problemlos in Zweitwohnungen umwandeln.

Rechtlich haben Chaban, Minder und Weber wenig bis nichts erreicht. Trotzdem verändern sie etwas. Die Richter fällen härtere Urteile. Psychiater werden vorsichtiger. Managergehälter sinken. Und die Nachfrage nach Zweitwohnungen ist selbst dort eingebrochen, wo die Initiative Weber überhaupt nicht greift.

Auch die neue Initiative der SVP ist absichtlich überschlampig formuliert. Die Initianten definieren keine Obergrenzen in Sachen an-

geblicher Masseneinwanderung. Es bleibt offen, wer wann welche Massnahmen ergreifen muss.

Das Doppelspiel: Der Fremdenhass wird politisch besetzt, und gleichzeitig gibt man der Wirtschaft mit einem Sünneli-Augenzwinkern zu verstehen, dass auch nach einer Annahme alles plus/minus beim Alten bleiben wird.

Eine absichtlich ungenau formulierte Initiative erlaubt es – nach deren Annahme – den Initianten, den Schwarzen Peter immer dem bösen Parlament und dem noch viel schlimmeren Bundesrat in die Schuhe zu schieben.

Bundesrat und Parlament sollten Initiativen in der Regel nicht korrigieren. Sondern im Rahmen der Vorprüfung mit einem *Schlampi*-Stempel versehen. Damit sich im Nachhinein niemand beklagen kann.

Die Parteipräsidenten Müller, Darbellay und Levrat müssten einen Schritt weitergehen. Und aufzeigen, wie man Einwanderung erfolgreich bremsen kann. Pauschalsteuer abschaffen. Holdingsteuern für Ausländer rauf. Mindestlöhne flächendeckend anheben. Bauernstand dank Freihandel ausdünnen. Vertikal strukturierte Sofa-Importeure mittels Kartellrecht dezimieren ... Noch sind die Initianten beweglicher als das System. Daran wird sich in absehbarer Zeit nichts ändern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

HAARPFLEGE WIE VOM COIFFEUR.
ABER ZU MIGROS-PREISEN.



Neu in Ihrer Migros: I am Professional.
Die Haarpflegelinie mit hochwertigen Inhaltsstoffen für höchste Ansprüche.
Mehr unter www.migros.ch/iam-professional



Schönheit braucht Pflege.

MIGROS
Ein M besser.

Heute schon eine Idee gehabt?



Lesen Sie in der Spezialausgabe
der Handelszeitung:

Meine beste Idee!

33 Persönlichkeiten über eine Innovation,
die ihr Leben veränderte.

Und vieles mehr zum Thema Kreativität.



Ab 19.12.2013 am Kiosk!

Der Letzte seiner Art

Von Kurt W. Zimmermann — Irgendwie kommt man nicht darum herum, den Medienunternehmer Peter Wanner zu mögen.

Wenn man in diesen Tagen mit Peter Wanner redet, dann redet er gern über seine Kinder. Er redet gern über Michael, Anna und Florian.

Bevor wir zu den Kindern kommen, kurz zum Vater. Peter Wanner, 69, der Besitzer der AZ Medien, macht einen Umsatz von 250 Millionen Franken. Er verlegt sieben Tages- und Wochenzeitungen, darunter die *Aargauer Zeitung* und die *Schweiz am Sonntag*. Dazu kommen TV-Kanäle wie Tele Züri und Tele Bärn und Radiosender wie Radio 24 und Radio Argovia.

Nun also zu seinen Kindern Michael, Anna und Florian.

Da ist einmal Michael Wanner. Er macht derzeit in Harvard seinen MBA. 2015 wird er in die Geschäftsleitung der familieneigenen AZ Medien eintreten. Dann, so ist es beschlossen, wird er CEO der Firma.

Dann ist da Anna. Die Tochter ist eine talentierte Journalistin. Sie schreibt als Bundeshauskorrespondentin für die familieneigenen Blätter und für die *Südostschweiz* aus Chur.

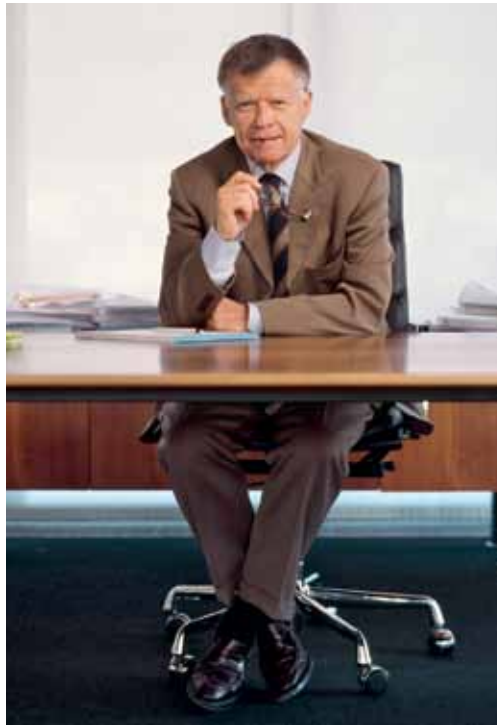
Dann kommt Florian. Er arbeitet als Werbeberater und verkauft TV- und Radio-Spots für die diversen Sender des Unternehmens.

Nun sind die Kinder von Peter Wanner nicht genealogisch interessant. Interessant ist vielmehr, wie sie die ganze Dreifaltigkeit des Mediengeschäfts abdecken. Das Mediengeschäft besteht aus Verlagsmanagement, aus Journalismus und aus Werbeverkauf. Mehr ist nicht. Mehr braucht es nicht.

Die Wanners sind in der Medienszene so etwas wie die leibhaftige Gegenthese. Die These lautet, dass es in der Medienwelt nur Platz für zwei Existenzformen gibt. Es gibt die grossen Konzerne wie Tamedia und die NZZ-Gruppe, und es gibt die kleinen Nischenanbieter. Zwischen Grösse und Nische, so die These, wird man zerrieben.

Nun ist Peter Wanner tatsächlich der letzte mittelgrosse Medienunternehmer des Landes, der noch überregional agiert. Andere in vergleichbarer Situation, wie Espace Media und Edipresse, haben aufgegeben und verkauft. Sie gaben auch darum auf, weil die Familien von Graffenried und Lamunière keine Michaels, Annas und Florians hatten, die in nächster Generation eine Leidenschaft für Medien beweisen würden.

Letzte Woche kündete Peter Wanner mit TV24 einen neuen Fernsehkanal an. Gleichzeitig wird er unter dem Arbeitstitel «Watson» im nächsten Frühjahr eine News-Plattform im Internet lancieren.



Leibhaftige Gegenthese: Verleger Wanner.

Beides scheint machbar. Wenn man den Cashflow, das Umlaufvermögen und die Gewinnreserven des Hauses betrachtet, kann Wanners Unternehmen pro Jahr rund dreissig Millionen Franken investieren. Nach dem Kauf von Tele Züri und Radio 24 vor zwei Jahren sanken beispielsweise die liquiden Mittel des Hauses um vergleichbare 29 Millionen.

Die zwei neuen Projekte kosten eher weniger. TV24 wird nach Wanner ein «Abspielkanal», der neben dem Recycling von eigenem Content vor allem eingekaufte Lizenzware abnudeln wird. Dafür braucht es maximal ein halbes Dutzend Mitarbeiter.

Etwas ambitionierter ist «Watson». Hier werden gegen fünfzig Leute angestellt. Auch das neue Nachrichtenportal wird, wie man hört, jedoch kein teurer Geniestreich werden, sondern bloss eine dieser inzwischen standardisierten Schussmaschinen, die allerlei lustige Videos und News für die gelangweilte Smartphone-Gemeinde bieten. Maximal zwanzig Millionen Franken will Wanner einschiessen. Er hat sich klare Milestones gesetzt. Wenn das Ding nicht läuft, wird es wieder eingestellt.

Man muss Peter Wanner mögen. Er verkörpert das, was lange Zeit die Schweizer Medienlandschaft prägte. Es waren die soliden, mittelgrossen Familienunternehmer, die dann an ihre Kinder übergaben. Schade, dass uns diese Charaktertypen verlorengegangen sind.

Coming-out

Von Beatrice Schlag — Soll man sich schwul oder lesbisch bekennen?

Es gibt Sätzen, da jault einem der Kopf. Ein solcher ist: «Ich habe ja nichts gegen Schwule.» An dem Satz wäre wenig auszusetzen, wenn danach ein akustischer Punkt käme.



Man könnte sich allenfalls fragen, warum er gesagt werden muss. Da der Punkt nicht kommt, sondern die Stimme oben bleibt, ist klar, dass nun gleich das fette Aber kommt, das den ersten Satzteil als Lüge entlarvt. Möglicherweise stimmt die sarkastische Definition, Homophobie sei die Unsicherheit, ob man wirklich heterosexuell sei. Tatsache ist, dass die meisten Männer zumindest im Berufsleben viel lieber mit Männern als mit Frauen zu tun haben. Tatsache ist auch, dass man den Satz mit dem Aber von Frauen seltener hört als von Männern.

Schlechte Nachrichten für Aber-Leute: Es wird komplizierter. Im vergangenen Juni sagte der britische Sportler Tom Daley, in seinem Land ein Teenie-Idol, er habe sich im Frühling in jemanden verliebt. Dieser Jemand sei ein Mann: «Es hat mich etwas überrascht. Es hat einfach geklickt. Ich stehe immer noch auf Frauen. Aber jetzt gerade bin ich mit einem Mann zusammen und könnte nicht glücklicher sein.» Kein Wort von schwul oder bisexuell.

In der *New York Times* fragte die amerikanische Filmschauspielerin Maria Bello, wen eigentlich das Wort Partner alles einschliesse. Sie hat einen Sohn von ihrem Ex-Mann, mit dem sie auch nach der Scheidung eng befreundet ist. Heute lebt sie mit dem Sohn und ihrer langjährigen Freundin zusammen. «Sie war eine der schönsten und lustigsten Frauen, die ich kannte, aber ich dachte über Jahre weder an Verlieben noch an Sex.» Bis sie eines Tages doch daran dachte. Als sie es ihrem Sohn erzählte, sagte der Zwölfjährige: «Liebe ist Liebe, was auch immer du bist.» Maria Bello sagt, inzwischen möchte sie sich genau so sehen: als «was auch immer». «Wen ich liebe, ob sie in meinem Bett schlafen oder nicht, ob ich mit ihnen Aufgaben mache oder ein Kind teile, Liebe ist Liebe.»

Die kluge Weigerung, sich über Sexualität definieren zu lassen und Partnerschaft auf Zweierkisten zu begrenzen, wird um sich greifen. Irgendwann wird der unbezahlbare Satz fallen: «Ich habe nichts gegen was auch immer. Aber ...»

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man im Garten seines Gastgebers einen Blumenstrauss pflücken und dann als Mitbringsel der Gastgeberin überreichen?

Ernst Dietler

Auch wenn es viele Männer nicht hören wollen – Frauen freuen sich wirklich über Blumen. Aber jetzt mal Hand aufs Herz: Würde es Ihnen gefallen, wenn ein Fremder mit Gartenschere durch Ihre Grünanlage jagte? Wenn Ihre Gäste durch den Keller reinkämen, weil sie noch eine Flasche Wein «besorgen» mussten? Oder das Geschenk, ein gutes Buch, aus der eigenen Hausbibliothek stammte? Falls Sie es vergessen haben: Lassen Sie es in diesem Fall mit dem Mitbringsel – und besorgen Sie einfach nach dem gemeinsamen Abend ein kleines Dankeschön. So werden Sie bestimmt auch wieder eingeladen. Falls Sie bloss geizig sind: Lassen Sie es in diesem Fall mit dem Mitbringsel – auch nach dem gemeinsamen Abend. Sie werden dann vielleicht nicht mehr eingeladen. *Deborah Neufeld*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Südafrika fehlen geeignete, vertrauenswürdige Nachfolgepersonen.» *Peter Kuhn*



Grosses Werk: Freiheitsheld Mandela.

Alles andere als geeignet

Nr. 50 – «Ein Held verlässt die Bühne»; Werner Vogt über Nelson Mandela

Zweifellos war Nelson Mandela eine grossartige, weise Persönlichkeit. Ohne Mandela wäre es in Südafrika fast sicher zu blutigen Auseinandersetzungen gekommen. Ebenso zweifelsfrei ist aber auch, dass es diesem Land an geeigneten, vertrauenswürdigen Nachfolgepersonen fehlt, die sein *Grosses Werk* in seinem Sinn positiv fortführen. Zuma ist alles andere als ein geeigneter Präsident. Das konnte man nicht zuletzt auch an den Begräbnis-Feierlichkeiten deutlich hören. Warum stützt das heutige Südafrika das blutige Regime eines Robert Mugabe in Simbabwe? Die Zukunftsaussichten von Südafrika stimmen leider alles andere als zuversichtlich!

Peter Kuhn, Regensdorf-Adlikon

«Stationäre Banditen»

Nr. 50 – «Bundesfinanzen ausser Kontrolle»; von Christian Mundt

In seinem Buch «Die Pleite-Republik» beschreibt Rainer Hank, dass ein chinesischer Warlord über sein Territorium mit besonders harter Hand herrschte und den Menschen Steuern abpresste. Zugleich schlug er jedoch einen vagabundierenden Banditen, den «weissen Wolf», in die Flucht. Demgegenüber kann der Warlord als «stationärer» Bandit bezeichnet werden. Er war in dem von ihm beherrschten Gebiet besser gelitten als der «weisse Wolf». Warum? Er und

seine Bande nahmen den Menschen «nur» einen Teil ihrer Habe ab. Sie überliessen ihnen also noch ein wenig. Moderne Staaten handeln damit – gemäss Rainer Hank – nicht anders als stationäre Banditen. Wenn man den Weg betrachtet, der mit der Handhabung der Bundesfinanzen eingeschlagen worden ist (inklusive zunehmender Selbstbedienungsmentalität), könnte man glatt auf die Idee kommen, dass hier stationäre Banditen am Werk sind.

Helmut Beyer, Walenstadtberg



CRESTA
PALACE

Echt Ferien

SKI-(S)PASS CHF 25.–

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.
7 Tage Zi./Frühstück ab CHF 1225.– im DZ/Person
Ab 2 Nächten:
Skipass für CHF 25.– pro Person/Aufenthaltsstag

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren



Man lese Kafka

Nr. 50 – «Die Falle schnappt zu»; Philipp Gut über den Fall Mörgeli

Zum Ganzen lässt sich nur sagen: Würde ich so mit einer Angestellten umgehen, dann hätte ich – zu Recht – ein Problem. Man lese: Franz Kafka, «Der Prozess». A. Wirth, per E-Mail

Geheime Liebeswunde

Nr. 50 – «Das Misstrauen der Frauen»; Zoë Jenny über das Verliebtsein

Wie schön, dass Sie über die Liebe schreiben! Da kommt man direkt ins Schwelgen und erinnert sich an frühere Zeiten, in welchen das Verliebtsein noch ein Dauerzustand war. Was für ein irrer Hormon-Cocktail, der einen be-rauschte und verführte! War man wohl in die Person verliebt oder nur in die Liebe? Ich ging oft tagelang nicht aus dem Hause aus Angst, den ersehnten Anruf zu verpassen. Aber die Männer haben noch mehr gelitten und waren oft sehr dramatisch in ihren Liebesbemühungen. Ein besonders leidenschaftlicher Verehrer schrieb mir jeden Tag Gedichte und Briefe, verbrachte die Nächte vor meiner Haustür und drohte damit, sich umzubringen. Er fuhr dann auch tatsächlich in den nächsten Baum und brach sich drei Rippen. Ich nahm es ungerührt zur Kenntnis, denn ich war bereits wieder neu verliebt, und wie ein bunter Schmetterling flog ich der nächsten Verheissung entgegen. Ein gebrochenes Herz ist übrigens eine medizinische Tatsache: Stressbedingte Kardiomyopathie oder Broken-Heart-Syndrom, deren Symptome einem Herzinfarkt ähnlich sind. Wahrscheinlich hat jeder eine geheime Liebeswunde. Sie schmerzt nicht immer, doch manchmal spürt man diese unbestimmte Sehnsucht. Warum wohl gibt es in der Liebe immer ein Zuviel oder ein Zuwenig? Danke der Autorin für den schönen Beitrag!

Beatrix Kruger, Zürich

Wasser predigen und Champagner trinken

Nr. 49 – «Mehr Geld für Rinder»; Roland Näf über höhere Politikerlöhne

Herr Näf hat in seinem Artikel über angebliche Subventionsjäger im Kanton Bern vergessen, zu erwähnen, dass er als Berner SP-Präsident, zusammen mit der Linken und der BDP, im September 2013 am Volk vorbei eine Summe von unglaublichen 3,5 Milliarden für die maroden Pensionskassen der Lehrer und Beamten beschlossen hat. Näf, selbst Lehrer, hat sich diesen Zustupf zu Lasten des Steuerzahlers offenbar ohne Gewissensbisse gegönnt. Und das in einer Zeit, in welcher der Kanton Bern bei den Behinderten, der Spitex, den Klassen-grössen et cetera sparen muss und nun neu Schulden von über 10 Milliarden Franken haben wird. Wasser predigen und Champag-

ner trinken, dies ist wohl das Motto des Herrn Näf. Andreas Blank, Bern

Gegendarstellung

Zum Artikel «Jetzt ist SRF auch noch homo-phob» vom 14. 11. 2013: Der im Film von Simon Bischoff «Aladin – Weg ins Paradies» porträtierte Aladin ist sechzehn Jahre alt, also sexuell mündig. Von Pädophilie kann daher nicht die Rede sein. Beim Film handelt es sich nicht um eine Auftragsproduktion, sondern um einen

frei produzierten Film. Der fertige Film entspricht vollumfänglich dem von SRF genehmigten Projekt. Simon Bischoff

Zur Kolumne «Brasilien mit Familiennachzug» von Christoph Mörgeli (Nr. 50/13): Susanne Wille berichtet aus Brasilien für die «Rundschau» und Franz Fischlin für die «Tagesschau». Flugtickets und Betreuung der Kinder wurden privat finanziert und gehen nicht zu Lasten der Gebührenzahler.

SRF Schweizer Radio und Fernsehen



Würdigung grosser Zentralschweizer Persönlichkeiten und ihre Bedeutung für die heutige Schweiz

Berchtoldstag, 2. Januar 2014, 10.30 Uhr

Messe Allmend Luzern

Ansprache von **Christoph Blocher**



**Niklaus
von Flüe**
Mahner und Mystiker
«Machend den zun nit
zu wit!»



Robert Zünd
Kunstmaler
«Das Schöne, das die
Natur geschaffen hat,
herauszufühlen»



**Philipp Anton
von Segesser**
Staatsmann
«Ich bin Demokrat,
Föderalist, Katholik»

Originale von Robert Zünd werden am Anlass ausgestellt.
Eintritt und bescheidenes Mittagmahl kostenlos.

Parkplätze vor Ort vorhanden. Bahnhof Allmend/Messe Luzern und
Bushaltestelle auf dem Areal.

Es laden ein: SVP Kanton und Stadt Luzern
www.blocher.ch



SVP
Schweizer Qualität
Die Partei des Mittelstandes
www.svp-lu.ch

Wir sind 2013

Was hat dieses Jahr gebracht?
Ein Rückblick in Gesprächen

40	Peter Scholl-Latour
46	Yves Rossier
48	Monika Bütler
50	Thomas Minder
52	Malala Yousafzai
56	Stanislas Wawrinka
60	Hansueli Loosli
63	Massimo Portmann
64	Gabriela Isler
68	Boris Collardi
71	Bastian Baker
72	Ueli Steck
75	Bruno Frick
76	Kurt Kardinal Koch
78	Miley Cyrus
80	Fredi Hafner
82	Amr Badr
84	Lara Stoll
86	Peter «Safari» Shehe
87	Fabian Schär
88	Roger Daltrey
92	Anton Mosimann
94	Evelyne Hall
96	Jérôme Lambert
98	Urs Widmer
102	Florian Illies
105	Adrian Stern und Mylen Yang
106	Urs «Polo» Hofer



Eiserne Lady der amerikanischen Talkshows: Oprah Winfrey.



Bilder des Jahres

Auf dünnem Eis

Von Daniele Muscionico

Das war es. War es das? 2013, das Jahr, in dem wir aus Sex, Krieg und Islam für unsere Leserschaft das Beste strickten, wozu wir uns in der Lage sahen: der Stoff, aus dem die News sind, doch ebenso auch Verschwörungstheorien, Propaganda und moderne Märchen. Denn Sex, Krieg, Islam sind die sichersten Köder, um Ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, geschätzte Leserin, geschätzter Leser.

Sex, Krieg und Islam ist die unheilige Trias der öffentlichen Gerüchteküche und unserer Lust, mittendrin, weil dabei zu sein. Aus sicherer Distanz, versteht sich. Im Ohrensessel des Bildungsbürgers, vor dem iPad des Altweltmenschen. Oder als Leserbriefschreiber, willkommen an dieser Stelle!

Ein Jahr in fünf Bildern, fünf Bilder für ein Jahr, unsere Bildredaktion hat das Unmögliche für sie möglich gemacht. Wählen Sie Ihr Lieblingsbild aus. Die Wahl wird mehr über Sie verraten, als Ihnen lieb ist.

Unsere Wahl für den Kopf des Jahres fiel, wer anderes könnte es sein, auf Oprah Winfrey, die eiserne Lady der amerikanischen Talkshows. Dank ihr schrieb unser Land im August Schlagzeilen. Negativschlagzeilen allerdings, um nichts zu beschönigen.

«Täschli-Gate»

Winfrey, befreundet mit Tina Turner und anlässlich von Turners Hochzeit in Zürich auf Shoppingtour unterwegs, trat im Herbst einen Watergate-Skandal schweizerischen Ausmasses los. Eine Handtasche in einer Luxusboutique, die man ihr nicht zeigen wollte, oder, wer weiss, auch nicht verkaufen. Aussage steht gegen Aussage. Jedenfalls schimpfte man uns in der Folge auf allen Kanälen Rassisten. Worauf das «Täschli-Gate» die obersten Tourismusverantwortlichen des Landes in die Lage brachte, vor der Lady einen schuldbehafteten Kotau zu tun. Einen Imageschaden für die Schweiz stellte der Bundesrat später allerdings nicht fest. Zumal Ueli Maurer aus eigener Erfahrung weiss: Nur wer sich biegt, bleibt beweglich.

2013 war ein Jahr auf dünnem Eis. Und davon handeln diese Bilder.

Der Überfall auf das Einkaufszentrum Westgate in Nairobi im September durch Mitglieder der Al-Schabab-Miliz. Mit automatischen Waffen und Handgranaten hatten sie das Feuer auf die Besucher eröffnet. Blanker Terror während ahnungsloser Freizeitvergnügen, eines Kinobesuchs, eines Ausfluges mit der Familie. Wer kennt das Schicksal dieses Kindes

» Fortsetzung auf Seite 38

auf dem Bild? Oder das seiner Eltern? Haben sie überlebt? Wird das Mädchen später Gleiches mit Gleichem vergelten wollen, wenn es älter und dazu in der Lage sein wird?

Die tauchenden Kaiserpinguine stehen für eine andere Form von Gewalt und von Gefährdung. Ein Bild als Sinnbild der Zerbrechlichkeit jener Wesen, die schutzlos auf uns angewiesen sind und keine Möglichkeit haben, die Stimme zu erheben. Oder die Faust. Die Kaiserpinguine, legendär durch ihre Grösse und durch ihre Unterwasserfertigkeiten, sind eine vom Klimawandel bedrohte Spezies. Bis zu drei Viertel der grossen Kolonien in der Antarktis sind vom Aussterben bedroht, wenn das

Kein Krieg in der Region, keine Schlacht, die je in Aleppo haltgemacht hätte.

antarktische Packeis weiter schmelzen wird wie bisher. Dieses Bild eines Tauchgangs – einer tauchenden Gang gewissermassen – gewann beim wichtigsten Fotopreis der Welt, dem World Press Photo Contest 2013, den ersten Preis.

Der Bürgerkrieg in Syrien, ausgetragen hier in der ersten Kulturhauptstadt des Islam überhaupt, in der Stadt Aleppo. Aleppo? Nach Damaskus mit 1,7 Millionen Einwohnern die zweitgrösste Stadt des Landes und urkundlich am Ende des 19. Jahrhunderts vor Christus das erste Mal erwähnt. Aleppo, die Umkämpfte, Zerrissene seit Bestehen. Hauptstadt des aramäischen Königreichs, dann Teil des Byzantinischen Reichs. Von den Kreuzfahrern belagert, aber nicht erobert. Bis die Mongolen kamen. In der Neuzeit den Osmanen zugeschlagen, dann Zentrum im Völkermord an den Armeniern, unter französischer Kolonialherrschaft sodann – und die Hölle auf Erden für Juden während des Zweiten Weltkrieges.

Nackte Haut

Kein Krieg in der Region, keine Schlacht, die je vor Aleppo haltgemacht hätte. Als Letztes wurde der historische Basar, ein Unesco-Weltkulturerbe, durch ein kriegerisches Grossfeuer weitgehend zerstört. Doch es waren nie die Steine von Aleppo, die litten. Es sind die Menschen. Brudermord ist die elfte der biblischen Plagen. Der Firnis der Zivilisation ist dünn.

Islam, Krieg, Sex. Sex? Für Letzteren und für alle Soft Skills, die hier fehlen, steht der Papst. Er ist ja von Berufes wegen Stellvertreter. Papst Franziskus, vom *Time Magazine* nach neun Monaten im Amt zum Mann des Jahres gewählt, zeigt hier dem Christennachwuchs nackte Haut.

Und wir? Wir sind noch einmal davongekommen.



Sinnbild der Zerbrechlichkeit: Kaiserpinguine in der Antarktis.



Von Berufes wegen Stellvertreter: Papst Franziskus.



Terror beim Freizeitvergnügen: Überfall auf ein Einkaufszentrum in Nairobi.



Brudermord: Kämpfer der Freien Syrischen Armee in Aleppo.

«Die Heuchelei des Westens»

Peter Scholl-Latour ist der dienstälteste Chronist des Weltgeschehens. Die skeptisch-unbestechlichen Betrachtungen des 89-Jährigen begeistern ein Millionenpublikum. Für die *Weltwoche* dreht er den Globus und kommentiert die wichtigsten Brennpunkte des Jahres. *Von Urs Gehrig*

Herr Scholl-Latour, gab es 2013 ein Ereignis, das Sie aus der Fassung brachte?

Die Desinformation im Hinblick auf den Syrien-Konflikt. In der Presse wird vieles hochgespielt und masslos übertrieben. Verglichen mit seinem Vater ist der jetzige Präsident Baschar al-Assad ein relativ harmloser Mann, so schrecklich auch die Ereignisse sind. Syrien war der letzte säkulare Staat in der ganzen arabisch-islamischen Welt, der ist mit Hilfe des Westens zum Einbruch gebracht worden. Wenn man Syrien allein gelassen hätte, wäre Assad mit dem Aufstand fertig geworden.

Zum ersten Mal seit Saddam Hussein wurde in Nahost Giftgas eingesetzt. Ein unverzeihlicher Tabubruch?

Angeblich sind in Syrien bis jetzt 120 000 Menschen umgebracht worden, etwa tausend durch Giftgas. Schlimmer ist also im Grunde die konventionelle Vernichtung. Die Urheberschaft des Giftgaseinsatzes ist umstritten. Der Verdacht besteht, dass das Gas von Assads Truppen abgefeuert wurde, doch erwiesen ist das nicht. Wenn jemand kein Interesse daran hatte, Giftgas einzusetzen, dann war's Assad. Ich will den gar nicht als guten Menschen darstellen. Aber er ist nicht dumm. Er hätte damit geradezu die amerikanische Intervention

herausgefordert. Obama hatte ja die rote Linie gezogen.

Obama hat für den Fall eines Giftgaseinsatzes mit Krieg gedroht, aber dann doch nichts gemacht. War das ein Fehler?

Wenn man droht, muss man auch handeln. Es ist übrigens bemerkenswert, dass die amerikanischen Militärs gegen solche Abenteuer sind.

Ende August schien ein US-Angriff unausweichlich. Dann kam der grosse Auftritt von Wladimir Putin.

Er hat Assad überzeugt, den Einsatz von Giftgas aufzugeben – was Assad mit grosser Gewissenhaftigkeit getan hat. Jetzt weiss die Weltgemeinschaft nicht, was sie mit dem Zeug machen soll.

Ist Putin ein Friedensstifter oder eher ein Zar mit eiskaltem Machtinstinkt?

Es gehört in Europa zum guten Ton jeder Zeitung, dass man über Putin herfällt. Die Deutschen sind Toren, dass sie nicht mit dem Putin zusammenarbeiten. Er galt bisher als deutschfreundlich, und er spricht auch perfekt Deutsch. Ich habe vor ein paar Jahren dreieinhalb Stunden mit Putin in Sotschi am Schwarzen Meer verbracht. Ich kann nicht behaupten, dass ich – wie der ehemalige amerikanische Präsident Bush – durch ihn hindurchgesehen und eine ehrliche Haut erkannt hätte. Ich fand auch nicht unbedingt,

dass er ein lupenreiner Demokrat ist, wie Gerhard Schröder das mal geäussert hat. Putin ist ein KGB-Mann, aber vielleicht braucht man so einen an der Spitze eines Landes, das immer nur autokratisch regiert worden ist.

Im Frühsommer hat ein Agent namens Edward Snowden Amerika die grösste Schmach seit Jahren beschert. In einer Enthüllungsserie legte er die weltweite Überwachungs- und Spionagepraxis der US-Geheimdienste offen. Ist Snowden ein Held oder ein Verräter?

Ich will da kein moralisches Urteil abgeben. Die Mehrheit der deutschen Bevölkerung ist ja dafür, dass man ihm in Deutschland Asyl gewährt. Ich bin aus folgendem Grund dagegen: Er würde umgebracht werden. Man verfügt heute über Mordinstrumente wie Gift, die schwer nachweisbar sind. Aber Snowden hat etwas in Bewegung gesetzt. Wir machen uns jetzt keine Illusionen mehr über die Privatsphäre. Heute existiert ein System der totalen Transparenz, das die Schreckensvisionen Orwells in seinem Buch «1984» überflügelt. Das Schweizer Bankgeheimnis wäre nie durchbrochen worden in der Zeit, als man noch die klassische Buchführung hatte.

Die NSA war bis 9/11 das Aschenputtel unter den US-Geheimdiensten. Nun greift sie global Daten von Durchschnittsbürgern ab und macht auch vor Merkels Handy nicht halt. Sind Sie überrascht?

Wir stellen eine grosse Naivität seitens der Bevölkerung und der Politiker fest. Sie dachten: «Unsere amerikanischen Freunde sind anständig, die machen das nicht.» Sie haben ihnen das nicht zugetraut. Mit modernster Elektronik ist alles möglich. Man hätte nur Nietzsche zu lesen brauchen: «Staat heisst das kälteste aller kalten Ungeheuer.»

Nachdem unsere Privatsphäre durchlöchert ist: Was ist das höchste Gut, das wir unbedingt verteidigen sollten?

Die meisten Leute sagen, diese Abhörung ist mir egal, ich habe ja nichts zu verbergen. Das stimmt nicht. Wenn ein Politiker ein erotisches Verhältnis hat, kann ihm das furchtbar schaden. Dem Horst Seehofer in Bayern nicht. Aber General Petraeus ist über eine Affäre gestolpert und hat seinen Job als CIA-Chef verloren. So haben alle – auch kleine Leute – etwas zu verbergen. Ausserdem: Wie wollen Sie denn mit den Amerikanern über Freihandelsabkommen verhandeln, wenn die von Anfang an wissen, was die Positio-



«Er würde umgebracht werden»: Kundgebung gegen die NSA und für Edward Snowden in Washington.



«Die Europäer sind Träumer»: Publizist Scholl-Latour.

nen der Europäer sind? Ganz zu schweigen von den militärischen Geheimnissen.

Die Amerikaner können flächendeckend sämtliche elektronische Kommunikation in Echtzeit absaugen. Gewinnen sie jetzt den Krieg gegen den Terror?

Was eben dazugehört, ist eine grosse Anzahl hochintelligenter Leute, die diese Daten auswerten, analysieren und Synthesen herstellen. Nehmen Sie den sogenannten arabischen Frühling: Den haben selbst die Amerikaner nicht kommen sehen. Oder Syrien: Die Geheimdienstexperten hätten wissen müssen, dass die Dschihadisten die stärkere Kraft sind als die Freie Syrische Armee. Und

dass Assad nicht so hilflos ist, wie er bisweilen zu sein schien. Man muss die Informationen deuten können und ein Einfühlungsvermögen für den Gegner haben. Das ist bei den Amerikanern nun gar nicht vorhanden.

In Ägypten haben die Muslimbrüder die Macht verspielt. Seit Juli regiert am Nil das Militär. Haben Sie jemals an die Facebook-Revolution geglaubt?

Nein. Ich habe nie an den arabischen Frühling geglaubt. Die Revolutionäre waren Kinder der etwas besser gestellten Mittelschicht. Das war ein grosses Handicap. Sie waren nicht repräsentativ für das breite Volk. Hinsichtlich Ägypten habe ich heute den Verdacht, dass

das Militär den Präsidenten Mubarak allmählich leid war. Sie wollten vor allem nicht, dass er seinem Sohn Gamal das Szepter übergibt. Gegenüber den revoltierenden Studenten hat sich das Militär denn auch neutral verhalten. Dann haben sie den Fehler gemacht, den die algerischen Offiziere 1991/92 gemacht haben, sie haben freie Wahlen veranstaltet. In der Erwartung, dass ihr Kandidat, ein früherer Ministerpräsident, gewählt würde. Stattdessen holte der Muslimbruder Mursi den Sieg. Er versuchte, zu viel Macht auf seine Person zu konzentrieren. Doch dass alles so schief lief unter ihm, dass auf einmal kein Polizist mehr auf der Strasse stand, dass die Kriminalität hochschnellte, die Preise explodierten und kein Benzin mehr zu haben war, war eine ganz gezielte Aktion, um ihn zu diskreditieren. Übrigens ist sehr interessant, dass die Saudis das ägyptische Militär unterstützen. Ihnen waren die Muslimbrüder zu liberal.

Ende Oktober probte eine Handvoll Frauen in Saudi-Arabien den Aufstand. Sie forderten das Recht, Auto zu fahren, und setzten sich ans Steuer. Zeigen sich erste Risse im saudischen Königreich?

Das können sich nur Prinzessinnen und Töchter der allerhöchsten Oberschicht leisten. Das nehme ich nicht ernst.

Das Ereignis hat allerdings in Erinnerung gerufen, dass der engste arabische Verbündete des Westens die weltweit radikalsten Religionsgesetze hat.

Das ist absurd und zeigt die Heuchelei des Westens. Das säkulare Regime von Assad ist ihm unerträglich, das extrem theokratische Regime von Saudi-Arabien hingegen wird hofiert. Der Koran lässt ja christlichen Gottesdienst zu, Juden dürfen ihren Glauben leben. Aber Saudi-Arabien lässt keinen Juden rein, wenn er nicht Henry Kissinger heisst. Kruzifixe sind verboten. Die Swissair hatte sogar Probleme, in Saudi-Arabien zu landen, weil das Schweizerkreuz auf dem Leitwerk prangte. Auch die Bibel darf nicht ins Land gebracht werden, dafür hatte ich auf meinem Nachttisch im Hotel das «Protokoll der Weisen von Zion» liegen. Die überfrommen Wahhabiten haben die Macht und das Geld. Auf sie nimmt man Rücksicht, indem man ihnen erlaubt, mit ihrem militanten Islamismus in der ganzen Welt zu missionieren. Man sieht ihre Spuren bis in den Balkan. 9/11 war ja keine afghanische Tat, sondern eine saudische. Die Attentäter waren gebildete, fanatische Söhne der Saudis.

In den USA ist um das Fracking eine veritable Pionierstimmung ausgebrochen. Das Land steigt zum weltgrössten Energieproduzenten auf. Durchbrechen die Amerikaner damit ihre Abhängigkeit vom saudischen Öl?

Die Kontaktaufnahme der Amerikaner mit dem Iran ist bereits eine Abwendung vom Hauptverbündeten. Die Saudis sind wütend. Zwischen dem Königreich und der Islami-

schen Republik Iran ist seit langem ein Kampf um die Vorherrschaft am Persischen Golf entbrannt – eine Konfrontation von globaler Bedeutung und ein mörderischer Religionskrieg zwischen Sunniten und Schiiten. **Sollte der Iran die Nuklearbombe bauen, wollen sich die Saudis bei den Pakistanern angeblich eine eigene Atombombe organisieren.**

Die Gefahr besteht. Das wäre wahrscheinlich viel gefährlicher als die – noch nicht existierende – iranische Bombe. So wie die pakistanische Atombombe die gefährlichste überhaupt ist.

Im November unterzeichnete der Iran in Genf ein Teilabkommen über die zivile Nutzung des Atomprogramms. Stehen die Erzfeinde USA und Iran vor einer epochalen Wende?

Der Iran ist ein sehr solider Staat. Ein paar Leute in Amerika scheinen das entdeckt zu haben. Nur ist zu befürchten, dass dieses sich abzeichnende Abkommen von beiden Seiten sabotiert wird. Auf Seiten der Iraner sind die Pasdaran mit Sicherheit nicht sehr glücklich darüber, auch gewisse hohe Kleriker nicht. Und in Amerika könnte der Kongress der Verlockung verfallen, dem Präsidenten eins auszuwischen. Im Kongress ist die israelische Lobby überaus mächtig. Für die Israelis zählt ja nur eins: eine iranische Atombombe zu verhindern. Sollte Israel tatsächlich zu einem Schlag gegen den Iran ausholen, was ich nicht glaube, dann hätte Teheran über die Hisbollah im Libanon die Möglichkeit, Israel selbst zu treffen. Abgesehen davon ist kaum auszudenken, was der Iran im Persischen Golf beziehungsweise in der Strasse von Hormus alles anrichten könnte. Dabei ist Israels Frontstellung gegen den Iran unsinnig. Israel droht viel mehr Gefahr von den fanatischen Sunniten in seiner Nachbarschaft.

Kochtopf-Bombe am Bostoner Marathon. Axt-Attacke in London. Massaker in der Westgate Mall von Nairobi. Auch 2013 zeigte der Islamistenterror seine Fratze. Wie gefährlich ist al-Qaida heute?

Die Organisationskraft von al-Qaida sollte nicht überschätzt werden, das ist ein ziemlicher Sauhaufen, aber die Splittergruppen sind eben überall verstreut, und es bekennen sich immer mehr Kräfte dazu. Zwischen sunnitischen Gruppen Syriens und des Irak ist eine Koalition mit Namen Islamischer Staat im Irak und in Syrien entstanden. Er bekennt sich zu al-Qaida. Das ist doch eine Entwicklung, die auch für uns wichtig ist. Das ist nicht mehr fern im Hindukusch, sondern vor unserer Tür.

Barack Obama setzt Bushs Anti-Terror-Feldzug mit anderen Mitteln fort. Dieses Jahr liess er wöchentlich Drohnenangriffe fliegen, per Joystick und aus sicherer Distanz. Ist das die Zukunft des Krieges?

Peter Scholl-Latour

Der 89-jährige deutsch-französische Doppelbürger ist im Saarland geboren und in Lothringen aufgewachsen. 1945 wurde er von der Gestapo verhaftet und erkrankte an Flecktyphus. Sofort nach seiner Genesung trat er einer französischen Fallschirmjäger-einheit bei und kämpfte in Indochina. Danach studierte er an der Pariser Sorbonne und in Beirut Philologie, Politikwissenschaft und Arabistik. Seit 1950 arbeitet er als Journalist, unter anderem als ARD-Korrespondent in Afrika und Indochina. 1973 wurde er kurzzeitig von Vietcong gefangen genommen. Später wurde er Herausgeber des *Sterns*. Seit 1988 ist er freier Publizist. Scholl-Latour, der bis heute seine Reisetätigkeit aufrechterhält, hat fast jedes Land der Welt besucht. Seine TV-Sendungen finden höchste Einschaltquoten. «Peter Scholl-Latour versteht es, mit Worten zu malen», lobt Hans-Dietrich Genscher. Fast alle seiner über dreissig Bücher waren Bestseller. «Der Tod im Reisfeld» (1979) erreichte eine Auflage von 1,2 Millionen. (geh)

«Save American lifes» ist die oberste Formel der amerikanischen Strategie weltweit. Wenn ein Amerikaner in Gefahr ist, ist das bedeutender, als wenn Tausende andere bedroht sind. Mutmassliche Terroristen werden aussergerichtlich abgeknallt. Dass bei diesem Zugriff auch unschuldige Menschen, die sich in unmittelbarer Nachbarschaft befinden, ums Leben kommen, sogenannte *collateral damages*, wird dabei in Kauf genommen. Ich neige nicht zu moralischer Empörung, aber ich empfinde es als unerträglich, wenn in Talkshows und Regierungserklärungen die todesmutigen Mudschaheddin Afghanistans, die – lediglich mit Kalaschnikow und Panzerfaust bewaffnet – den gepanzerten Kolonnen der Nato entgegentreten, als «Feiglinge» beschimpft werden. Wie nennt man die anonymen Drohnenpiloten, die aus Tausenden Kilometer Entfernung, ohne jedes eigene Risiko verdächtige Menschenansammlungen der Vernichtung preisgeben?

Am Hindukusch fällt der Vorhang. 2014 ziehen die internationalen Truppen unverrichteter Dinge ab. Wird die aus dem Boden gestampfte afghanische Armee das Land vor einem erneuten Absturz in einen Bürgerkrieg bewahren?

Ein Offizier der Afghan National Army sagte mir beim letzten Besuch in Kabul: «Wir waren einmal Kommunisten, dann Islamisten, was sind wir denn jetzt? Wir sind Tagelöhner. Ausserdem sind wir unzureichend bewaffnet, ein Drittel meiner Soldaten geht nach Hause, um die Ernte einzubringen.»

Abgesehen davon wird ein Paschtune nie einem tadschikischen Offizier gehorchen. Dass Europa am Hindukusch verteidigt wird, wie einst ein deutscher Verteidigungsminister behauptete, ist purer Unsinn. Die Intervention ist 2001 aus einer Geste der Solidarität mit dem angegriffenen Amerika entstanden. Spätestens ab 2003 wusste man, dass der Krieg schiefläuft. Mit dem Gerede über die Errichtung von Mädchenschulen, Brunnenbohren und solches Zeug hat man die Leute systematisch für dumm verkauft. **Sie haben Obama immer unterstützt. Wie sehen Sie ihn heute?**

Die Tatsache, dass ein Schwarzer überhaupt Präsident der USA werden konnte, ist ein ungeheures Ereignis. Ich habe es noch erlebt, dass an der Grenze zu Oklahoma – ich war mit dem Greyhound Bus unterwegs, weil es billig war – die Schwarzen auf die hinteren Sitze mussten. Sie hatten getrennte Klos, assen auch in getrennten Räumen. Das hat nicht John F. Kennedy geändert, wie man immer behauptete. Es war Lyndon B. Johnson. Von Obama wird bleiben, dass er die Rassenbarriere durchbrochen hat.

Innenpolitisch erlitt Obamas einziges Grossprojekt Schiffbruch. Nachdem «Obamacare» endlich vom Kongress abegesen war, legte eine gigantische technische Panne das neue Gesundheitssystem lahm.

Ich kapiere gar nicht, wie es zu diesem Debakel gekommen ist. Aber die meisten Amerikaner wollen das Zeug gar nicht. Die Leute, die eine Gesundheitsversicherung am nötigsten hätten, interessieren sich nicht dafür. Das ist eine seltsame Mentalität.

2008 jubelten Obama vor der Berliner Siegesssäule Hunderttausende zu. Als er letzten Juni nach Deutschland zurückkehrte, trat er hinter kugelsicherem Glas vor einem Grüppchen Claqueuren auf. Europa scheint den «Messias» abgeschrieben zu haben. Warum?

Das war damals diese Begeisterungsfreude der Deutschen, die sich auch bei Hitler ausgetobt hat. Es gibt wenig andere Völker, die einen solchen Herdentrieb empfinden. Obama hatte gut angefangen, als er 2009 in Kairo eine wunderbare Rede an die muslimische Welt richtete. Aber mit Europa hat er nichts am Hut, mit den Deutschen schon gar nicht. Er hat eine glückliche Kindheit auf Hawaii erlebt. Er ist in Richtung Pazifik orientiert. Doch was soll er denn tun, wenn die Chinesen nun wirklich die Kontrolle über das umstrittene Seegebiet nördlich von Taiwan beanspruchen? Soll er einen Krieg führen mit China? Abgesehen davon ist der Anspruch der Chinesen berechtigt. **Seit Ende November rasseln Chinesen, Amerikaner und Japaner mit dem Säbel. Bloss wegen ein paar schroffer Felsen im Ostchinesischen Meer?**

Im Umkreis der umstrittenen Inseln, die chinesisch Diaoyu und japanisch Senkaku ge-



«Nur Prinzessinnen»: Frauenrecht Autofahren in Saudi-Arabien.



«Ziemlicher Sauhaufen»: Anschlag auf den Boston-Marathon, 15. April.

nannt werden, gibt es Fischreichtum, man vermutet Erdöl und Erdgas. Die Drogebärden sind auch ein Vorspiel für den sehr viel gefährlicheren Streit um die Paracel-Inseln und die Spratly-Inseln im südchinesischen Meer. Der chinesische Anspruch auf diese Zone ist für die Amerikaner und ihre Verbündeten schwer erträglich. Wer dort sitzt, kontrolliert nämlich den Durchgang vom Indischen zum Pazifischen Ozean.

Ihr erster Kontakt mit dem Reich der Mitte geht auf das Jahr 1946 zurück, als Sie im französischen Expeditionskorps in Indochina kämpften. Wie beurteilen Sie den Wandel, den China seither vollzogen hat?

Als absolut sensationell. Die Entwicklung Chinas zu einer Supermacht ist, so glaube ich, in der Weltgeschichte einmalig. Es stimmt nicht, dass der Aufbruch bloss an der Küste stattfindet. Bis tief ins Landesinnere werden Autobahnen gebaut. Die Neubauten sind ordentlich und solide gemacht. Die Zuwanderung in die Städte hat immer stattgefunden bei der Industrialisierung, diese Phasen müssen die Chinesen auch durchmachen. In mancher Hinsicht sind sie noch furchtbar rückständig. Aber die Entwicklung im Grossen und Ganzen ist phänomenal.

Der französische Schriftsteller Paul Valéry mahnte vor fast hundert Jahren, Europa sei

nur ein «Kap Asiens». Wie blickt der Chinese auf Europa und die Welt?

Die Chinesen wurden zur Zeit der europäischen Vorherrschaft sehr schlecht behandelt. Doch sie haben nie einen Minderwertigkeitskomplex gehabt. Seit je stehen sie mit grossem Selbstbewusstsein in der Welt. Sie betrachteten die Weissen als «barbarische Rotgesichter».

Sie glauben nicht, dass der chinesische Motor ins Stottern gerät?

Die Ein-Kind-Politik wurde rückgängig gemacht. Der Familienzusammenhalt in China ist gewaltig geblieben. Es gibt sogar ein Dekret, das die Kinder zwingt, an einem gewissen Feiertag zu ihrer Familie zu reisen. Dazu kommt der ungeheure Lernehrgeiz, der den Kindern eingetrichtert wird. Es ist natürlich sehr viel Konfuzianismus drin. China hat die Fähigkeit, eindringende Kulturen zu assimilieren, wie den Buddhismus. So auch die amerikanische Kultur, die erdrückend ist. Die werden sie auch vereinnahmen und verdauen. Was China im Moment vor allem zusammenhält, ist der Nationalismus.

Westliche Kritiker einer Wirtschaftskooperation mit China verweisen gern auf die Menschenrechtslage dort. Vor allem auf Tibet. Mit Recht?

Ich muss sagen, dieses Tibet unter dem Dalai Lama war alles andere als ein freiheitlicher Staat. Seine Vorgänger wurden vergiftet, die Bauern waren Leibeigene. Es gab eine Herrschaft, die die absolute Macht ausübte, und die einfachen Leute verendeten im Dreck.

Im Mai besuchte der Dalai Lama fünf Tage lang die Schweiz. Die Menschen waren verzückt. Warum wird der spirituelle Führer eines asiatischen Bergvolks in Europa verehrt wie ein Superstar?

Weil die Europäer Träumer sind. Kommt dazu, dass in der Schweiz eine starke tibetische Gemeinde lebt. Vielleicht gibt es auch eine Sympathie unter Bergvölkern. Die Tibeter sind natürlich alle für den Dalai Lama. Er ist das Symbol ihres Nationalbewusstseins. Wie die Europäer dazu kommen, ihn zu verehren, ist mir schleierhaft. Es gibt Europäer, die werden Buddhisten, aber der Buddhismus ist ja keine Religion mit sozialer Verantwortung. Er konzentriert sich auf das Nirwana der Einzelperson.

Sie wurden von Jesuiten erzogen und beten jeden Tag auf Latein. Sind Sie zufrieden mit dem neuen Papst?

Gott sei Dank hat er den Vorgänger abgelöst. Benedikt XVI. hat manche Fehler begangen. Zum Beispiel seine Rede über den Islam, als er 2006 den byzantinischen Kaiser Manuel II. Palaiologos zitierte, laut dem der Islam nur Negatives gebracht habe. Was nicht stimmt. Für die damalige Zeit war der Islam eine soziale Revolution. Dadurch, dass der Islam keinen Adel und keinen Klerus kennt, förderte er eine viel grössere soziale Gleich-

heit, als sie in der damaligen Gesellschaft Europas herrschte.

Papst Franziskus fasziniert die Gläubigen mit koketter Demut. Er wäscht Gefangenen die Füße und zetert gegen den Kapitalismus. Wird er die katholische Kirche bis aufs Fundament durchschütteln?

Vor allem bemüht sich Franziskus, die Kurie auszumisten. Wenn er das schafft, ist das eine grosse Tat. Bisher sind die Päpste der Befreiungstheologie mit grossem Abstand gegenübergestanden. Auch Johannes Paul II., der ein grosser Papst gewesen ist. Er war fixiert auf den Kampf gegen den Kommunismus. Der jetzige ist ein Parteigänger der Befreiungstheologie, er setzt sich ein für die Armen, in seiner Heimat Lateinamerika ist das wirklich notwendig.

Der Strom afrikanischer Migranten nach Europa reisst nicht ab. Im Oktober sind vor Lampedusa über hundert Menschen ertrunken, und Europa streute sich Asche aufs Haupt. Warum kommen die Afrikaner, und was sollen wir tun?

Jedes Land hat Grenzen. Irgendwie müssen wir durchs Mittelmeer auch eine Grenze ziehen. Afrika ist ja kein armer, sondern ein extrem reicher Kontinent. Es gibt Rohstoffe, Mineralien in Fülle, er ist viel begünstigter als Europa. Was hat dieses denn noch ausser ein bisschen Kohle? Ein Staat wie zum Beispiel Angola ist immens reich, nicht übermässig bevölkert, hat fruchtbaren Boden, Diamanten und vor allem Erdöl vor der Küste. Aber die Masse der Bevölkerung lebt nach wie vor im Elend. Wegen Korruption an der Spitze. *Mal-governance* ist das wirkliche Übel Afrikas.

Busen raus, Busen ab! Zwei Phänomene haben in den Gazetten für Furore gesorgt: Die Aktivistinnen von Femen protestierten mit entblösten Brüsten gegen allerlei. Angelina Jolie liess sich die Brüste amputieren, weil sie unter erhöhtem Krebsrisiko leidet. Was sagen die Aktionen über den Zustand der Gesellschaft aus?

Man sieht ja viel entblöste Haut überall. Vor allem in der Werbung. Selbst auf Sauerkraut wird ein nacktes Mädchen draufgemacht. Die erste Peepshow habe ich 1950 in Minneapolis entdeckt. Ich bin nicht reingegangen. Ich bin kein sehr tugendhafter Mensch, aber kein Voyeur. Heute gibt es einen kollektiven Exhibitionismus. Facebook lebt davon: Was erzählen die Leute dort? Ob sie gut geschlafen haben, ob sie Stuhlgang gehabt haben, und dann bilden sich darüber sogenannte Freundschaften.

Deutschland war auch 2013 der treibende Motor Europas. Frankreich hingegen schleicht im Kriechgang. Was ist faul in Ihrer zweiten Heimat?

Das bekümmert mich zutiefst. Das deutsch-französische Verhältnis war sehr viel besser



«Nacktes Mädchen selbst auf Sauerkraut»: Filmstars Angelina Jolie, Brad Pitt.

unter Kohl und Mitterrand, selbst noch unter Schröder und Chirac. Jetzt haben wir in Frankreich einen Präsidenten Hollande, der ein nationales Unglück ist. Er ist äusserst unbeliebt bei der Bevölkerung. Wohl deshalb stürzt sich Hollande in kriegerische Abenteuer. Er will dadurch sein Prestige stärken.

Anfang Jahr entsandte François Hollande Truppen nach Mali. Selten hat eine Militäraktion so einhellige Zustimmung in der Welt gefunden.

Gegen die Dschihadisten in Mali haben die Franzosen einen hervorragenden Feldzug geführt, doch jetzt sollten sie schnell raus. Schon ruft die nächste Mission, in Zentralafrika, das ist ein hoffnungsloser Staat, da kann man gar nichts herrichten. Hollande kann sich ja gar nicht mehr zurückhalten mit kriegerischen Aktionen. Er hat sich penetrant aufgedrängt, Syrien zu bombardieren. Und er war sehr enttäuscht, als das Chemie-Abkommen über Putin zustande kam. Die französischen Intellektuellen haben diesen Unsinn auch noch mitgemacht.

Salon-Philosoph Bernard-Henri Lévy hatte ja bereits Sarkozy zur Intervention in Libyen gedrängt.

Der ist eine unglaubliche Erscheinung. Dass der zum Vordenker Frankreichs werden konnte! Wo sind wir in Frankreich hingeraten?

Zum Jahresende bebt es wieder in Europa. In der Ukraine forderte die Opposition, angeführt von Box-Champion Vitali Klitschko, den Rücktritt der Regierung. Einmal mehr funkt Putin dazwischen. Er hat sein Veto gegen eine Annäherung der Ukraine an die EU eingelegt. Was geht ihn das eigentlich an?

Russland ist in Kiew entstanden. Aus der Kiewer Rus, dem mittelalterlichen Gross-

reich am Dnjepr. Dass Putin nicht drauf verzichten mag, verstehe ich. Abgesehen davon ist die ganze östliche Hälfte der Ukraine, das Donez-Gebiet, rein russisch. Die EU hat sich ja schon viel zu weit nach Osten ausgedehnt. Die Europäer sind irgendwie verrückt geworden. Als ob Rumänien und Bulgarien nicht gereicht hätten, will man jetzt auch die Ukraine noch hereinholen. Dann reicht Europa fast bis Stalingrad. Serbien wird man wohl demnächst auch in die EU aufnehmen. Dabei ist die ganze bosnische Frage keinesfalls gelöst. Warum kann sich die Republika Srpska nicht an Serbien anschliessen? In Bosnien-Herzegowina haben wir einen gemischt christlich-islamischen Staat. Eines Tages gehen da wieder die Gewehre los.

Bald beginnen die Gedenkfeiern zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Gibt es heute Anzeichen, dass die Welt abermals in eine grosse Katastrophe stürzen könnte?

Was 1914 geschah, führt das Buch «Die Schlafwandler» von Christopher Clark eindrücklich vor Augen. Die Welt schlitterte damals langsam in die Katastrophe. Gegenseitiges Misstrauen, Fehleinschätzungen, Expansionspläne und nationalistische Bestrebungen führten zu einer Situation, in der ein Funke auf dem «fernen» Balkan genügte, um den Krieg auszulösen. Dabei hatte Otto von Bismarck noch gesagt: «Der Balkan ist mir nicht die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert.» Wenn man heute auf den Vorderen Orient blickt, da sagt man sich: «Wird nicht auch einer dieser gescheiterten Staaten explodieren und den Rest mitziehen?» Wer weiss, was noch kommt, wir sind nicht am Ende unserer Misere. ○

Ihre Bank immer mit dabei. UBS Mobile Banking.



Jetzt UBS Mobile Banking App
downloaden und aktivieren:
www.ubs.com/mobile

**Bankgeschäfte sind unser
Handwerk seit 1862.**

Mit der UBS Mobile Banking App haben
Sie Ihre Bankgeschäfte noch einfacher
unter Kontrolle. Profitieren Sie von unseren
innovativen Mobile Services und bleiben
Sie jederzeit umfassend informiert,
wo immer Sie sind.



Wir werden nicht ruhen



«Bluffen können Sie nur einmal»

Der Schweizer Chefdiplomat Yves Rossier über fremde Richter, Ehrlichkeit in Verhandlungen, seine Liebe zur deutschen Philosophie und das Fondue als diplomatische Geheimwaffe.

Von Philipp Gut



Rutschgefahr: Staatssekretär Rossier.

Wie gefährlich ist eigentlich das Fondue?

Warum das Fondue?

Es geht die Rede, Sie hätten in Freiburger Fonduebeizen mit Ihrem EU-Kollegen David O'Sullivan das Papier ausgehandelt, das die Beziehungen der Schweiz zur Europäischen Union reformieren soll.

Mit Herrn O'Sullivan habe ich nie Fondue gegessen. Allerdings haben wir das einmal mit Vertretern aus einem arabischen Land getan. Wir hatten vom Restaurant ausdrücklich verlangt, dass sie keinen Wein ins Fondue geben. Als wir dann ins Lokal kamen, haben unsere Gäste sofort zwei Flaschen Weisswein bestellt. Wir mussten die Zubereitung schnell und diskret korrigieren lassen, denn Fondue ohne Weissen schmeckt wirklich nicht. Unsere Gäste bestellten sogar noch Kirsch, und die Diskussionen wurden viel fruchtbarer als zuvor.

Mit Ihrer Idee, die Schweiz solle sich dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) unterwerfen, haben Sie die Europadebatte neu befeuert. «Fremde Richter» ist so etwas wie das Politwort des Jahres geworden. Wie kommen Sie auf eine solche Lösung?

Alle andern Alternativen hätten dazu geführt, dass die Schweiz durch ein Gericht hätte verurteilt werden können. Die Unterstellung unter den EuGH scheint mir das kleinste Übel zu sein.

Sie argumentieren schlaumeierisch, dass der EuGH lediglich Gutachten abgeben werde.

Es ist so. Der EuGH kann nicht nur Urteile sprechen, sondern eben auch gutachterlich tätig sein. Bei einem Urteil werden Sie zu etwas gezwungen, bei einem Gutachten legt der EuGH dar, wie eine bestimmte Rechtsfrage interpretiert werden muss. Was man

dann mit diesem Gutachten macht, ist Gegenstand der Politik.

Sie glauben, die EU wird akzeptieren, dass sich die Schweiz nicht an die Vorgaben hält?

Dass sie das nicht goutiert, kann wohl sein. Aber es ist ausdrücklich ein Verfahren vorgesehen für Situationen, in denen sich die Schweiz aus überwiegenden nationalen Interessen nicht an die EuGH-Auslegung hält. Also können solche Situationen tatsächlich vorkommen.

Die EU könnte im Konfliktfall das entsprechende bilaterale Abkommen kündigen.

Die EU kann die Verträge jederzeit kündigen, wie wir das auch tun können. Wir haben bisher einige Meinungsverschiedenheiten gehabt; ich stelle aber fest, dass die Verträge nie aufgelöst worden sind. Das Ganze muss in einem politischen Rahmen verstanden werden.

Leitwert des EuGH ist die europäische Integration. Er wird sich im Streitfall kaum auf die Seite der Schweiz schlagen und die EU-Kommission im Regen stehen lassen.

Wenn Sie vermuten, der Gerichtshof entscheide antischweizerisch, müssten Sie das zuerst belegen. Er ist genauso unabhängig wie das schweizerische Bundesgericht. Auch der Bundesrat gewinnt bei weitem nicht immer in Lausanne.

Sie sagen, die Schweiz müsse Entscheide aus Luxemburg nicht befolgen, wenn sie nicht wolle. Hand aufs Herz: Trauen Sie dem Bundesrat solchen Widerstand zu?

Ein souveränes Land ist nie gezwungen, etwas zu tun, was es nicht will. Man muss allerdings bereit sein, den Preis der Souveränität zu bezahlen. Souveränität und Freiheit sind nicht gratis zu haben. Ich glaube nicht, dass der Bundesrat oder das Parlament aus Angsthasen besteht. Wir beugen uns doch nicht, weil wir Freude daran hätten. Es geht um eine Abwägung von Interessen.

Die Schweiz kommt den Forderungen der Gegenseite oft weit entgegen.

Es gibt diesen Druck von aussen nur im Fiskaldossier. Sonst ist die EU sehr zuvorkommend und hat sogar verschiedene ihrer ursprünglichen Forderungen aufgegeben. Niemand störte sich vor zwanzig Jahren an der Steuerhinterziehung. Der Wind hat hier gedreht, wegen der hohen Staatsverschuldung in vielen Ländern. In Verhandlungen ist es wichtig, dass Sie bereit sind, einen Weg bis zum Ende zu gehen. Man darf nicht den Halbstarcken spielen und «Niemals, niemals!» schreien, dann aber die Meinung ändern, sobald Gegenwind aufkommt.

Diplomaten sollen nicht bluffen?

Sie dürfen bluffen, aber Sie müssen in der Lage sein, den Bluff durchzuziehen. Bluffen können Sie nur einmal.

Es entsteht der Eindruck einer versteckten Agenda. Weil ein Beitritt keine Chance hat, betreibt das EDA eine schleichende Anbindung an die Union. Wollen Sie die Schweiz zu einer Art Passivmitglied der EU machen?

In allen Bereichen, wo wir Zugang zum Binnenmarkt haben, wenden wir bereits heute EU-Recht an. Man kann das nennen, wie man will, es ist halt einfach so.

Zum Binnenmarkt gehört auch eine politische Integration. Hätte der klassische Freihandel nicht den Vorteil, dass die Schweiz politisch unabhängig bliebe?

Dann gingen wir zur Aussenpolitik der Grossväter zurück! Freihandel, der Zölle und nichttarifäre Handelshemmnisse eliminiert, haben wir seit 1972. Aber das reicht nicht. Das Problem sind die Regelungen, die Sie beachten müssen, um im Ausland ein Produkt verkaufen zu können.

Marktzugang bedeutet, dass wir diese Bedingungen vereinheitlichen. Aber Sie haben recht: Langsam wird es politisch. Denn die Produktregelungen stützen sich auf Interessen – Umwelt, Gesundheit, Konsumentenschutz und so weiter.

Sie sind Quereinsteiger in der diplomatischen Chefetage und gelten als bodenständig. Welche Gepflogenheiten des diplomatischen Verkehrs haben Sie überrascht?

Das Bild, das man gemeinhin von der Diplomatie hat, stimmt mit der Realität nicht überein. In Verhandlungen sind zwei Dinge wichtig: Sie müssen gut vorbereitet sein und offen und klar kommunizieren. Wie der grosse britische Diplomat Harold Nicolson sagte: «Die erste Qualität der Diplomatie ist die Präzision.»

Kein Tricksen und Taktieren?

Sie können schon taktieren, aber das heisst nicht, dass Sie nicht offen sprechen. Als neulich der chinesische Premierminister zu Besuch war, bekamen wir das Gebot, keine heiklen Themen anzuschneiden. Ich setzte mich neben den chinesischen Vizeminister, den ich kannte, und sagte: «Es ist schwierig, wir dürfen die heissen

Eisen nicht anfassen.» Darauf er: «Worüber wollen Sie reden?» Und bis zum Kaffee konnten wir alle heiklen Themen diskutieren.

Sie sind Kettenraucher. Was machen Sie, wenn Sie bei Verhandlungen im Brüsseler Hauptquartier eine Zigarette brauchen? Geben Sie dann schneller nach?

Beim Rauchen besteht vor allem eine psychologische Abhängigkeit. Auf Langstreckenflügen habe ich kein Problem, aber sobald das Flugzeug gelandet ist, muss ich sofort eine Zigarette anzünden. Gemäss meiner empirischen Einschätzung rauchen die Beamten in Brüssel eigentlich mehr als diejenigen in Bern. Das Rauchen kann auch diplomatische Vorteile bringen. Als ich den iranischen Vizeminister zum ersten Mal traf, stand ich vor dem «Bernhofer», und er kam auf mich zu. Ich sagte: «Ach, ich dachte, ich hätte noch Zeit, eine Zigarette zu rauchen.» Er rauchte gern mit – übrigens ausgerechnet Marlboro –, der Rest der Delegation ging voraus. Das Wichtigste hatten wir nach diesen zehn Minuten erledigt.

Welche Schweizer Werte und Errungenschaften würden Sie nie verkaufen?

Die Beziehung zwischen Bürger und Staat. Der Schweizer wählt zwar Politiker, aber er schaut ihnen ständig über die Schulter.

Wie sehen Sie den Konflikt zwischen Volksrechten und Völkerrecht?

Ich sehe keinen Konflikt. Das Völkerrecht bindet zwar, aber das heisst nicht, dass man nicht bewusst anders entscheiden kann. Es

ist wie beim Autofahren: Auf der Autobahn dürfen Sie 120 fahren, aber Sie können diese Limite auch überschreiten. Ich möchte nicht, dass mein Auto so manipuliert wird, dass es nur noch maximal 120 fährt. Eine vorgängige Zensur von Initiativen ist meines Erachtens grundsätzlich fehl am Platz.

Wenn Sie von Auslandsreisen zurückkehren: Was schätzen Sie am meisten?

Meine Frau, meine Kinder und meine Bücher, in dieser Reihenfolge.

Zum Schluss einige Stichworte: kurze Fragen, kurze Antworten. Didier Burkhalter?

Ehrlichkeit und sein Bezug zur Schweiz und ihren Institutionen.

Deutschland?

Seine Philosophen.

Ihr Lieblingsdenker?

Immanuel Kant.

Warum Kant?

Ich mag seine intellektuelle Ehrlichkeit. Er geht nur bis zum Punkt, wo die Vernunft das Wissen sichert. Die Romantiker haben diese Hemmungen abgelegt. Hegel, Marx, Nietzsche:

Die Meisterdenker des 19. Jahrhunderts liessen sich tragen von einer Vorstellung der Welt, die nichts mit der Welt zu

tun hat. Die Welt musste sich ihnen anpassen. Sie wissen, was das bedeutet: von Nürnberg über Moskau bis Phnom Penh. Die Welt und die Menschen wurden gewaltsam auf Ideologien zurechtgestutzt.

Frankreich?

Das Land meiner Muttersprache.

USA?

Mich beeindruckt, wie die Staatskonzeption der Gründerväter noch heute gelebt wird. Die absolute Redefreiheit: Es sind nicht selten jüdische Anwälte der American Civil Liberties Union, die Nazis verteidigen.

China?

Der vieltausendjährige Drang nach Einheit. China hat sich nie nach aussen orientiert, es ging immer darum, die Einheit im Reich herzustellen – und dieses Reich war bereits die ganze Welt.

Wladimir Putin?

Da muss ich passen.

Barroso?

Ich verkehre nicht mit ihm, da müssen Sie Herrn Burkhalter fragen.

Röstigraben?

Den habe ich nie gespürt. Als Freiburger ginge der Röstigraben mitten durch mich. Ich fühle mich ganz.

2014?

Höre ich auf zu rauchen.

Yves Rossier ist Staatssekretär im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten. Zuvor war er Direktor des Bundesamts für Sozialversicherungen. Er wohnt im Kanton Freiburg und hat fünf Kinder.

«Man braucht eine dicke Haut»

HSG-Professorin Monika Büttler verbringt ein Sabbatical in Neuseeland. Zeit für grosse ökonomische Themen und einen distanzierten Blick auf die Heimat: Was kann die Schweiz von Neuseeland lernen? Warum äussern sich so wenige Ökonomen zur Politik? Was lehrt uns Minder? *Von Florian Schwab*

Frau Büttler, gefällt Ihnen der Winter in St. Gallen nicht?

Nein, aber nicht wegen St. Gallen, ich mag den Winter einfach nicht. Leider verpasse ich nur einen Teil davon, den grössten Teil meines Forschungssemesters verbringe ich in der Schweiz. Um Missverständnissen vorzubeugen: Ich arbeite auch im Sabbatical, und der Auslandsaufenthalt ist vollständig aus der eigenen Tasche finanziert.

Neuseeland gilt als Beispiel für den Wandel von staatlich finanzierter Landwirtschaft zu einem System fast ohne Subventionen. Ist das ein Modell?

Die nächste nicht neuseeländische Erdbeere wächst drei Flugstunden entfernt. Neuseeland ist somit viel weniger von den Subventionierungsregimes umliegender Länder betroffen als die Schweiz. Dennoch wäre es aus ökonomischer Sicht wünschenswert, von Subventionen wegzukommen, zu denen ich auch den subventionierten Transport von Lebensmitteln zähle. Absurd ist, dass wir in der Schweiz über staatliche Massnahmen zur Reduktion der Lebensmittelverschwendung diskutieren und gleichzeitig – ebenfalls staatlich – Lebensmittel verbilligen. Unsere Kinder haben den neuseeländischen Früchten mehr Sorge getragen und die teuren Kirschen auch mit Flecken gegessen.

In einem Satz: Wie charakterisieren Sie die neuseeländische Wirtschaftspolitik?

Neuseeland hat einen liberalen Arbeitsmarkt, relativ tiefe Sozialleistungen und eine im Vergleich zur Schweiz geringe Regulierungsdichte.

Wie ausgeprägt sind die Sozialsysteme im Vergleich?

Selbst in Relation zu den Lebenshaltungskosten ist in der Schweiz die finanzielle Absicherung sehr viel höher als in Neuseeland. Als ich das bei einem Vortrag erklärt habe, meinte ein Zuhörer ungläubig, dass die Schweizer Sozialhilfe für eine Familie ja fast so hoch sei wie ein mittleres Einkommen nach Steuern. Die Situation armer Kiwi-Familien, gerade unter der indigenen Bevölkerung, ist dagegen wirklich ein Problem. Zudem verstärkt der fast fehlende öffentliche Verkehr in meinen Augen die soziale Ungleichheit. Auch ärmere Familien brauchen mindestens ein Auto, um überhaupt arbeiten und günstig einkaufen zu können.



«Zu guter Forschung gehört immer eine plausible Geschichte»: Bloggerin Monika Büttler.

Und die Bildungspolitik?

Neuseeland ist trotz der im Vergleich zur Schweiz bescheiden ausgerüsteten Schulen eines der Spitzenländer in der Pisa-Studie.

Welchen Themen widmen Sie sich in Ihrem Forschungssemester?

Mich interessiert, wie die Beziehung zwischen privater und staatlicher Vorsorge die Entscheidungen der Menschen beeinflusst. Je höher die – für mich unbestrittene – staatliche Grundsicherung ist, desto geringer ist der Anreiz der Menschen, sich selber zu helfen, durch Ausbildung, Arbeit oder Sparen. Die richtige Balance zu finden, ist nicht einfach. Ein interessantes Beispiel aus Neuseeland: Die zweite Säule der Altersvorsorge ist zwar freiwillig, die Leute müssen sich allerdings aktiv abmelden, wenn sie diese nicht wollen. Das *automatic enrollment* bringt eine Mehrheit der Neuseeländer dazu, zusätzlich zu einer bescheidenen ersten Säule auf das Alter zu sparen. Ich habe mich kürzlich sehr geärgert, dass die Schweiz nicht an der Pisa-Studie zu *financial literacy* mitmacht. Der Staat hat nämlich auch hier zwei Rollen: Einerseits kann er Grundlagen ökonomischen Wissens in den Schulen vermitteln. Andererseits macht er dieses Wissen wertlos, wenn die Bürger wichtige Entscheidungen gar nicht selber treffen können.

Was interessiert Sie an der Altersvorsorge besonders?

Zum Beispiel, wie die Stimmrechte der jungen Generation bei Entscheidungen, die deren Zukunft betreffen, gestärkt werden könnten. Vielleicht durch ein Stimmrecht ab Geburt. Heute ist es allerdings fast ein frommer Weihnachtswunsch, dass die junge Generation wenigstens die ihr zustehenden Rechte aktiv nutzen würde.

Warum sollten die Stimmgewichte der jungen Generation gestärkt werden? Sie ist ja demografisch in der Mehrheit.

Bezieht man die Ungleichgewichte im Sozialversicherungssystem mit ein, dann beträgt das Alter des Medianwählers ungefähr fünfzig Jahre ...

Den Begriff «Alter des Medianwählers» müssen Sie erklären.

Es gibt gleich viele Stimmberechtigte, die jünger sind als der Medianwähler, wie solche, die älter sind als er. Dass sich Fünfzigjährige gegen einschneidende Reformen wehren, ist verständlich, nur schon weil ihr Planungshorizont für die Finanzierung des Ruhestands eingeschränkt ist.

Man könnte auch sagen: Nur wer Steuern zahlt, soll bei Finanzvorlagen mit abstimmen können ...

Eine Abkehr von der Regel «Eine Person – eine Stimme» käme für mich nie in Frage, sie ist ein Grundpfeiler der Demokratie. Die Regel wird allerdings nicht verletzt,

wenn das Stimmrecht auf die unter 18-Jährigen ausgedehnt würde.

Die schweizerische Altersvorsorge wird als vorbildlich und gerecht gerühmt. Wo sehen Sie Anhaltspunkte dafür, dass sich die junge Generation nicht genügend durchsetzt?

Die Gewichtung der Säulen ist vorbildlich, die Absicherung gegen Armut ebenfalls. Nur werden dabei nicht nur Kosten auf die nächste Generation überwältigt, sondern auch Risiken wie Krisen und Wachstumseinbrüche. Risiken sind tückischer als direkte Kosten, weil sie nicht transparent verbucht werden – sie werden meist gar nicht ausgewiesen.

Wie könnte sich ein zukünftiger Wachstumseinbruch konkret auswirken?

Die Finanzierung der Alterssicherung und die Rückzahlung von Staatsschulden würden sofort sehr viel schwieriger: Die Verpflichtungen bleiben, die Finanzierungsbasis sinkt. Gleichzeitig gäbe es wohl auch grössere Einkommensunterschiede und damit mehr soziale Konflikte. Denn einzelne Wachstumsbranchen wird es immer geben.

Wie ist ursprünglich Ihr Interesse für diese Wissenschaft erwacht, und welches sind für Sie die grössten Köpfe der Wirtschaftswissenschaft?

Politik und Wirtschaft haben mich schon immer interessiert, auch wenn mich als Jugendliche Naturwissenschaften noch mehr faszinierten. Die Frage nach den grossen Köpfen der Wirtschaftswissenschaft mag ich nicht. Forschungsergebnisse und Theorien sind immer das Produkt mehrerer Köpfe, von denen es nur wenige in die Öffentlichkeit schaffen.

Sind Sie näher bei Keynes oder näher bei Friedman oder gar bei Hayek?

Ich würde mich als empirische Volkswirtin bezeichnen, die versucht, anhand von Daten Phänomene zu erklären. Die strikte Trennung zwischen keynesianischer Theorie und dem Monetarismus von Friedman ist überholt. Für die ökonomische Forschung, gerade auch für die evidenzbasierte Wirtschaftspolitik hat Milton Friedman von den drei Genannten die wertvollsten Impulse gegeben.

Mit dieser Haltung sind Sie eine sehr moderne Vertreterin Ihres Fachs. Ist es nicht so, dass Ökonomen je nach Auswahl der Daten und Modelle fast jedes beliebige Ergebnis produzieren können?

Zu guter Forschung gehört immer eine plausible Geschichte. Diese muss erklären, weshalb es mit unterschiedlichen Daten unterschiedliche Resultate gibt. Viele Ergebnisse, die auf den ersten Blick widersprüchlich sind, lassen sich mit der Zeit erklären. Ihr Einwand ist dennoch teilweise berechtigt: Eine wertefreie Forschung gibt es nicht. Der eigene Standpunkt spielt immer mit, sei es nur durch die Auswahl der Forschungsthemen.

Sie sind für Ihre pointierten Beiträge zum wirtschaftspolitischen Geschehen bekannt.

Früher haben sich mehr Ökonomen politisch geäussert. Warum ist die Stimme der Ökonomie leiser geworden?

Leise ist nicht immer schlecht. Viele meiner Kollegen arbeiten an wichtigen Themen, ohne dass sie in der Öffentlichkeit gehört werden. Ihre Forschung ist dennoch einflussreich. Ich kann gut verstehen, weshalb sich jemand nicht an der öffentlichen Debatte beteiligen will. Das kostet viel wertvolle Forschungszeit und braucht eine dicke Haut.

Zwei prägende Ereignisse des vergangenen Jahres sind die deutliche Annahme der Minder-Initiative und die deutliche Ablehnung der «1:12»-Initiative. Was schliessen Sie aus diesen Abstimmungsergebnissen?

Dass die Stimmberechtigten zwischen teuren und weniger teuren Denkkzetteln unterscheiden können. Auch diejenigen, die gewisse Kreise – wie vorher angesprochen – vom Stimmrecht ausschliessen wollen.

Nächsten Februar steht die Masseneinwanderungsinitiative der SVP auf dem Programm. Wie stehen Sie zu dieser Vorlage?

Die Initiative ist ein untaugliches Mittel, auf berechnete Ängste in der Bevölkerung zu reagieren. Ich wünschte mir allerdings eine Einwanderungspolitik, die den Bedürfnissen des Landes besser entspricht. Es braucht griffige Massnahmen, um Missbräuche einzudämmen, und gleichzeitig eine aktive Einwanderungspolitik, die auf den Fähigkeiten der potenziellen Einwanderer basiert und nicht auf deren Nationalität. Die Fitness der Schweizer Wirtschaft hat viel mit der Offenheit des Landes zu tun.

Sie gehören auch dem Bankrat der Schweizerischen Nationalbank (SNB) an. Genau vor zwei Jahren platzte die Affäre Hildebrand in die Feiertage. Aus der zeitlichen und räumlichen Distanz: Wie bewerten Sie die damaligen Geschehnisse?

Es bleibt selbst nach zwei Jahren ein Daskann-doch-nicht-sein-Gefühl. Ich bin aber heute überzeugt, dass der Bankrat damals richtig gehandelt hat, auch wenn dies nicht alle so sehen. Froh bin ich, dass die Nationalbank als Institution letztlich gestärkt aus der Krise gekommen ist.

Welches Buch haben Sie zuletzt gelesen?

Nicht ganz das letzte, aber das eindrucklichste in den letzten Monaten: «The Last Days of the Incas» von Kim MacQuarrie. Die spannende und beklemmende Geschichte des Niedergangs der Inkas in Peru. Fast bis zum Schluss fiebert man mit den – übrigens keineswegs friedlichen – Inkas mit und hofft, dass sie doch noch siegen, wohlwissend, dass sie am Ende verlieren.

Monika Büttler ist Professorin für empirische Wirtschaftsforschung an der Universität St. Gallen und Mitglied des SNB-Bankrats. Sie betreibt das Forum für Schweizer Wirtschaftspolitik Bat.z.ch.

«Wir sind keine Idioten in Bern»

Lässt sich die Zuwanderung ohne Schaden für die Wirtschaft und die Beziehungen zur EU deckeln? Wie wirkt sich die Personenfreizügigkeit auf die Arbeitslosigkeit aus? Welches ist das politische Ärgernis des Jahres? Der Schaffhauser Ständerat Thomas Minder redet Klartext. Von Markus Schär und Philipp Gut

Herr Minder, Sie waren für den *Blick* der Held, als Sie mit der «Abzocker»-Initiative gewannen, und sind jetzt der Buhmann, weil Sie für die Masseneinwanderungsinitiative werben, aber selber im Ausland Arbeitskräfte suchen. Willkommen im Prominentenklub.

Das gibt es bei der *Weltwoche* wie beim *Blick*: Einmal jubeln Sie mich hoch, und einmal hauen Sie mich ungespitzt in den Boden. Das ist Boulevardjournalismus.

Sind Sie nicht unglaubwürdig, wenn Sie als Einwanderungsgegner im deutschen *Südkurier* Leute anwerben?

Finden Sie einmal ein anderes Unternehmen an der Grenze, das wie wir nur zehn Prozent Grenzgänger beschäftigt. Eine Urner Firma kann Nidwaldner oder Luzerner anstellen, wir müssen gelegentlich auch im süddeutschen Raum suchen. Bei mir arbeiten zwei oder drei Ausländer; wenn ich gar keinen anstellen würde, gälte ich ja als ausländerfeindlich.

Sie lehnen die Personenfreizügigkeit ab. Was soll daran falsch sein?

Sie ist ein No-Go. Wir können nicht einfach die Wirtschaft machen lassen: Sie würde am liebsten aus der ganzen Welt die billigsten Leute rekrutieren. Und sie würde diese Arbeitskräfte in der nächsten Konjunkturflaute, die so sicher kommt wie das Amen in der Kirche, wieder auf die Strasse stellen. Wo landen sie dann?

Nach der ökonomischen Theorie gehen sie anderswohin, wo es Arbeit gibt.

Das machen vielleicht die Topshots wie CS-Chef Brady Dougan, alle anderen bleiben da. Als Arbeitslose be-

kommen sie hier ja achtzig oder siebzig Prozent des letzten Lohns. In den EU-Ländern erhalten sie dagegen viel weniger. Also ist jeder ein Tubel, der die Schweiz verlässt.

Die Arbeitslosenzahlen sind in der Schweiz immer noch tief.

Als ich ein Kind war, hatten wir weniger als ein Prozent Arbeitslose. Seit 2001 hat sich wegen der Personenfreizügigkeit die Arbeitslosenzahl von 70 000 auf 139 000 verdoppelt; davon sind 47 Prozent Ausländer.

Das kommt noch von der alten Ausländerpolitik mit zumeist unqualifizierten Arbeitskräften.

Ja, das behauptet Professor George Sheldon. Ich sprach ihn bei der Präsentation seiner jüngsten Studie darauf an. In Schaffhausen zählten wir Ende Oktober 1194 Arbeitslose, darunter 651 Fachkräfte. Selbst in dieser zweithöchsten Qualifikationsstufe finden sich 38 Prozent Ausländer.

Könnten Sie sich für die Personenfreizügigkeit erwärmen, wenn die Ausländer die Sozialwerke nicht belasten würden?

Ich habe keine Lösung. Leider kommt die Masseneinwanderungsinitiative wohl nicht durch. Aber wir haben einen zweiten Matchball mit der Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien und einen dritten mit der Ecopop-Initiative. Spätestens dann müssen wir einen indirekten Gegenvorschlag machen. Wir sollten festschreiben, dass wir nur einen Sockel von beispielsweise 75 000 Arbeitslosen akzeptieren. Wenn die Arbeitslosenzahl darunterliegt, dürfen die Firmen Ausländer anwerben, sonst müssen sie Personen aus der Schweiz einstellen.

Schon Ihr verstorbener Vater setzte sich für die Ecopop-Initiative ein.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Wie würden Sie diese Position beschreiben: als ökonational?

Ich bin für alles, was die Zuwanderung beschränkt; ich verstehe nicht, dass Grüne und Linke mit Economiesuisse zusammenarbeiten. Natürlich ist keine der Initiativen, über die wir in der nächsten Zeit abstimmen, das Ei des Kolumbus. Aber mit der ausführenden Gesetzgebung bekämen wir die Einwanderung in den Griff.

Allerdings mit einer Bürokratie, die bestimmt, wer wo Arbeitskräfte suchen darf.

Natürlich dürften wir nicht den Bundesrat oder das Seco die Kontingente festlegen lassen. Das Parlament müsste ein Kontingentsgesetz machen und ein einfaches Online-System fordern, wo die noch zu besetzenden Stellen ausgeschrieben würden. Wir sind keine Idioten in Bern, wir fänden eine Lösung.

Trotzdem würde der Aufwand grösser.

Das stimmt nicht. Die Kontrolleure für die Scheinselbständigen, die wir wegen der flankierenden Massnahmen brauchen, kosten viel mehr. Das Kontingentsystem kennen wir, damit könnten wir umgehen.

Es gäbe aber einen Konflikt mit der EU.

Auch die Bilateralen sind Verträge zwischen zwei souveränen Staaten, die abgeschlossen wurden, weil beide Parteien ein Interesse daran haben.

Die sieben Verträge im ersten Paket sind allerdings alle gekoppelt.

Ja, das ist ein Schönwetterkonstrukt. Die Guillotineklausel hätten wir nie aushandeln dürfen. Das Volk würde sie heute nicht mehr annehmen.

Das Aushandeln von Verträgen ist ein Geben und Nehmen. Bei den Bilateralen liess sich der Ausgleich offenbar nur über das ganze Paket erzielen.

Nein, Staatssekretär Michael Ambühl hat, wie zuletzt auch mit den USA, einfach schlecht verhandelt.

Fürchtet sich die Wirtschaft nicht davor, dass auch der Vertrag über die Beseitigung technischer Handelshemmnisse wegfiel?

Hören Sie auf damit! Bei diesem Thema bekomme ich Ausschläge. Wenn ich einem Kunden in der EU ein Shampoo liefern will, dann muss ich die Rezeptur, also das Herzstück meiner Firma, bei einem Spezialisten hinterlegen, damit er das EU-Dossier erstellen kann. Der Export eines einzigen Produkts kostet mich zirka 2500 Franken. Fragen Sie andere Firmen in meiner Branche: Viele können das gar nicht bezahlen.

Dann macht es Ihnen nichts aus, wenn die Bilateralen gekündigt werden?

Wir müssen sie gar nicht kündigen, nur neu verhandeln. Am meisten stört mich, dass der Bundesrat keinen Plan B hat. Die Ausdehnung der EU und damit der Personenfreizügigkeit geht weiter. Es kommen weitere Balkanstaaten, Serbien, Bosnien und Herzegowina, irgendwann auch die Türkei. Da ist es nur eine Frage der Zeit, dass das Schweizervolk den Riegel schiebt. Was macht der Bundesrat dann? Er ist überhaupt nicht vorbereitet. Dabei heisst es: *Gouverner, c'est prévoir.*

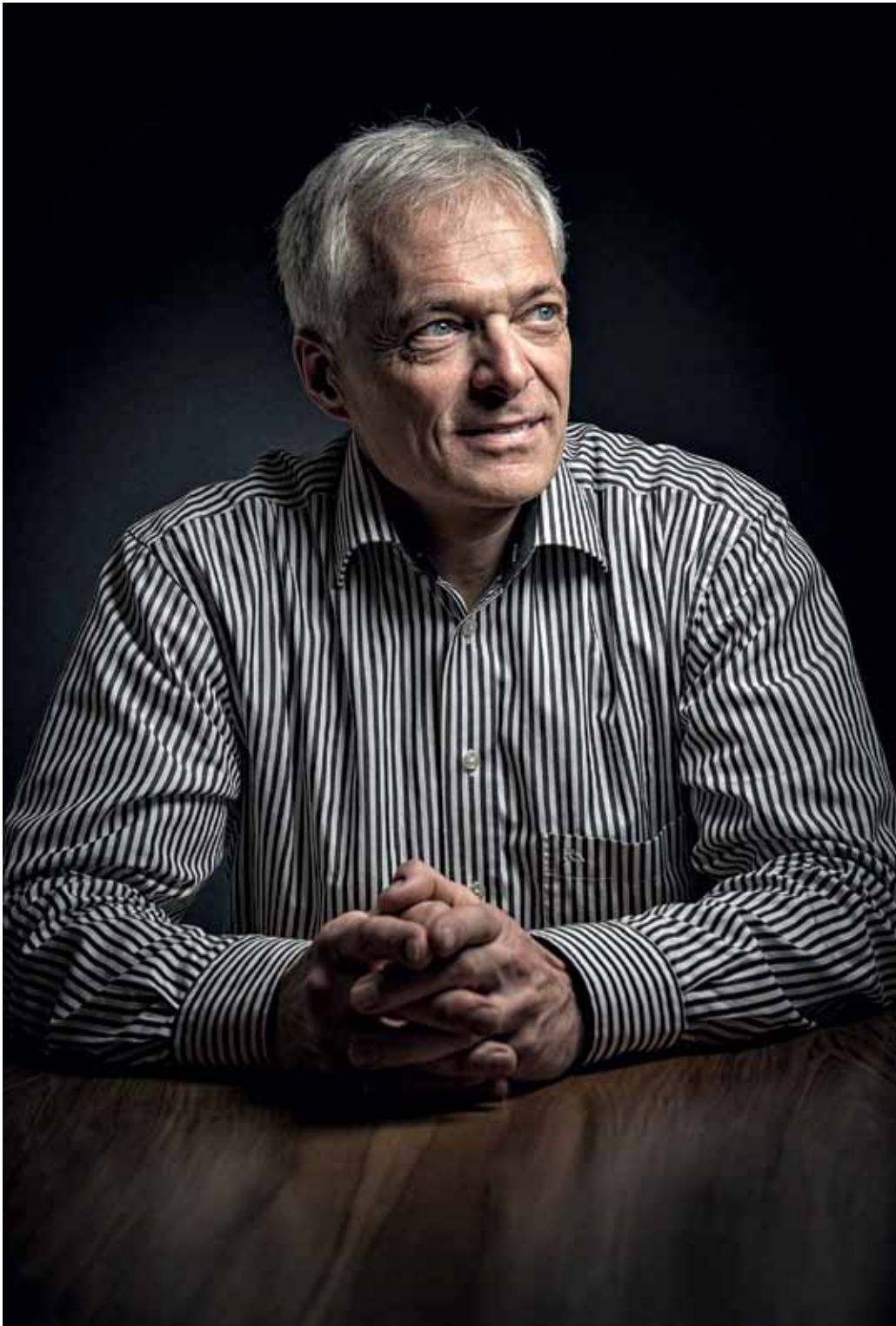
Sie gelten als Einzelmaske oder gar als Querulant. Erkennen Sie sich in diesen Beschreibungen wieder?

Nein. Wie alle im Ständerat musste ich eine Mehrheit der Stimmen gewinnen, das könnte ich als extremer Sonderling nicht.

Sie wurden aber schon für Ihre ersten Amtshandlungen gerügt.

Ja, weil ich in der ersten Session das Wort ergriff oder den Namen einer Ratskollegin

«Ich verstehe nicht, dass Grüne und Linke mit Economiesuisse zusammenarbeiten.»



«Wir haben einen zweiten Matchball»: Unternehmer und Ständerat Minder.

aussprach. Solche Regeln sind doch absurd: Wir sind im Ständerat alle gleich, ob Thomas Minder aus Schaffhausen oder Verena Diener aus dem Millionen-Zürich. Und Sie müssen auch sehen, wer mich rügte: Es waren immer Freisinnige – die FDP hat noch nicht verkräftet, dass ich ihr nach 163 Jahren den Schaffhauser Ständeratssitz wegschnappte.

Welche Bilanz ziehen Sie nach zwei Jahren im Bundeshaus?

Es ist schwierig, etwas zu bewegen. Schauen Sie nur: In der letzten Session verabschiedeten wir eine parlamentarische

Initiative des ehemaligen Ständerats Philipp Stähelin zur Abschaffung des Vorauszahlungsvertrags, den es seit Jahren nicht mehr braucht. Die Initiative wurde vor sechs Jahren eingereicht!

Spricht aus Ihnen nicht die Arroganz der Wirtschaft, die über die Ineffizienz der Politik spottet? Sind Sie sicher, dass Sie die eidgenössische Politik verstanden haben?

Ja, sehr wohl. Ich mache Politik fürs Volk und nicht für Partikularinteressen. Ich sagte schon vor meiner Wahl: Ich werde nie einen Vorstoss für den Kanton Schaffhausen einreichen, bloss um hier zu gefallen.

Politik ist doch das Ausbalancieren von organisierten Interessen.

Aber es wird delikater, wenn beim Parlamentarier, der abstimmt, das Geld mitspielt. Wir müssen den Lobbyismus in den Griff bekommen. Wir sollten also dafür sorgen, dass die Parlamentarier nicht mehr Mandate von Interessengruppen ausüben, oder zumindest nicht mehr Lobbyisten den Zutritt zum Bundeshaus verschaffen.

Was würden Sie ändern, wenn Sie König der Schweiz wären?

Gottlob haben wir keinen! Und ich habe keine Aspiration, König zu werden, auch nicht Bundesrat. Es gibt viel Gutes in der Schweiz, wir sollten ihm Sorge tragen. Auch das Zweikammersystem ist in Ordnung, einfach etwas trög.

Was war das grösste Ärgernis 2013?

Mir kommt nichts in den Sinn.

Das glauben wir Ihnen nicht.

Doch, es gab ein Ärgernis: Das Verbot des Imports von Reptilienhäuten wäre angenommen worden, wenn im Ständerat nicht dreimal falsch gezählt worden wäre.

Wie sehen Sie die Zukunft der Schweiz?

Ich sehe sie eigentlich optimistisch. Aber mich stört, dass wir schleichend ausländisches Recht übernehmen. Nehmen Sie zum Beispiel die Dublin-III-Verordnung zu den Asylverfahren: Gemäss den Bilateralen haben wir zwei Jahre Zeit, um neues EU-Recht einzuführen, aber Bundesrätin Sommaruga teilte der Sicherheitspolitischen Kommission im September mit, wir müssten die Verordnung per 1.1. 2014 umsetzen. Am Anfang stand ein Volksentscheid, aber jetzt soll alles mit Verordnungen gehen, weil die EU schreit, es pressiere. Die Exekutive macht ihren Job nicht richtig: Sie müsste, wie es ihr Name sagt, einfach ausführen, was das Volk entschieden hat.

Auch bei der «Abzocker»-Initiative, behaupten Sie, mache der Bundesrat nicht, was das Volk wollte.

Ja, ich sagte Bundesrätin Sommaruga, sie habe zwei Sachen nicht verstanden. Einerseits zeitlich: Sie legte eine Verordnung vor, noch kein Gesetz, weil so der Bundesrat sagen kann, was drinsteht. Es geht noch Jahre, bis wir ein Gesetz haben, die letzte Aktienrechtsrevision dauerte 27 Jahre. So lange aber herrscht Rechtsunsicherheit. Andererseits inhaltlich: Die Verordnung ist löchrig wie Ementaler. Deshalb sagte ich der Bundesrätin: Was auch für Exzesse kommen mögen in den nächsten Jahren, der Schwarze Peter liegt bei Ihnen – ich habe es Ihnen gesagt, und ich werde es Ihnen immer wieder sagen.

Thomas Minder ist Ständerat des Kantons Schaffhausen. Mit seiner «Abzocker»-Initiative feierte er am 3. März 2013 einen grossen Triumph. Das parteilose Mitglied der SVP-Bundeshaushausfraktion leitet das Familienunternehmen Trybol AG in Neuhausen.

«Träume kann man nicht erschliessen»

Weil sie in die Schule wollte, schossen ihr Taliban in den Kopf. Doch Malala Yousafzai verstummte nicht. Als Botschafterin für das Recht auf Bildung berührt das kluge Mädchen aus Pakistan weltweit die Herzen. Wie die Sechzehnjährige zur grössten Gefahr für die Terroristen wurde. Und warum sie niemand stoppen kann.



«Ich glaubte, dass die Taliban irgendwie auch Menschen seien»: Opfer Yousafzai.

An einem Oktobermorgen, die Sonne erhebt sich zaghaft über dem Swat-Tal in der nordwestlichsten Ecke Pakistans, besteigen zwei bewaffnete Männer einen Schulbus. Sie zielen auf die Schülerinnen und fragen: «Wer von euch ist Malala?» Innert Sekunden erkennen sie das fünfzehnjährige Mädchen. Der eine richtet seinen 45er Colt auf ihr Gesicht und schießt ihr aus nächster Nähe zweimal in den Kopf. Die Kugeln durchbohren ihre Schläfe und ihren Hals.

Seit Jahren hatte Malala Yousafzai ihre Stimme erhoben gegen alles, wofür die Taliban stehen: Fanatismus, Gewalt, Schulverbot für Mädchen. Ihre Stimme wurde erhört, zuerst in ihrer Stadt Mingora, dann im ganzen Land, schliesslich rund um die Welt. So wurde das Mädchen zu einer grösseren Gefahr für die Taliban als Drohnen oder Legionen von GIs. Malalas Furchtlosigkeit machte ihnen Angst. Malala musste sterben.

An jenem Morgen, dem 12. Oktober 2012, als sie im Bus zur Schule fuhr, fiel Malala zwar etwas Seltsames auf, doch sie war tief in Gedanken versunken.

«Normalerweise war die Strasse voller Autos und Leute. An diesem Tag jedoch war alles leer. Ich dachte an mein nächstes Examen, meine letzte Prüfung war in Physik, ich liebe Physik, aber der Test war sehr schwierig gewesen.»

Vom Attentat weiss sie nichts mehr, an die beiden Taliban erinnert sie sich nur vage. Wie junge und nervöse «Buben» hätten sie ausgesehen.

«Ich umklammerte die Hand meiner Freundin. Als der eine Talib auf mich zutrat, vergrub ich mein Gesicht in meinen Händen. Dann wurde es dunkel.»

Sieben Tage lag Malala im Koma, ein Teil ihres Schädelknochens wurde entfernt, um die Schwellung zu lindern. Sie wusste nicht, ob sie tot war oder lebendig.

«In diesen sieben Tagen hatte ich viele Träume, ich sah viele Leute, die sich um mich scharten, ich lag auf einer Bahre. Ich suchte verzweifelt nach meinem Vater. Plötzlich sah ich ihn zu meiner Linken, ich schaute ihn an und sagte ihm etwas, und ich sah, dass er mir auch etwas sagte, dann schloss ich meine Augen. Ich dachte, ich sei tot. Doch dann sagte ich zu mir: «Wie kannst du tot sein, wenn du sprichst?»»

2004 waren die pakistanischen Taliban ins Swat-Tal vorgestossen, eine hügelige Region mit saftig grünen Feldern, Nadelwäldern und kristall-

klarem Wasser, bekannt als die Schweiz Pakistans.

«Als die Taliban kamen, dachten die Leute, sie kämen mit guten Vorsätzen. Sie versprachen schnellere Gerichtsverfahren, schlankere Bürokratie als diejenige der Regierung. Dann wurden sie gewalttätig, begannen Menschen zu töten. Während der Fastenzeit haben sie in unserer Stadt Mingora den Generator gesprengt. So konnte kein Wasser mehr gepumpt werden, und die Menschen litten Durst.»

Im Januar 2009 verkündete der Radio-Mullah, von nun an sei keinem Mädchen mehr erlaubt, die Schule zu besuchen. Auch Musik hören, Tanzen und das unverschleierte Betreten öffentlicher Räume wurde Frauen untersagt. Wer den Befehl missachte, werde öffentlich ausgepeitscht oder gar getötet.

«Zu Ende des Ramadans sagten sie: «Normalerweise schlachten wir zum Fest Tiere mit vier Beinen. Doch dieses Mal schlachten wir Tiere mit zwei Beinen.» [...] Die Freiheit wurde uns genommen. Wir wurden in den vier Wänden unserer Häuser gefangen gehalten. [...] Das Leben einer Frau wurde darauf reduziert, zuerst den Befehlen ihrer Väter und Brüder, nach der Heirat denen ihrer Ehemänner zu gehorchen, Kinder grosszuziehen, dann geduldig darauf zu warten, dass ihr Leben endet.»

An Malalas Seite steht ein Mann, ihr Vater Ziauddin. «Gleich nach der Geburt», erinnert er sich, «als ich zum ersten Mal in ihre Augen sah, verliebte ich mich in sie.» Er ist Volksschullehrer, er hat in Mingora eine Schule gegründet, für Malala und Hunderte Mädchen aus der Region.

«Mein Vater ist meine Inspiration und Stütze. Er gab mir den Namen der Poetin und Volksheldin Malalai, die 1880 als Neunzehnjährige die

Paschtunen in der Schlacht von Maiwand gegen die britischen Truppen anführte. Malalai war eine Jeanne d'Arc. Sie sagte: «Wenn ihr jetzt nicht kämpft, werdet ihr für immer Sklaven sein.»»

2009 tragen die Taliban die Gewalt in die hintersten Winkel Nordpakistans. In der Khyber-Provinz zerstören sie 1500 Schulen.

«Ich sagte mir, warum sollte ich auf jemanden warten, auf die Regierung, auf die Armee? Ich entschloss mich dazu, meine Stimme für mein Recht zu erheben. Obwohl ich ein kleines Kind bin und meine Stimme nicht viel Kraft hat, habe ich doch eine Stimme.»

Wie Anne Frank führt Malala ein Tagebuch. Mit elf Jahren berichtet sie in einem Blog auf BBC unter dem Pseudonym Gul Makai über Gewalttaten der Islamisten im Swat-Tal. Die *New York Times* wird auf sie aufmerksam, dreht ein Porträt über sie. 2011 erhält sie den Friedenspreis der pakistanischen Regierung für ihren Einsatz für das Recht der Mädchen auf Bildung. Doch in Malalas Heimat herrschten die Taliban unvermindert mit eiserner Faust.

«Wir lieben unsere paschtunische Tradition, für uns ist es natürlich, das Haupthaar zu bedecken. Doch dass wir nun auch unser Gesicht verhüllen und unsere Identität negieren sollten, damit wir nicht einverstanden. Wann immer wir auf den Markt gingen, sagte meine Mutter: «Bedecke dein Gesicht, siehst du nicht, die Männer schauen dich an.» Ich sagte ihr: «Mutter, das spielt keine Rolle, ich schaue sie auch an.»»

Malala und ihre Schulkolleginnen missachten auch ein ultimatives Verbot der Taliban, die Schule zu besuchen. Angst war Malalas ständiger Begleiter, es war eine Angst weniger um sich selbst als um ihren Vater.

«Ich erwartete nicht, dass es die Taliban auf mich abgesehen hatten. Ich dachte, sie hätten ein Minimum an Manieren. Ich glaubte, dass sie irgendwie auch Menschen seien.»

Als Malala schliesslich die Morddrohungen gegen sie im Internet liest, taucht sie in ein Wechselbad der Gefühle.

«Ich überlegte: «Wenn ein Talib kommt, was würdest du tun?», dann antwortete ich mir: «Malala, nimm einfach einen Schuh und schlage ihn.» Doch dann dachte ich: «Wenn du einen Talib mit deinem Schuh schlägst, gibt es keinen Unterschied zwischen dir und dem Talib. Du darfst anderen nicht mit Gewalt begegnen, sondern mit Frieden, Dialog und Erziehung.» Dann nahm ich mir vor, ihm alles zu sagen, was ich in meinem Herzen trage. Wie wichtig Erziehung ist. Und dass der wirkliche Dschihad nicht mit Waffen geführt wird, sondern mit Büchern und Schreibfedern. Und dass ich sogar seinen eigenen Kindern eine Schulbildung wünsche.»

An jenem Morgen im Schulbus hat Malala keine Zeit, auch nur ein Wort zu sagen. Ohne Zögern feuert der Talib die Kugeln in ihr Gesicht. Die Ärzte sind überfordert. Eine britische Ärztin, die in Pakistan weilt, organisiert einen Transfer nach Birmingham ins Queen Elizabeth Hospital. «Einen Schuss aus nächster Nähe überlebt normalerweise niemand», sagt sie. «Ich weiss nicht, warum sie noch am Leben ist.» Zehn Tage nach dem Attentat verlässt Malala erstmals das Krankbett. Handicapiert wegen eines Luftröhrenschnittes, wechselt sie schriftlich ein paar Worte mit den Krankenschwestern. Dann ertönt, zitternd vor Staunen, zum ersten Mal ihre Stimme:

«Mein Hirn blieb unverletzt, meine Wirbelsäule ist intakt. Alles ist gut verheilt. Ich lebe und ich kann immer noch sprechen. Ich glaube, der Tod wollte mich nicht töten, und Gott war mit mir.» >>>

Bestseller

1902 – 2013



Das Rezept aus 42 Kräutern ist seit 111 Jahren das bestgehütete Geheimnis des Appenzeller Alpenbitters. Es verleiht ihm einen Geschmack, der so unnachahmlich ist wie seine Herkunft. Bestseller seit 1902. www.111er.ch


Appenzeller
1902 – 2013



«Wertvoll wie ein Diamant»: Yousafzai und ihr Vater Ziauddin bei der Queen.

Als Malala zu neuem Leben erwacht, ist sie in einem fremden Land, umgeben von Leuten, die eine fremde Sprache sprechen. Keinen Tag länger als nötig will sie im Spital verweilen. Bald sitzt sie wieder im Schulzimmer. Sie stellt fest, dass viele Kinder in Birmingham mit grossem Widerwillen die Schulbank drücken. Sie erinnert ihre Mitschüler daran, welche Kostbarkeit sie als Mühsal verschmähen.

«Ein Buch lesen, einen Stift in der Hand haben, studieren, in einem Klassenzimmer sitzen ist für uns Mädchen in Mingora etwas sehr Spezielles, weil es einmal von uns genommen worden ist. Eine Schule zu besuchen, ist ein kostbares Geschenk, wertvoll wie ein Diamant.»

Am 12. Juli 2013 feiert Malala ihren sechzehnten Geburtstag. An diesem Tag hält sie vor der Jugendversammlung der Uno ihre erste öffentliche Rede seit dem Attentat.

«Ich spreche nicht für mich, sondern um denjenigen, die keine Stimme haben, Gehör zu verschaffen. [...] Sie haben auch auf meine Freundinnen geschossen. Sie dachten, die Kugeln würden uns zum Schweigen bringen. Aber es ist ihnen nicht gelungen. Aus jenem Schweigen gingen Tausende Stimmen hervor. [...] Der Stift ist mächtiger als das Schwert. Lasst uns zu unseren Büchern und Stiften greifen. Ein Kind, ein Lehrer, ein Stift und ein Buch können die Welt verändern.»

Im Schulbus an jenem Oktobermorgen fragten die Taliban: «Wer ist Malala?» Im Sommer 2013 weiss die ganze Welt, wer Malala ist. Sie ist zum Symbol für Dutzende Millionen Mädchen auf der Welt geworden, die nie eine Schulstube gesehen, nie einen Bleistift zur Hand genommen haben. Im Juli schreibt ihr ein Taliban-

Kommandant einen Brief mit einem überraschenden Bekenntnis. «Als du angegriffen wurdest, war ich schockiert», erklärt Adnan Rashid. «Ich wünschte, es wäre nie geschehen.» Dennoch zeigt Adnan keine Reue, und er entschuldigt sich nicht für die Tat. Das Attentat sei gerechtfertigt gewesen, denn Malala habe die Taliban öffentlich kritisiert. Dann fordert er sie auf, in ihre Heimat zurückzukehren. «Ich rate dir, zurückzukehren. Nimm die islamische und paschtunische Kultur an, tritt einer Koranschule für Mädchen bei, studiere und lerne das Buch Al-lahs, brauche deinen Griffel für den Islam.»

«Ich fühlte nichts», sagt Malala über den Brief, «ich war bloss traurig.» Dennoch hegt sie keinen Wunsch nach Vergeltung.

«Ich hasse den Talib nicht, der auf mich geschossen hat. Selbst wenn er ein Gewehr in der Hand hätte und vor mir stünde: Ich würde nicht auf ihn schiessen. Dies sind die Barmherzigkeit und das Mitgefühl, die ich von Mohammed, dem Propheten der Gnade, von Jesus Christus und von Buddha gelernt habe. Dies ist das Vermächtnis der Veränderung, das mir Martin Luther King, Nelson Mandela und Muhammad Ali Jinnah hinterlassen haben. Dies ist die Philosophie der Gewaltlosigkeit, die ich von Gandhi, Bacha Khan und Mutter Teresa gelernt habe.»

Im Oktober veröffentlicht Malala ein Buch über ihr Leben. «Ich bin Malala» heisst es und wird zum Bestseller. Rund um die Welt skandieren Mädchen: «Ich bin Malala.» Sie wird als jüngste Person überhaupt für den Friedensnobelpreis nominiert. Am Vorabend der Preisverkündung reist sie in die USA, gastiert in den grössten Talkshows und erobert die Herzen der Zuschauer im Sturm. Die Obamas laden sie ins Weisse Haus ein, und selbst die Queen schickt eine Einladung für eine Audienz im Buckingham-Palast.

Während Malala zur globalen Heldin aufsteigt, schiessen in Pakistan Verschwörungstheorien ins Kraut. Das Attentat sei ein orchesterter Akt gewesen, um einen westlichen Star zu kreieren. Anfang November verkündet Adeb Javedani, Präsident der All Pakistan Private Schools Federation, Malalas Buch werde aus sämtlichen 40 000 Bibliotheken der Privatschulen verbannt. «Jetzt wird alles klar über Malala», sagt Javedani. «Für mich repräsentiert sie den Westen, nicht uns.» Aus dem fernen Birmingham versucht Malala, die Vorwürfe zu entkräften.

«Ich weiss nicht, warum Menschen die ganze Welt in zwei Gruppen aufgeteilt haben, den Westen und den Osten. Bildung ist weder westlich noch östlich, Bildung ist Bildung, und jeder Mensch hat ein Recht darauf.»

Malala ist entschlossen, in ihre Heimat zurückzukehren, doch nicht sofort.

«Zuerst will ich mich vollständig dafür wappnen. Ich muss mich stärken, und dafür brauche ich nur eines: Wissen. Also gehe ich zuerst auf die Universität, dann kehre ich nach Hause zurück.»

Unterdessen sind auch Malalas Ambitionen gewachsen. Die Sechzehnjährige hat Grosses vor.

«Früher wollte ich Ärztin werden. Doch als Ärztin kann ich nur einer kleinen Gemeinschaft helfen. Ärzte müssen Patienten behandeln, die durch Gewaltakte verletzt worden sind. Als Politikerin hingegen kann ich jene Leute stoppen, die das Töten als Geschäft betreiben. Als Politikerin kann ich die Ärztin des ganzen Landes sein. Deshalb ist mein Ziel, Premierministerin von Pakistan zu werden.»

Je länger Malala ihrer Heimat fernbleibt, desto stärker zementiert sich dort das Bild einer verlorenen Tochter, die vom Westen adoptiert wurde. Im November küren die pakistanischen Taliban einen neuen Chef, Mullah Fazlullah. Es war ein Kämpfer aus seiner Truppe, der Malala in den Kopf geschossen hat. Abermals drohen die Taliban Malala mit Mord. Malala werde enden wie ihr grosses Vorbild Benazir Bhutto.

Vielleicht ist es Hybris oder Trotz oder unverwundliche Courage – Malala jedenfalls reagiert mit entwaffnender Gelassenheit:

«Ich fürchte mich nicht vor dem Tod. Sie können bloss meinen Körper erschiessen. Aber meine Träume können sie nicht auslöschen. Wenn ich die Unterstützung der Menschen sehe, weiss ich, dass mein Anliegen nie sterben wird. Wir werden den Tag sehen, an dem jedes Mädchen, jeder Junge, ob schwarz oder weiss, ob Christin oder Muslim, zur Schule gehen wird, inschallah.»

Malala Yousafzais Zitate stammen von: CNN, BBC, The Guardian, «The Daily Show», ABC News. Zusammengefasst von Urs Gehrig



Die Modesünden der Reichsten!



Die 300 Reichsten. Jetzt am Kiosk

Der Held, der sich nach oben krampfte

Stanislas Wawrinka ist einer der besten Tennisspieler, welche die Schweiz je hatte. Doch lange stand er im Schatten des übermächtigen Roger Federer. Zu Unrecht, denn der bodenständige Schaffer ist sich im Gegensatz zu Weltbürger Federer nicht zu schade, alles für sein Land zu geben. *Von Lucien Scherrer*

Die Patinoire de Malley, das Heimstadion des Lausanne Hockey Club (LHC), ist ein leicht heruntergekommenen Bau mit vergilbten Betonwänden und Stehtischen aus Plastik, auf denen die Fans am Vorabend ihr Bier verschüttet haben. Dieser unglamouröse Ort ist für Stanislas Wawrinka ein zweites Zuhause: Hier trainiert er, und wenn der LHC spielt, fiebert er als Verwaltungsrat des Klubs mit, zusammen mit 9000 lautstarken Anhängern. «Lausanne, das ist mein *club de cœur*», sagt Wawrinka, «seit meiner Kindheit.»

Wir treffen den 28-jährigen Tennisspieler in einem Café neben dem Stadion, einen unscheinbaren jungen Mann mit wild wucherndem Stoppelbart und Kapuzenpulli, der entspannt am Tisch sitzt, ab und zu einen Blick auf sein Handy wirft oder einen Gast grüsst. Der LHC und die «Malley» passen gut zu Wawrinka, der in einer Bierkurve wahrscheinlich weniger auffällt als in einer Cüpli-Lounge. Und wie der Hockeyklub, der dauernd auf- und absteigt, ist Wawrinkas Karriere geprägt von Höhenflügen und Abstürzen.

Doch in diesem Jahr wurde alles anders. Während Roger Federer mit peinlichen Niederlagen an seinem eigenen Mythos kratzte, arbeitete sich «Stan» mit Siegen gegen Tennisgrößen wie Andy Murray und David Ferrer sowie vier Finalteilnahmen vom 17. bis auf den 8. Platz der Weltrangliste vor. Bereits 2008 hatte es der Romand für kurze Zeit in die Top Ten geschafft, doch damals war Federer noch ein Halbgott, der alles überschattete, besonders seinen Schweizer Kollegen.

Von diesem Schatten hat sich Wawrinka 2013 befreit, er wurde selber zum Star. Am deutlichsten wurde das beim US Open im September, als der Romand erstmals länger im Rennen blieb als Federer – und mit Siegen gegen Tomás Berdych und Andy Murray bis in die Halbfinals vorstieß, wo er erst an Novak Djokovic scheiterte. Das Publikum liebte den frech aufspielenden Schweizer, Zeitungen wie die *New York Times* umgarnten ihn. «Die Leute schätzten mein Spiel, meine Aggressivität und meine Natürlichkeit», sagt Wawrinka, «sie spürten, dass ich ihnen nichts vormache.» Auch in der Schweiz wurde der Waadtländer plötzlich populär.

«Es hat sich einiges geändert in diesem Jahr», sagt er nach einem Schluck Kaffee, «die Leute erkennen mich auf der Strasse, wollen Autogramme.» Die Genugtuung ist

Wawrinka anzumerken, und man mag sie ihm gönnen. Denn obwohl er mit Heinz Günthardt, Marc Rosset und Jakob Hlasek zu den besten Schweizer Spielern gehört, war er in seiner Heimat für viele «der Schweizer, der verliert», sofern man ihn überhaupt zur Kenntnis nahm.

Dass die Schweiz derzeit gleich zwei Spitzenspieler stellt, ist für Wawrinka Fluch und Segen zugleich: Einerseits ist Roger Federer eine Art Mentor für ihn, dem er seinen bisher grössten Erfolg verdankt, die olympische Goldmedaille in Peking (2008); andererseits ist der Basler schuld daran, dass Wawrinka ständig an einem Genie gemessen wurde und nie die Wertschätzung erfuhr, die ihm gebührt.

Sie waren lange im Schatten von Roger Federer. War das ein Problem für Sie?

Nein. Er bleibt der grösste Spieler der Gegenwart, der grösste Spieler, den die Schweiz je hatte. Er ist aussergewöhnlich, ich vergleiche mich nicht mit ihm. Er hat alle Rekorde geschlagen, spielt in einer ganz anderen Liga. Nummer zwei hinter Federer zu sein, war daher immer eine Ehre für mich.

Wenn es ihn nicht gäbe, wären Sie die Nummer eins der Schweiz, alle würden Sie lieben und nur von Ihnen reden. Hat Sie das nie genervt?

Vielleicht hätte ich gar nicht die gleiche Karriere hingelegt, wenn er nicht dagewesen wäre. Die Frage stellt sich nicht, mit einem Wenn gibt es immer viele Möglichkeiten. Ich habe das Beste aus dieser Situation geholt. Roger hat mir viel geholfen, ich konnte Hunderte Male mit der Nummer eins der Welt trainieren. Ein grosses Privileg!

Es gibt Leute, die sagen, es sei Ihre Tragödie, die ewige Nummer zwei zu sein...

... oder eben meine Chance, ich sehe es lieber so. Weil Roger da war, hatte ich auch weniger Druck, ich konnte meine Karriere verfolgen.

Im Welschland hat man «Stans» Qualitäten schon länger erkannt als in der Federer-fixierten Deutschschweiz. 1985 in Lausanne geboren und aufgewachsen auf einem Bauernhof im Waadtländer Dörfchen Saint-Barthélemy, gilt Wawrinka bei den Romands als netter Junge vom Land, bescheiden und erdverbunden. Kein Mann der grossen Worte, aber einer, der

wie sie für einen mehr von Emotionen als Erfolgen getragenen Hockeyklub fiebert und ausserdem keinen Anlass sieht, Deutsch zu lernen. Zwar ist Wawrinka inzwischen in eine noble Gemeinde am Genfersee gezogen («wo, dürfen Sie nicht schreiben»), aber als «abgehoben» würde ihn kaum jemand bezeichnen. Die Vorstellung, dass er im Anzug für Latte macchiato werben oder mit Anna Wintour über Mode plaudern könnte wie Jetsetter Federer, scheint eher absurd. «Die Leute schätzen ihn, weil er am Boden geblieben ist», sagt Altstar Jakob Hlasek, der ebenfalls am Genfersee wohnt und Wawrinka von Kindesbeinen an kennt, «und natürlich auch, weil er ein Romand ist, der seiner Region treu bleibt.»

Landesweite Anerkennung hätte Wawrinka mit seinem unermüdlichen Einsatz für die Schweiz verdient. Denn im Gegensatz zu Federer, der immer wieder betont, wie gerne er die Schweiz am Davis-Cup vertrete, um kurz

darauf zu erklären, dass er leider unpässlich sei, war sich Wawrinka nie zu schade, für sein Land zu spielen. Selbst

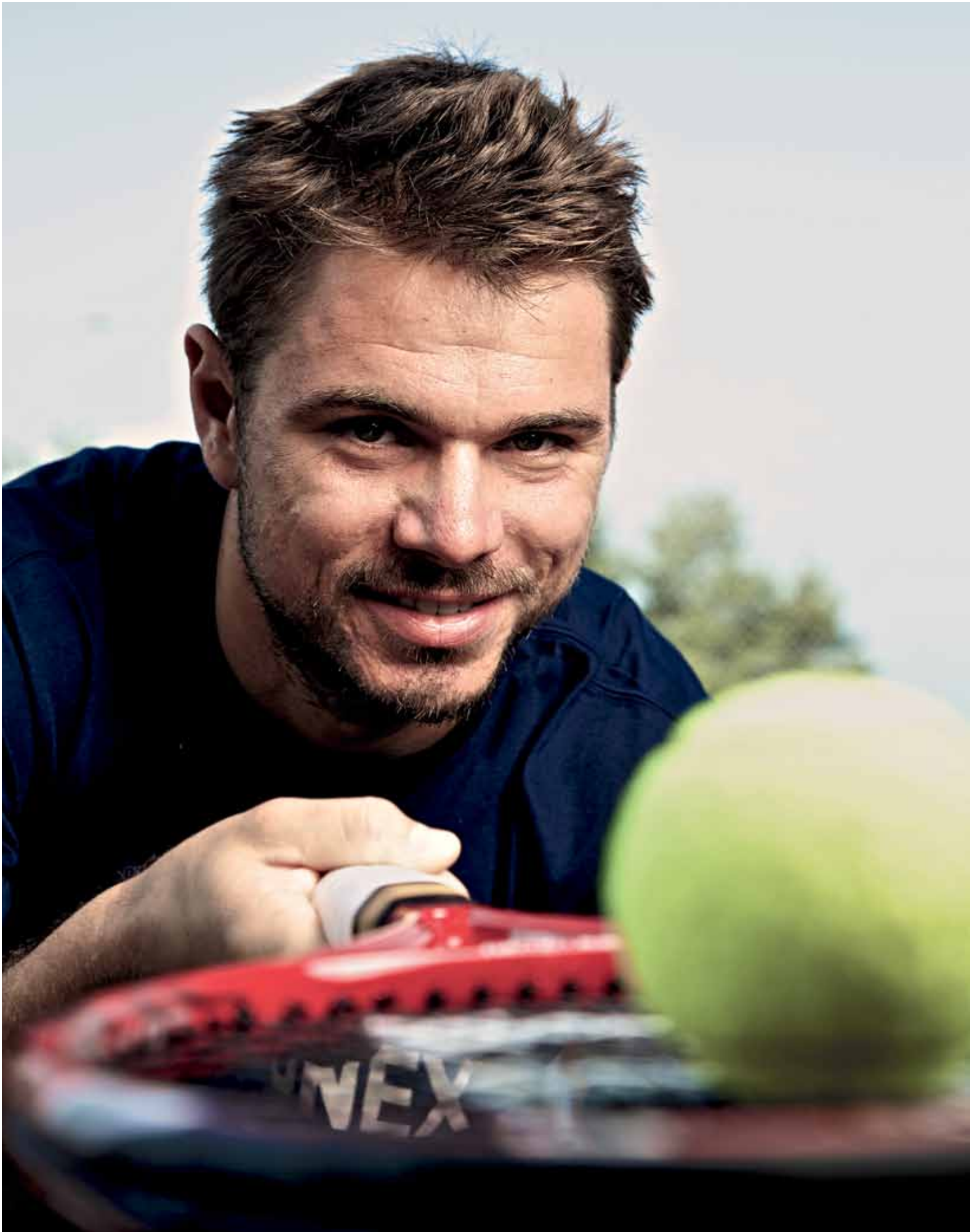
«Vielleicht hätte ich gar nicht die gleiche Karriere hingelegt, wenn er nicht dagewesen wäre.»

wenn er, wie im letzten September in Neuenburg, vor einer Handvoll Zuschauer gegen Ecuador antreten muss, mit einem Jetlag vom US Open in den Knochen.

Federers Gewohnheit, seinen Partner im Davis-Cup hängen zu lassen, ist in der Beziehung der beiden ein latentes Ärgernis. Als Federer vor einem Jahr seine Teilnahme am Davis-Cup gegen Tschechien absagte, machte Wawrinka seinem Ärger öffentlich Luft. «Roger sagt seit Jahren, dass er spielen möchte und ihm der Davis-Cup wichtig ist», polterte er, «aber das ist offensichtlich nicht der Fall. Er dreht die Dinge, wie es ihm gerade passt.» Jetzt äussert er sich vorsichtiger, denn in letzter Zeit ist «Fedrinka»-Harmonie angesagt. Am ATP-Finale Anfang November in London etwa, als Wawrinka erneut bis in die Halbfinals vorstieß (und erneut an Djokovic scheiterte), lobte Federer die Leistung seines Kollegen in den höchsten Tönen: «fantastisch, unglaublich».

Sie haben immer im Davis-Cup mitgespielt, im Gegensatz zu Federer. Wollen Sie sich damit von ihm abheben?

Im Gegenteil, ich hoffe immer, dass er spielt. Nein, ich mache es, weil es eine Ehre für mich ist, für die Schweiz zu spielen. >>>



«Weil Roger da war, hatte ich auch weniger Druck»: Tennisprofi Wawrinka.

Sie haben Federer einmal kritisiert, als er nicht spielen wollte. Ist er als Weltstar zu bequem geworden?

Nein, nein, er spielt nun mal in einer anderen Liga. Er hat 17 Grand-Slam-Turniere gewonnen, er war rekordmässig lang die Nummer eins. Um das zu erreichen, musste er Entscheidungen treffen, Opfer bringen.

Djokovic ist auch eine vielbeschäftigte Nummer eins, und doch spielt er immer für Serbien.

Ja, aber Djokovic hat noch nicht Federers Karriere, seine Rekorde erreicht. Ich glaube nicht, dass man die beiden vergleichen kann.

Federer könnte sich doch sagen: «Ich will mit Stan für mein Land spielen, das hat Priorität.»

(Lacht) Nun, diese Frage müssen Sie ihm stellen...

Federer und Wawrinka werden in den Medien gerne als Freunde bezeichnet, die regelmässig telefonieren. Was Wawrinka über seinen «Kumpel» (*Sonntagsblick*) denkt, ist allerdings schwer zu ergründen. Wenn er über ihn spricht, zählt er lieber gebetsmühlenhaft dessen sportliche Erfolge auf, als sich über Persönliches auszulassen. Auch sonst gibt er sich zurückhaltend.

Wo stehen Sie politisch?

«Ich verfolge, was läuft, und diskutiere mit Freunden darüber, aber in der Öffentlichkeit mag ich nicht so darüber sprechen.»

Wie ist Ihr Verhältnis zur Schweiz?

Das ist mein Land, es macht mich sehr stolz, es repräsentieren zu können. Ich bin zwar viel weg von der Schweiz, aber ich genieße es immer, hierher zurückzukommen, die Ruhe, die Lebensqualität...

Gibt es Dinge, die Sie nerven?

(Grinst) Da müsste ich jetzt drüber nachdenken, es gibt sicher Dinge, die nicht perfekt sind. Aber es gibt so viel Positives. Weil ich viel unterwegs bin, achte ich mehr auf das Positive.

Privat, so heisst es, sitze Wawrinka gerne mit Kollegen zusammen, da habe er auch mal gerne auf den Putz, und er sei stets zu Späßen aufgelegt. Mit Schüchternheit habe seine Zurückhaltung nichts zu tun, sagt sein Bekannter Jakob Hlasek: «Er macht sich einfach Gedanken, bevor er etwas sagt.» Es sei einfach, Stan zu verstehen, und deshalb falle es leicht, ihn zu mögen, auch auf dem Platz: «Wenn es ihm läuft, ist er glücklich, wenn nicht, zertrümmert er seinen Schläger.»

Im Gegensatz zu Federer, der sich derartige Kapriolen früh abgewöhnt hat, gibt sich Wawrinka auf dem Platz betont emotional.

Punktgewinne feiert er mit Brüllen und geballter Faust, frustrierende Erlebnisse reagiert er gerne an seinem Schläger ab (eine legendäre Darbietung bot er am US-Open gegen Novak Djokovic). «Ich weiss, dass sich das eigentlich nicht gehört», sagt er lächelnd, «aber solange es nicht zur Gewohnheit wird, geht es. Es passiert mir ja nicht allzu oft, und es hat mich auch schon befreit.» Stan der Emotionale ist allerdings eine relativ junge Erscheinung.

Denn lange galt er auf dem Platz als reserviert und schüchtern, fast harmlos. Die Welschschweizer Presse nannte ihn «le gentil Stanislas», den netten Stanislas. Das änderte sich 2010, als sich Wawrinka von seinem langjährigen Trainer und Jugendfreund Dimitri Zivailoff trennte, um den ehemaligen Profispieler Peter Lundgren zu engagieren. Der Schwede schärfte ihm ein, mehr Emotionen und Siegeswillen zu zeigen. Und als Wawrinka kurze Zeit später auch noch seine Frau und seine Tochter verliess – er erklärte es mit beruflichen Gründen, böse Zungen dagegen mit einer Affäre – streifte er sein Image als netter, harmloser Junge endgültig ab. Dies, obwohl er nach einem Jahr reuevoll zu seiner Familie zurückkehrte.

Biodynamische Prinzipien

Den Willen, hart an sich zu arbeiten, musste Wawrinka niemand antrainieren. «Mein Sohn ist ein *bosseur* und ein Draufgänger», sagt Vater Wolfram, ein gelernter Landwirt, der 1946 mit seinem Vater aus der Tschechoslowakei floh, zuerst nach Deutschland, dann an den Genfersee, wo er eine Schweizerin heiratete. «Stan musste unglaublich hart arbeiten für das, was er erreicht hat, denn im Gegensatz zu Federer ist er ja kein Naturtalent.»

Stanislas wächst als zweitältestes von vier Kindern in einer esoterisch angehauchten Welt auf, in der Werte wie Gemeinschaft und Arbeit hochgehalten werden. Seine Eltern sind Anthroposophen und Mitbetreiber eines Sozial- und Heilzentrums in Saint-Barthélemy, in dem über 70 geistig Behinderte zusammen mit ihren Betreuern leben. Auf dem Bauernhof, den die Wawrinkas führen, wird nach biodynamischen Prinzipien gearbeitet, wobei etwa der Stand des Mondes berücksichtigt wird. In seiner Freizeit hilft Stan, der eine Rudolf-Steiner-Schule besucht, seinem Vater auf dem Feld und kümmert sich um die Tiere auf dem Hof, am liebsten aber fährt er Traktor.

«Ich hatte eine grossartige Kindheit», sagt er, «was gibt es Besseres für ein Kind, als mitten in der Natur aufzuwachsen?» Seine Eltern hätten hart gearbeitet, ihn aber nie gezwungen, es ihnen gleichzutun. «Ich wollte das selber. Sie haben mich aber gelehrt, dass man eine Sache richtig macht, *à fond*.» Dass diese Sache in seinem Fall Tennis ist, verdankt er einer Laune seines Vaters: Dieser findet eines Tages, dass sich seine Kinder aus gesundheitlichen Gründen sportlich betätigen sollten. Und weil

An der Weltspitze

Stanislas Wawrinka wird am 28. März 1985 in Lausanne geboren. Der Durchbruch gelingt ihm 2003 mit dem Juniorentitel am French Open. Es folgt ein langsamer, von Rückschlägen unterbrochener Aufstieg. 2006 gewinnt er in Kroatien sein erstes ATP-Turnier und stösst in die Top 50 vor; 2007 werfen ihn Knieprobleme zurück. 2008 gewinnt er mit Roger Federer Olympia-Gold in Peking und schafft es erstmals in die Top Ten. Weitere ATP-Titel holt er in Casablanca (2010) und Chennai (2012). Mehrere Tiefschläge, unter anderem ein frühes Aus an den Olympischen Spielen, werfen ihn 2012 auf Platz 29 zurück. 2013 engagiert er den Ex-Weltklassemann Magnus Norman als Trainer. Er gewinnt in Oeiras seinen vierten ATP-Titel, stösst in die Viertelfinals des French Open, die Halbfinals des US-Open und die ATP World Tour Finals in London vor. So etabliert er sich als achttbesten Spieler der Welt und gewinnt über 2,6 Millionen Dollar Preisgeld. Wawrinka ist mit der TV-Sprecherin Ilham Vuilloud verheiratet, die beiden haben eine dreijährige Tochter. (lsc)

es in der Nähe einen Platz gibt, entscheidet man sich für Tennis. So steht Stanislas mit acht zum ersten Mal auf dem Platz in Echallens, und bald begeistert ihn der Sport mehr als die Schule, wo er zum braven Durchschnitt gehört. Eines Tages, etwa mit zwölf, kommt er erst spätnachts nach Hause. Vom Vater zur Rede gestellt, antwortet er knapp: «Ich habe noch meinen Aufschlag geübt.» Als er vierzehn ist, teilt er seinen nicht restlos begeisterten Eltern mit, dass er die Schule verlassen werde, um sich ganz dem Sport zu widmen. Zusammen mit den Brüdern Zivailoff reist er nach Spanien, lernt Spanisch und besucht eine Tennisschule. «Ich war nie der Talentierteste», sagt er, «aber ich war immer der Erste, der trainieren wollte, und der Letzte, der vom Platz ging.» Der Rest ist Geschichte.

Wawrinka ist jetzt 28, er hat noch viel Zeit, seine Ziele zu erreichen: unter die ersten fünf zu kommen, einen Grand Slam zu gewinnen oder Nadal zu schlagen, seinen Angstgegner («ausserhalb des Feldes ist er ein sehr sympathischer Typ»), der ihm noch nie eine Chance liess. «Stan kann sich noch verbessern», sagt Jakob Hlasek, «etwa beim Service und in der Beinarbeit. Und er könnte das Spiel noch mehr in die Hand nehmen.» Das Potenzial, einen Djokovic oder Nadal zu schlagen, hat er bereits heute. Und vielleicht wird man irgendwann erkennen, dass Wawrinka, der wahre Held des Schweizer Tennis ist: Ein belächelter Krampfer, der es am Ende allen zeigt. ○

NEW

-Radio-

BLUESKY

MAGIC MOMENTS

70s – 80s GREATEST HITS

via Digitalradio DAB+, Kabel,
Satellit und auf www.blueskyradio.ch

Digitalradio DAB+ bietet eine wesentlich bessere Tonqualität als UKW-Radio. Auch unterwegs störungs- und unterbruchsfreier Empfang. Automatische Sendersuche nach Radionamen. DAB+ Radios gibt es im Handel bereits ab CHF 30.-. Mehr Infos auf www.blueskyradio.ch

DAB+
Digital Audio Broadcasting

«Jetzt erst recht»

Der Verwaltungsratspräsident der Swisscom, Hansueli Loosli, blickt zurück auf ein aufwühlendes Jahr. Hier spricht er über den Selbstmord seines CEO Carsten Schloter, die Faszination der Datenautobahnen, die Aussichten der Schweiz und Weihnachten. *Von Roger Köppel und Nathan Beck (Bild)*



«Nach jedem Regen scheint die Sonne»: Spitzenmanager Loosli, Jahrgang 1955, Anfang Dezember in Zürich.

Herr Loosli, um gleich mit den knallharten Fragen einzusteigen: Ich bin Swisscom-Kunde, fahre hierher, und meine Handy-Leitung, fünfzig Rappen pro Anruf, bricht mindestens zweimal zusammen: Ist das Absicht oder Unfähigkeit der Swisscom?

Das kann ich mir gar nicht vorstellen. (Lacht) Es muss an Ihrem Telefon liegen. Gerade dieser Tage wurde uns bestätigt: Die Swisscom hat das beste Netz.

Hat das Ihre hauseigene Testfirma herausgefunden?

Keinesfalls! Es ist ein internationaler Vergleich, in dem festgestellt wird: Die Swisscom hat das schnellste und beste Netz, über alles gesehen. Natürlich gibt es in der Schweiz widrige Faktoren.

Sie sprechen die Gesetze gegen Handy-Antennen an.

Genau. Wir haben die strengste Gesetzgebung. Zum Beispiel führen die zehnfach tieferen Grenzwerte zu einer reduzierten Leistung pro Antenne. Deshalb müssen wir in der Schweiz viel mehr Antennen bauen, was wiederum Widerstände auslöst. Trotz allem wird uns das beste Netz bescheinigt.

Blicken wir auf das abgelaufene Jahr zurück: Das einschneidendste Erlebnis war der Selbstmord Ihres CEO Carsten Schloter. Wie sehen Sie diese Zeit mit dem Abstand von ein paar Monaten?

Es war ein äusserst tragisches Ereignis. Carsten Schloter hat einen Entscheid getroffen, und die Schockwellen, die über seine Familie, seine Freunde und das Unternehmen hereinbrachen, waren enorm, ebenso die Trauer. Natürlich habe ich mich immer gefragt, was der Grund gewesen sein könnte, aber diese Frage ist nicht zu beantworten. Für uns im Unternehmen war wichtig, die Trauer zuzulassen, aber dann irgendwann auch wieder nach vorne zu schauen. Wir tragen die Verantwortung für 20 000 Arbeitsplätze.

Wie sind Sie konkret vorgegangen?

Wir mussten möglichst schnell Stabilität mit einem Unternehmenschef ad interim herstellen, und dies ist mit Urs Schaeppi auch sofort gelungen. Wir sagten den Leuten: «Seid sensibel, bleibt offen, auch für Gespräche unter Kollegen.» Es ging darum, den Schlag zu verkraften.

Sie gerieten persönlich ins Schussfeld: Loosli habe zu hart geführt, zu strenge Forderungen an Schloter gestellt. Die Perfidie solcher Anschuldigungen besteht darin, dass man sich nicht gegen sie verteidigen kann. Wie haben Sie das erlebt?

Es ist ja nun wirklich nicht so, dass ich erst gestern mit dem Führen von Menschen angefangen hätte. Was mir unterstellt wurde, tut weh. Es ist sehr verletzend. Aber ich habe einen Auftrag, zusammen mit dem Management trage ich die Verantwortung

dafür, dass das Unternehmen nicht auseinanderbricht und auch weiterhin erfolgreich am Markt agiert. Aus der Trauer heraus kam dann auch bei vielen von uns die Trotzreaktion: Jetzt erst recht. Unsere Firma ist nie auf nur eine Person ausgerichtet. Da sind viele, die einen ausgezeichneten Job machen, und genau das haben die Mitarbeitenden der Swisscom im weiteren Jahresverlauf auch bewiesen.

Was war die wichtigste Entscheidung in der allgemeinen Aufwühlung?

Es war Ferienzeit. Wir mussten die Leute zusammenschleppen. Die Kommunikation war sehr wichtig. Ich wollte den Mitarbeitenden beistehen, musste dazu eine Videobotschaft aufnehmen, obwohl mir gar nicht nach Reden zumute war. Das Entscheidende war das Sicherstellen der Führung. Hier gibt es vielleicht eine Lehre aus dem tragischen Ereignis, das ich niemandem wünsche: Nachfolgeregelungen müssen überall und jederzeit vorhanden sein, auf jeder Stufe. Man muss mit dieser Planung immer à jour sein.

Was bedeutet es für einen in der Privatwirtschaft erprobten Manager, wenn er plötzlich die unternehmerische Verantwortung trägt für einen Betrieb, der mehrheitlich dem Staat gehört?

Man merkt nicht, dass der Bund der Eigentümer ist. Der Hauptaktionär verhält sich nicht politisch, sondern wie ein langfristig orientierter, strategischer Aktionär. Bei Coop war ich bereits mit der IT-Welt vertraut. Die Swisscom steht nun aber an einer der faszinierendsten Schnittstellen: IT- und Telekom-Welt wachsen zusammen. Das wirkt sich fundamental auf Wirtschaft und Gesellschaft aus.

Für jede Ihrer Entscheidungen haftet am Ende die Eidgenossenschaft. Wie gehen Sie mit dieser speziellen Situation um?

Diese Tatsache hat keinen Einfluss auf meine Entscheidungen. Börsenkotierte Unternehmen haben gewisse Regeln, die man, unbeschadet der Aktionäre, einhalten muss. Ein Hauptaktionär bringt Stabilität. Für die Swisscom ist das besonders wichtig, weil der Wandel so dramatisch ist: Vor zehn Jahren machte die Swisscom zehn Milliarden Franken Umsatz. Heute machen wir immer noch gegen zehn Milliarden, aber acht Milliarden davon mit ganz neuen Angeboten.

Wozu braucht es eine staatliche Swisscom?

Stabilität. Die Netze sind ein grosses Asset für die Schweiz. Datensicherheit ist ein Stichwort.

Beängstigt Sie die Tatsache, dass die Amerikaner alle Daten anschauen können?

Man muss sich bewusst sein, dass der Datenverkehr nicht an den Landesgrenzen aufhört. Wer sich auf Facebook outet, gibt sich preis. Die Snowden-Affäre zeigt, dass die Schweiz sichere Netze und Rechenzentren anbieten muss. Das ist eine Qualität des Standorts.

Haben Sie ein Spezialhandy?

Nein. Die Frage ist, was man wo diskutiert. Ich würde relevante vertrauliche Themen nie per Telefon ansprechen.

Was fasziniert Sie am meisten an Ihrer Branche?

Neben den Menschen, die hier arbeiten, ist es die Dynamik. Dazu ein paar Zahlen: In diesem Jahr wurden weltweit eine Milliarde Smartphones verkauft. Gleichzeitig wurden nur noch rund 300 Millionen Dockingstations und Laptops verkauft, ungefähr die Hälfte von dem, was vor fünf Jahren verkauft wurde. Alles wird mobil. Vor fünfzehn Jahren war die Geschwindigkeit des Online-Surfens 15 000-mal geringer. In ein paar Jahren werden wir nicht mehr von Telefonieren sprechen, sondern ganz selbstverständlich übers Internet mit anderen sprechen. Dieses Zusammenwachsen hat dazu geführt, dass wir Telefonie und IT unseren Grosskunden nun aus einer Hand anbieten.

Wenn Sie einem Technik-Laien Ihre grössten Herausforderungen beschreiben müssten?

Wir sind daran, zweispurige Autobahnen auf Achtspurverkehr umzurüsten. Die Gewährleistung einer leistungsfähigen Infrastruktur ist das Wichtigste für die Schweiz. Dann müssen wir sicherstellen, dass die auf diesen Autobahnen kursierenden Datenströme effizient steuerbar sind. Effizienz ist auch das ausschlaggebende Kriterium für unsere Unternehmensführung, also ein sorgfältiger Umgang mit den Ressourcen, wir sind ein grosser Stromverbraucher.

Wo liegt Ihr grösstes Risiko?

Die Gefahr ist, dass die Swisscom, je erfolgreicher sie arbeitet, umso mehr von den Regulatoren bestraft wird. Klüger wäre aber, für die Schweiz eine Cyberstrategie zu formulieren. Wirtschaft, Wissenschaft, Bund sollten sich zusammensetzen, um die Rahmenbedingungen festzulegen und so die

VERANTWORTUNGSVOLL



«Wir glauben, dass wir als inhabergeführtes Familienunternehmen mit unbeschränkt haftenden Partnern die richtige Struktur gefunden haben, um unseren Kunden Kontinuität und Stabilität zu geben.»

Jürg Staub
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS

REICHMUTH & CO

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 49
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49
www.reichmuthco.ch

Weichen für eine erfolgreiche Wirtschaft und Gesellschaft zu stellen. Die Niederländer machten das und liegen punkto Sicherheit vor uns. Dies hat dazu geführt, dass die Kabelnetzbetreiber sich selber regulieren, ohne den Staat zu beanspruchen.

Ausblick 2014: Was erwarten Sie?

Ich hoffe auf ein erfolgreiches Jahr, aber der Erfolg sollte nicht zu gross sein, sonst bestrafen uns die Regulatoren. (Lacht) Übrigens: Die Preise in der Schweiz sind auch 2013 gesunken. Die Swisscom wird auch in Zukunft ihren Erfolg den Kunden weitergeben. Was mir persönlich wichtig ist: Nachwuchsförderung. Wir haben fantastische junge Leute, die müssen wir nach vorne bringen. Pflegen müssen wir unser duales Bildungssystem.

Was sind die grossen Themen, die Sie mit Blick auf die Schweiz beschäftigen?

Noch haben wir den höchsten Wohlstand. Diesem Wohlstand müssen wir Sorge tragen. Mich beschäftigt der Schuldenaufbau beim Staat, mich besorgt die enorm lockere Geldpolitik weltweit. Es wird eine Kunst sein, diese riesigen Geldmengen ohne schwerwiegende Folgen aus dem Markt zu nehmen. Das wird nicht nur für Private, sondern auch für Firmen enorm wichtig.

Es herrscht gespenstische Ruhe.

Die mich sehr beunruhigt.

Sind Sie zuversichtlich für die Schweiz?

Um den Finanzplatz mache ich mir Sorgen. Er war eine bedeutende Stütze unseres Wohlstands, das ist er noch, aber nicht mehr so sehr. Ich sehe, dass die Schweiz nicht die gleichen Marktzugänge erhält, wie die Schweiz umgekehrt Marktzugang gewährt. Es gibt ein Ungleichgewicht.

Wo sind Lichtblicke?

Das Schweizervolk entscheidet differenziert. Die Minder-Initiative wurde angenommen, «1:12» fiel durch, zwei kluge Volksentscheide. Für die Schweiz ist Stabilität wichtig, aber wir müssen schauen, dass unsere Staatsquote nicht zu sehr nach oben geht. Man ruft oft zu schnell nach dem Staat.

Laut Bundesrat hat die Schweiz ein «einnahmenseitiges» Problem, obwohl die Einnahmen noch nie so hoch waren.

Die Gefahr ist da: mehr staatliche Eingriffe, mehr Gesetze, mehr Kosten. Man muss dagegenhalten. Wird es die Politik schaffen? Ich glaube, ja. Wir lassen es nicht einfach laufen wie in anderen Ländern, die von den Schulden nicht mehr runterkommen.

Die letzten zwanzig Jahre waren Jahre der politischen Polarisierung. Nimmt es ab?

Als Schweizer Bürger irritiert mich: Parteienkrieg dominiert, sachliche Diskussionen kommen zu kurz, persönliche Angriffe statt Ringen um die Lösung. Aber

ich bleibe zuversichtlich: Die Neigung, Probleme zu lösen, wird zunehmen, weil die Probleme nicht kleiner, sondern grösser werden. Wir müssen in der Schweiz wieder ein paar Fragen grundsätzlicher diskutieren: Wie wollen wir zusammenleben, was sind unsere Ziele? Stattdessen hasten wir von einem Gesetz zum nächsten.

Man hat den Eindruck, dass die direkte Demokratie in den Managementtagen nicht mehr so gut ankommt. Man hat es nicht gern, wenn das Volk über Saläre diskutiert.

Haben wir zu viele Volksentscheide?

Nehmen Sie die Initiative von Herrn Minder: Zu dieser Abstimmung hätte es nicht kommen müssen, wenn in der Wirtschaft Masshalten und Selbstregulierung gewirkt hätten. Hinzu kam die Verzögerung durch das Parlament. Das ist für mich ein Indiz,

dass Wirtschaft und Politik nicht mehr so eng wie nötig zusammengearbeitet haben. Ich habe aber keinerlei Angst

vor der direkten Demokratie. Im Gegenteil. Dieses System ist ein Riesenvorteil für die Schweiz.

Ist die Schweiz auf einem auf- oder absteigenden Ast?

Wir sind auf einem starken Ast, und ich hoffe, wir sägen ihn nicht ab. Wir haben Vorteile: die direkte Demokratie vor allem. Man beneidet uns um dieses System, doch wir müssen schauen, dass es nicht aus der Balance fällt. Die Berechenbarkeit, wenn Sie so wollen: Die politische Langeweile der Schweiz ist ein Trumpf, den viele ausländische Unternehmen schätzen. Heute würde niemand mehr sagen: «La Suisse n'existe pas.» Bei der jungen Generation steht die Schweiz hoch im Kurs.

Sind Sie eigentlich für oder gegen die Masseneinwanderungsinitiative?

Die Schweiz macht es punkto Zuwanderung nicht so schlecht. Sie hauen hier in der *Weltwoche* etwas zu sehr auf die Pauke ...

... zu Unrecht?

Ohne Zuwanderung hätten wir doch bei Coop nicht erreicht, was wir erreicht haben. Bei Swisscom haben wir Cracks, die man in der Schweiz nicht findet. Unser Land profitiert von der Offenheit, und natürlich, da haben die Skeptiker recht, wir können nicht zwanzig Millionen Menschen in der Schweiz haben. Die Frage nach den Grenzen muss beantwortet werden. Dennoch neige ich dazu, jetzt nicht Barrikaden aufzubauen. Die Schweiz braucht die Kontakte, sie braucht die Vernetzung, und sie benötigt gute Arbeitskräfte.

Wo sind die Risiken der Zuwanderung?

Ich sehe eher die Risiken der Nichtzuwanderung. Wir würden die Wirtschaft schwächen

durch zu viele Restriktionen. Abschottung vertreibt Firmen. Bis jetzt wurde die Ausländerpolitik gut betrieben.

Wie gehen Sie mit Selbstzweifeln um?

Ich bin Pragmatiker. Wenn ich ein Problem sehe, möchte ich ihm auf den Grund gehen: Woher kommt das? Ich habe Kollegen, mit denen ich offen über alles sprechen kann.

Was machen Sie bei Rückschlägen?

Analysieren. Transparenz herstellen. Fehler erkennen, abstellen, neu ansetzen. Es vergeht kein Tag ohne Fehler. Wichtig ist, dass man die Offenheit hat, den Fehler anzupacken.

Was macht Sie erfolgreich?

Ich glaube, ich kann gut zuhören und andere Gesichtspunkte aufnehmen. Ich kann Menschen zusammenbringen. Das hat damit zu tun, wie ich auf Menschen zugehe. Ich habe einen Motor, der mich auch in

widrigen Zeiten antreibt. Ich weiss natürlich, dass es nicht immer aufwärtsgeht, aber ich glaube daran, dass es auch nicht im-

«Die Schweiz macht es punkto Zuwanderung nicht so schlecht. Sie hauen zu sehr auf die Pauke.»

mer abwärtsgeht. Das gibt mir Stetigkeit.

Den erfolgreichen Menschen zeichnet aus, dass er immer an seinen Erfolg glaubt.

Stimmt. Ich bin sicher ein positiv eingestellter Mensch. Ich gehe am Morgen gern ins Büro und geniesse auch das Leben.

Wir steuern auf Weihnachten zu, Moment der Besinnung, wie feiern Sie Weihnachten?

Mit der Familie. Familie ist für mich etwas enorm Wichtiges, ein stabiler Ort, wo ich ankomme. Jeder Mensch braucht ein Zuhause. Ich freue mich darauf, mit der Familie Weihnachten zu feiern. Meine Schwiegereltern kommen, mein bald neunzigjähriger Vater ist dabei.

Wann feiern Sie?

Am 24. Dezember.

Werden Lieder gesungen?

Natürlich, «O Tannenbaum», die Klassiker.

Geschenke?

Ist eine gute Tradition.

Weihnachten und Jahreswechsel sind auch Momente der Melancholie, man denkt über das Leben nach. Was macht das Leben lebenswert?

Für mich ist wichtig, dass man etwas bewegen, dass man sich einbringen kann. Man muss seinen Motor benutzen. Man sollte bewusst leben und entscheiden und Fehler hinnehmen. Meine grosse Leidenschaft war es immer, Leute zusammenzubringen und auf ein Ziel hin zu motivieren. Ich habe die Menschen gern, so bringt man es auch fertig, eine gute Leistung zu erreichen.

Wie lautet Ihr Motto für 2014?

Es ist ein Motto aus Kindertagen: «Nach jedem Regen scheint die Sonne.» Mit diesem Spruch kommen Sie gut durch jedes Jahr. O

«Vermummte Komiker»

Mit einer Tirade gegen linke Demonstranten wurde der 24-jährige Luzerner Massimo Portmann im Frühling zum Internet-Star.

Von Christoph Landolt und Raffaella Bachmann (Bild)

Eigentlich hätte dieses Interview in Ihrem BMW stattfinden sollen, in dem Ihre Videokommentare entstehen.

Ja. Leider darf ich gerade nicht fahren.

Was haben Sie angestellt?

Nichts Schlimmes. Ich war leicht zu schnell. Weil es aber die zweite Übertretung in zwei Monaten war, haben sie mir den Ausweis weggenommen. Nächsten Samstag bekomme ich ihn wieder.

Wie kommt man dazu, eine Tirade über «Fröschlistreichler» und demonstrierende «Mongos» auf Facebook zu stellen?

Ich benutzte Facebook schon früh als Promo-Kanal für die Partys, die ich in Luzern veranstaltete. Inzwischen machen das in diesem Business alle, deshalb habe ich vor einiger Zeit damit begonnen, mich auf anderen Wegen an die Leute zu wenden. Mit Videos, die ich im Auto aufgenommen habe.

Aber um Politik ging es damals noch nicht.

Nur nebenbei. Einmal wurde ich in der Mittagspause von Polizisten «gekögelt», mit Alkoholtest und allem. Nur weil ich ein Junger mit einem schönen Auto bin. 45 Minuten lang hat dieses Kasperlitheater gedauert. Das hat mich gestresst, und das habe ich auch in die Kamera gesagt. Schon damals hatte ich viele Facebook-Freunde und entsprechend viele Reaktionen. Als ich dann wieder mal im Stau steckte, weil ein paar Linke mit einer Demo die halbe Luzerner Innenstadt verstopften, sagte ich mir: «So, jetzt setze ich ein Zeichen.»

Zum «Kult-Motzer» (Blick) wurden Sie, als Jacobbo/Müller Ihre Youtube-Tirade brachten.

Da ging's los. Seither kennen mich alle. Auf Facebook sind etwa tausend Freundschaftsanfragen offen, aber ich kann die gar nicht mehr annehmen, weil nicht mehr als 5000 Freunde erlaubt sind. Ich habe deshalb eine Fan-Page eröffnet, wo man mich abonnieren kann.

In den Kommentaren zu Ihren Videos steht immer das Gleiche: «Endlich sagt's mal einer.» Und: «Ich würde es zwar nicht so sagen, aber inhaltlich hat dieser Portmann völlig recht.»

Ich kann mich schon anders ausdrücken. Aber schauen Sie: Wenn ich einem schwarz vermummten Komiker, der im Bahnhof alte Frauen anpöbelt und alles kaputt macht, sage: «Das finde ich im Fall nicht so

gut», dann belächelt der mich. Wenn ich sage: «Du Bastard, du verwöhnter Vollpfosten», und er merkt, dass noch Tausende mehr so denken wie ich, dann ändert sich vielleicht etwas.

Sie verteidigen den Kapitalismus und die persönliche Freiheit. Das ist ungewöhnlich für einen Jungen.

Die Linken engagieren sich brutal, von rechts kommt nichts. Das ist leider so. Ein Wermuth und ein Roth machen das Maul auf, und rundherum steht der ganze Kindergarten in Secondhand-Kleidern und klatscht. Aber die sind nur ein Teil der Jungen, mehr nicht. In meiner Generation gibt's extrem viele Richtungen.

Sie sagten in einem Video, dass «sogar die Jugos, die Schippis [Albaner, Anm. d. Red.] und die Tschingge» SVP wählten. Sind auch Sie ein typisch bürgerlicher Secondo?

Meine Mutter ist Vollgas-Italienerin, aber sie ist hier aufgewachsen. Sie ist deshalb der Secondo. Ich glaube nicht, dass das eine Rolle spielt. Wichtiger ist wohl das Umfeld, die Denkart, wie man aufwächst.

Wie sind Sie aufgewachsen?

Wie alle anderen auch. Meine Mutter wollte das Beste für mich, also dass ich in die Kanti gehe und dann Anwalt oder Frauenarzt oder so was werde, wo ich mit wenig Arbeiten viel

verdiene. Aber ich wollte mit sechzehn voll ins Berufsleben einsteigen. Ich war mir zum Arbeiten nie zu schade. Als Hochbauzeichner-Stift bekam ich pro Monat 350 Stutz. Um Bauleitungen zu machen, wie ich es wollte, musste ich aber einen Roller und dann ein Auto haben. Also bin ich jeden Samstag um fünf aufgestanden und ging auf Montage, für 200 Franken Cash. Das hat mich gelehrt: Wenn du in der Schweiz nicht zu faul bist, dann kannst du immer Geld verdienen.

Allgemein ist es doch eher so, dass die Anspruchshaltung gegenüber dem Staat zunimmt. Wie sehen Sie vor diesem Hintergrund die Zukunft der Schweiz?

Ich sehe es positiv. Auf die linke Aktion wird es eine Gegenreaktion geben. In ein paar Jahren kommt bei den Jungen das Umdenken. Klar gibt's immer ein paar Träumer, die alle Asylbewerber der Welt hierher holen wollen. Aber da, wo meine Mutter herkommt – zwischen Rom und Neapel –, da sieht man, wohin man damit kommt. Unser System dagegen funktioniert.

Für die Jungfreisinnigen oder die Junge SVP wären Sie der perfekte Mediensprecher. Haben Sie Anfragen bekommen?

Ja, von der SVP. Aber ich weiss nicht, ob es richtig wäre, in die Politik zu gehen. Ich arbeite eigentlich ganz gerne für Geld. (Lacht)

Was für Reaktionen bekommen Sie von den Frauen?

Durchzogen, wie bei den Männern. Es gibt viele Linke, und es gibt auch solche, die das, was ich sage, gut finden. Aber mit Politik gewinnst du keine Frauenherzen.

Massimo Portmann, 24, arbeitet seit drei Jahren als Bauleiter und legt unter dem Namen DJ Prime in Klubs auf. Das Video, das ihn bekanntmachte, erschien im Mai.



«Mit Politik gewinnst du keine Frauenherzen»: Bauleiter Portmann.

«Wir haben diesen Glanz in den Augen»

Die Venezolanerin Gabriela Isler, 25, ist die schönste Frau der Welt. Im Interview spricht die frischgekürte Miss Universe über ihre Schweizer Wurzeln, lateinamerikanischen Sex-Appeal, Weihnachtsgeschenke und die Enten auf dem Zürichsee. *Von Florian Schwab*

Señorita Isler, Ihr Erfolg hat nicht nur in Venezuela, sondern auch bei uns viel Freude ausgelöst. Haben Sie die Reaktionen in der Schweiz verfolgt?

Seit meiner Wahl zur Miss Venezuela habe ich immer wieder Kontakt mit Schweizer Medien gehabt. Bevor ich zur Miss-Universe-Wahl nach Moskau geflogen bin, habe ich mit der Schweizer Botschafterin in Venezuela und ihrem Mann zu Mittag gegessen. Sie sind sehr freundlich und haben mich spüren lassen, dass viele Schweizer mich als eine Vertreterin ihres Landes ansehen und stolz auf mich sind. Ich darf ja als «Miss Universe» nur einen Nachnamen behalten, und das ist der Schweizer Name Isler. Vor der Welt hat also die Schweiz durchaus einen Anteil an der Krone. Ich möchte gerne in die Schweiz kommen, weil ich weiss, dass man mich dort wie in einem zweiten Zuhause empfängt.

Welche Ziele haben Sie als Miss Universe?

Ich möchte vor allem in humanitärer Hinsicht ein Vorbild sein. Das Hauptanliegen in meinem Amtsjahr ist es, die Leute über HIV zu informieren. Ich werde nicht nur mit Betroffenen, sondern auch mit ihren Familien arbeiten. Ich möchte damit auch andere Menschen animieren, eine wohltätige Aufgabe zu suchen. Je mehr man der Welt gibt, desto mehr bekommt man auch. In persönlicher Hinsicht möchte ich gerne mein abgeschlossenes Marketing-Studium mit einem MBA ergänzen.

Ist das während des Miss-Jahrs möglich?

Nein, weil ich als Miss sehr viele Verpflichtungen habe und viel reisen muss. Aber danach möchte ich mein Studium fortsetzen. Dann würde ich gerne eine Firma gründen und eine eigene Produktlinie mit Parfüms, Handtaschen oder etwas Ähnlichem aufziehen. Auch als Fotomodell möchte ich weiterhin arbeiten.

Viele Fotomodelle und Schönheitsköniginnen versuchen es mit einer eigenen Marke, erfolgreich sind nur die wenigsten. Warum soll es bei Ihnen anders sein?

In erster Linie wegen meines Marketing-Studiums, das unternehmerisch ausgerichtet ist. Ein Vorbild für mich ist die frühere Miss Universe Bárbara Palacios, die ebenfalls aus Venezuela kommt. Sie lebt heute in den USA, hat eine erfolgreiche Schmuckfirma und schreibt Bücher. Sie ist eine Frau, die ihre Ziele erreicht hat.

Das Wichtigste ist Entschlossenheit und entsprechende Kenntnisse. Die Entschlossenheit habe ich, und die Kenntnisse werde ich mit dem MBA noch vertiefen.

Ist es nicht mühsam, immer schön sein zu müssen?

Meines Erachtens sind Schönheitswettbewerbe nicht nur dazu da, der Welt schöne Frauen vorzusetzen. Vielmehr stärken sie das Selbstvertrauen der Frauen und schaffen eine gute Ausgangslage für später. Es geht ja auch nicht nur darum, schön zu sein. Auch die Miss Universe schaut nicht immer perfekt aus. Heute beispielsweise habe ich mich kaum geschminkt und trage flache Schuhe. Wir Missen sind normale Menschen, Frauen mit ihren Träumen und einem Herzen, wir engagieren uns humanitär. Wer das anders sieht, soll versuchen, mich kennenzulernen, um zu sehen, dass ich nicht nur ein hübsches Gesicht habe. Ich will die Herzen der Menschen nicht durch meine Schönheit, sondern durch meine Persönlichkeit erobern.

Wie unterscheidet sich Ihre Tätigkeit als Miss Universe von derjenigen der Miss Venezuela?

Der wichtigste Unterschied ist die grössere Ausstrahlungskraft. Vorher hat man mir nur in einem Land zugehört, jetzt kann ich mich auf der ganzen Welt bemerkbar machen. Gott

hat mir diese grossartige Gelegenheit gegeben, überall gehört zu werden. Das ist eine grössere Verantwortung, als wenn ich nur in einem Land bekannt bin.

Jetzt bin ich gegenüber der ganzen Welt in der Pflicht und nicht nur gegenüber Lateinamerika, wo man sich besonders über meine Wahl gefreut hat.

Wie viel Freiheit haben Sie überhaupt noch? Dürfen Sie Ihre eigene Meinung öffentlich kundtun?

Die «Miss Universe Organization» erlaubt mir, das auszudrücken, was ich fühle. Ich habe immer grossen Wert auf Ehrlichkeit gelegt, bereits als Miss Venezuela. Aber es gibt Themen und Momente, bei denen ich sehr diplomatisch und neutral bleiben will. Das, was ich ausdrücke, soll den Menschen ein gutes Gefühl geben.

In jedem Interview werden Sie nach Ihrer politischen Haltung zu Chávez und Maduro gefragt. Sie weichen immer aus.

Ja, und es ist meine persönliche Entscheidung. Ich bin in erster Linie Venezolanerin, und als ehemalige Miss Venezuela kann ich nicht nur für eine Hälfte des Volkes stehen. Das ganze Land mag und unterstützt mich wegen meiner Persönlichkeit und auch wegen der Neutralität, die ich in diesen Sachen bewahrt habe. Das erwarten die Leute von mir.

Sie leben zurzeit in den USA, in einem Land, das für viele Venezolaner als das Reich des Bösen gilt. Wie gehen Sie damit um?

Ich bin erst einen Monat hier, und es steht mir nicht zu, eine Regierung zu kritisieren, die nicht die meine ist. Hier in den USA betrachte ich mich als Gast, der nicht über die hiesigen Gesetze und die Politik zu urteilen hat. Das Einzige, was ich sagen kann, ist, dass ich eine grosse Dankbarkeit fühle dafür, dass man mir hier so viele Türen geöffnet hat und dass ich während eines Jahres wachsen kann, eine neue Kultur kennenlernen und neue Erfahrungen sammeln.

Verbringen Sie Weihnachten in Venezuela?

Ich hoffe es. Allerdings sind an Weihnachten die Flugtickets sehr schwer zu bekommen. Mit Gottes Hilfe werde ich zu Weihnachten bei meiner Familie sein.

Wie muss man sich eine venezolanische Weihnacht vorstellen?

Es ist nicht wie hier ein gesellschaftlicher Grossanlass, wo die Leute auf dem Times Square zusammenkommen. Meine Familie trifft sich immer auf der Finca eines Onkels. Wir bereiten typische Gerichte zu, beispielsweise eine Schweinskeule. Und natürlich beschenkt jeder jeden!

Haben Sie hier in New York City schon das eine oder andere Geschenk gekauft?

Ich dachte, dass ich wenigstens dafür Zeit habe... Allerdings musste ich dann am Ende doch die Einkäufe per Internet tätigen.

Was schenkt die Miss Universe ihrem Freund zu Weihnachten?

Ihre Zeitschrift kommt vor Weihnachten heraus. Dann ist es ja keine Überraschung mehr.

Ich glaube nicht, dass Ihr Freund die Weltwoche liest.

Also, ich verrate es Ihnen: Ich schenke ihm eine kleine Sportler-Videokamera, die man am Auto oder auf dem Helm montieren

«Ich würde die Schweiz mit einem Karo-Schreibblock vergleichen.»



«*Unternehmerisch ausgerichtet*»: Miss Universe Gabriela Isler.



«Lieber Apfelstrudel als Fondue»: Kandidatin Isler.



«Selbstvertrauen der Frauen»: bei der Krönung in Moskau.

kann. Dies ermöglicht ihm, seine sportlichen Aktivitäten aufzunehmen. Er fährt gerne Downhill-Mountainbike. Ich weiss, dass ihm das gefallen wird. Bei Männern werden die Spielzeuge teurer, je älter sie werden...

Erschwert die grosse Distanz Ihre Beziehung?

Niemand sagt, dass das einfach wird. Das Wichtigste ist, dass die Liebe da ist. Solange sie besteht, ist alles möglich. Auf dieser Liebe werde ich aufbauen, und mein Freund auch. Am Ende ist es eine Entscheidung Gottes – ich tue mein Bestes.

Sprechen wir über Ihre Schweizer Herkunft. Ihr Grossvater ist vor Jahrzehnten ausgewandert. Wann waren Sie zum ersten Mal in der Schweiz?

Nach dem Abschluss der Mittelschule, also mit etwa siebzehn Jahren.

Aus welchem Grund haben Sie die Reise unternommen?

Es war mein Geschenk zum Schulabschluss. Meine Patentante, die in Zürich lebt, hat mir das Ticket geschenkt und mir ermöglicht, mehrere Monate dort zu verbringen.

Was haben Sie von der Schweiz kennengelernt?

Gelebt habe ich in Zürich, aber ich habe auch Schaffhausen besucht und etliche Orte, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere. Eindrücklich war eine Reise nach Italien, wo wir der Grenze entlanggefahren sind, mit diesen atemberaubenden Seen inmitten der Berge.

Wie hat Ihnen Zürich als Stadt gefallen?

Ich war begeistert. Um ins Zentrum zu kommen, musste ich eine S-Bahn nehmen. Als ich das erste Mal aus dem Hauptbahnhof gekommen bin, habe ich diese lange Strasse mit den ganzen Geschäften gesehen. Der Traum jeder Frau! Am allerschönsten war aber gegen Ende, als die Entlein, die man füttern kann, auf dem See und dem Fluss schwammen.

Seit dieser «Maturareise» sind Sie nicht mehr in die Schweiz gekommen?

Nein, das ging nicht, weil ich dann studiert habe und im Anschluss direkt mein Miss-Venezuela-Jahr war. Meine Schweizer Verwandten waren jetzt aber in Moskau bei der Miss-Universum-Wahl dabei.

Was ist Ihnen in der Schweiz als Erstes aufgefallen?

Die Sauberkeit! Die Ordnung in jeder Hinsicht, auch bei den Zug- und Busverbindungen. Die Pünktlichkeit. Die

Höflichkeit und der hohe Bildungsstand der Leute. Die Schweizer sind nicht so warmherzig wie wir Venezolaner, aber korrekt und gebildet. Ich würde die Schweiz mit einem Karo-Schreibblock vergleichen: Alles ist so ordentlich und gerade! Ich finde es auch toll, dass es keine Hochhäuser gibt und dass man sehr auf das Landschaftsbild achtet. Alles in allem habe ich mich sehr wohl gefühlt.

Wie unterscheidet sich die Mentalität der Schweizer von jener der Südamerikaner?

In Venezuela haben wir eine sehr starke kulturelle Durchmischung. Meine Grossel-

tern sind nach dem Zweiten Weltkrieg aus Deutschland gekommen, mein Grossvater aus der Schweiz. Meine Familie mütterlicherseits ist äusserst venezolanisch. So wie ich haben viele Venezolaner europäische, südamerikanische und andere Einflüsse. Europa scheint mir homogener zu sein.

Warum sind die Frauen dort so schön? Venezuela hat bereits siebenmal die Miss Universe gestellt ...

Wir Latinas sind sehr charismatisch und fröhlich. Wir haben diesen Glanz in den Augen! Demgegenüber sind die Europäerinnen eher ernst.

Es scheint, dass Latinas auch mehr Aufwand betreiben, um schön auszusehen ...

Ja, das ist kulturell bedingt. Unser Land hat eine Kultur von schönen Frauen, von gepflegten Frauen. Die Venezolanerin ist sehr kokett. Auch wenn sie kein Geld hat, findet man sie immer gut hergerichtet, gut frisiert, mit sichtbarem Aufwand für die Kleidung. So sind wir halt! In einem kalten Klima würde ich mich vielleicht auch nicht so um das Aussehen kümmern.

Machen Sie sich für sich selber hübsch oder für die Männerwelt?

Für uns selber. Wir möchten uns gut fühlen, und nur wer sich selber schön findet, wirkt auch in den Augen seiner Mitmenschen so. Dieser hohe Wert der weiblichen Schönheit hat auch seine Schattenseiten. In lateinamerikanischen Internetforen werden selbst Schönheitsköniginnen wie Sie teilweise primitiv angegangen. Es gibt allerdaher Polemik über Ihr Lächeln oder darüber, ob Sie sich womöglich einer Schönheitschirurgischen Behandlung unterzogen haben. Stört Sie das?

Ich habe in der Zwischenzeit gelernt, dass man nicht alles so ernst nehmen muss. Ich habe immer gesagt, dass ich an meinem Körper ausser der Ohrmuschel nichts habe machen lassen. Das ist die Wahrheit. Ich hoffe, dass mit der Zeit die Menschen die Wahrheit selber erkennen.

Und der verletzende Tonfall vieler Kommentare?

Man kann nicht alle Leute glücklich machen. Auf hundert gute Kommentare kommen dreissig schlechte. Ich lese die positiven und die negativen, aber ich lasse sie nicht zu nahe an mich heran. Manchmal hilft eine Kritik sogar, sich zu verbessern, selbst wenn sie nicht gut formuliert ist.

Was hat man in Ihrer Familie an Schweizerischem bewahrt?

Vor allem die Pünktlichkeit und die Korrektheit. Meine Mutter ist die Pünktlichste von allen. Auch beim Essen haben wir einige Schweizer Gerichte behalten. An Geburtstagen gibt es oft Raclette oder Fondue.

Mögen Sie Fondue?

Es ist ein sehr schweres Essen. Ich mag lieber Streuselkuchen und Apfelstrudel! Meine Grossmutter hat mir ein Rezept gegeben, und manchmal bereite ich mir einen Apfelstrudel zu.

Hat eigentlich Ihr Grossvater von Venezuela aus an Abstimmungen in der Schweiz teilgenommen?

Ja, das hat er immer gemacht. Auch als wir uns für die Bewerbung zur Staatsbürger-

schaft einschrieben, hat man uns gefragt, ob wir die Unterlagen bekommen wollen. Bislang habe ich aber noch nie abgestimmt.

Warum wollten Sie überhaupt den Schweizer Pass?

Die Schweiz ist in meinem Blut, das fühle ich. Meine Familie hat mir dieses Geschenk einer zweiten Staatsbürgerschaft beschert. Sollte ich einmal in die Schweiz ziehen wollen, dann ist es kein Problem. Das Land wird mir die Türen öffnen, als wäre es mein Haus.

Der Schweizer Pass erleichtert auch das internationale Reisen. Venezolaner brauchen ja Visa für sehr viele Länder ...

Ich weiss, dass viele Leute aus diesem Grund den Pass beantragen. Bei mir ist es aber mehr. Ich fühle mich meinen helvetischen Wurzeln verbunden.

Sprechen wir noch etwas über Ihren persönlichen Stil. Nach welchen Kriterien kleiden Sie sich?

Als Schönheitskönigin kann ich meine Persönlichkeit nicht nur durch meine Worte, sondern auch durch meinen Look ausdrücken – im Gegensatz zu einem Fotomodell. Ich bin ein sehr einfacher Mensch. Weniger ist für mich mehr. Mir gefallen Einfachheit und Eleganz. Eine Designerin, die mich in dieser Hinsicht begeistert, ist die Venezolanerin Carolina Herrera. Sie setzt auf Klasse und Eleganz, ihre Mode ist sehr schön.

Eine Frage, welche die Männer interessieren dürfte, die noch auf der Suche nach einem passenden Geschenk für ihre Liebste sind: Welches sind Ihre Lieblingsparfüms?

Ohne jetzt einen Werbespot loslassen zu wollen: «Light Blue» von Dolce & Gabbana benutze ich gerne – es erinnert mich sehr an eine meiner Tanten und hat mir Glück gebracht. Dann wäre da noch «Flowerbomb» von Viktor & Rolf. Tagsüber trage ich «Turquatic» auf, ein diskretes Parfüm von der Make-up-Marke M.A.C. Das ist frischer und etwas zurückhaltender.

Es gibt viele Bilder von Ihnen in einem bäuerlichen Setting: auf dem Feld oder mit Tieren. Gefällt Ihnen die Landwirtschaft?

Ja, sehr sogar. Seit ich klein bin, gehe ich gerne auf die Fincas meiner Onkel und kümmere mich um die Tiere. Sie haben vor allem venezolanische Tiere wie Chiguiros [Wasserschweine], zudem auch Kühe und Büffel. Landwirtschaft bedeutet, aus der Stadt zu entkommen und die ganzen schönen Geräusche der Natur zu hören. Das ist etwas vom Allerschönsten.

Was möchten Sie zum Schluss unseren Schweizer Lesern mitteilen?

Ich bin sehr glücklich darüber, dass die Schweizer auf meinen Erfolg stolz sind. Ich bin mir meines Schweizer Bluts sehr bewusst und freue mich darauf, bald in die Schweiz zu reisen und mit dem Land eine Zeitspanne meines Miss-Universe-Jahres zu teilen. ○

Deutsche und Schweizer Vorfahren

Gabriela Isler wurde am 21. April 1988 in Valencia (Venezuela) geboren. Nach der Scheidung ihrer Eltern wuchs sie in Guacara und in Maracay auf, einem Vorort der Hauptstadt Caracas. Ihre Mutter, die sie als ihr «grösstes Vorbild» bezeichnet, entstammt einer venezolanischen Familie. Isler ist die Tochter von Juan Isler Lengemann, dessen Schweizer Vater und deutsche Mutter nach dem Zweiten Weltkrieg nach Venezuela ausgewandert sind. Nach der Mittelschule schloss Gabriela Isler ein Marketingstudium in Caracas ab, kandidierte währenddessen als Miss Venezuela und gewann die Wahl 2012. Mit diesem Titel nahm sie am weltweiten Miss-Universe-Schönheitswettbewerb teil, bei dem sie dieses Jahr am 9. November in Moskau erfolgreich war. Bei der Zeremonie waren sowohl ihr venezolanischer Freund als auch ihre Zürcher Patentante anwesend. Als Miss Venezuela kritisierte Isler den damaligen Präsidenten Hugo Chávez auf Twitter. Seit ihrer Wahl zur Miss Universe hat sie sich noch nicht zur venezolanischen Regierung geäussert.

DO
OC
OONA +
CAVIAR

AUS DEN
BERNER ALPEN

Rein. Natürlich. Nachhaltig.
Geniessen Sie den
einzigsten Schweizer Kaviar.
Im Oona-Shop oder
im Oona – das Restaurant.
www.oona-caviar.ch



Tropenhaus Frutigen AG
CH-3714 Frutigen
Tel: +41 33 672 11 44
info@oona-caviar.ch

«Ich lebe in der Zukunft»

Boris Collardi hat sich aus mittelständischen Verhältnissen zum CEO der drittgrössten Schweizer Bank hochgearbeitet. Der Julius-Bär-Chef über den Abschied vom Bankgeheimnis, das Modell Singapur und die Hoffnung, dass es wieder aufwärts geht. *Von Roger Köppel, Florian Schwab und Oliver Baltenschlager (Bild)*

Herr Collardi, Sie sind der jugendliche Chef der altehrwürdigen Privatbank Julius Bär. Erinnern Sie sich noch, mit welcher Motivation Sie ins Bankgeschäft eingestiegen sind?

Es war ein Zufall. Während der Gymnasialzeit suchte ich im Sommer einen Ferienjob und durfte zwei, drei Wochen bei der Genfer Kantonbank arbeiten. Das hat mir sehr gut gefallen, obwohl ich sicher nur 0,1 Prozent der Wertschöpfungskette gesehen habe. Nach der Matura bestand dann bei der Credit Suisse die Möglichkeit, einen Allrounder-Stage zu machen, bei der UBS hiess das entsprechende Programm *Fiat*. Ich habee mich bei der CS beworben, um meinem Vater eine Freude zu machen.

War er Banker?

Nein, aber er hat gedacht: Mit einer Bankenlaufbahn macht man in der Schweiz nichts falsch. Dazu kamen die positiven Erfahrungen in der Schnupperlehre. Mein erstes Monatssalär betrug 3300 Franken.

Was treibt einen jungen Menschen ins Banking? Wir vermuten: Geld.

Daran habe ich wirklich nicht gedacht.

(Heiterkeit)

Ehrlich. Die 3300 Franken waren für mich sehr viel Geld, und ich dachte: Mit ungefähr dem Betrag gehe ich mit 55 in Pension. Was mich fasziniert, ist erstens die Vielfalt: Wie spielen die Prozesse zusammen? Zweitens: der Kontakt mit den Leuten. Genf war immer ein internationaler Finanzplatz. In der Vermögensverwaltung hatte man Kunden aus dem Mittleren Osten, aus Europa und aus Lateinamerika. Banken bringen Menschen und Kulturen zusammen. Gibt es etwas Interessanteres?

Was sind die wesentlichen Prägungen Ihrer Herkunft?

Ich habe einen typischen Schweizer Background. Mein Vater zog aus Italien nach Genf, wo er meine Mutter traf. Zwei Jahre später wurde ich geboren – in die typische internationale Schweizer Familie. So bin ich französisch-italienisch, aufgewachsen. Bezug zur Finanzindustrie gab es keinen. Meine Mutter arbeitete als Journalistin bei *La Côte*, einem Regionalblatt aus der Gegend von Nyon. Mein Vater war bei der Informatikfirma Messerli tätig.

Sie haben einen kometenhaften Aufstieg hinter sich. Was qualifiziert Sie für den Posten, den Sie heute haben?

Ich war selber verwundert, als man mich für den CEO-Job wählte. In der damaligen Situation musste ich mich bewerben, aber ich rechnete mir keine grossen Chancen aus. Das ist keine Koketterie! Vermutlich gaben folgende Aspekte den Ausschlag. Erstens: In meinen zwanzig Berufsjahren habe ich sehr viele Erfahrungen gesammelt. Ich lebte fünf Jahre in Asien, ein Jahr lang pendelte ich zwischen Zürich und London. In Deutschland wirkte ich an der Restrukturierung der CS mit, arbeitete in Spanien und Italien. Das Internationale zählt heute. Gerade bei Julius Bär, denn wir wollen vor allem in Asien wachsen, wo es weltweit die eindrucklichste Zunahme an vermögenden Privatpersonen gibt. Zweiter Punkt: Früher wurde man erst CEO, nachdem man ein Profit-Center geleitet, also vor allem Fronterfahrung gesammelt hatte. Heute ist die Anforderung anders: Es geht darum, die ganze Wertschöpfung zu verstehen: Was läuft im Hintergrund ab? Was sind die Risiken? Wie wird die Compliance sichergestellt? Aus dieser Optik rechtfertigt sich nicht jeder Ertrag. Die Komplexität, eine Bank zu führen, ist heute sehr hoch.

Werden Sie wehmütig, wenn Sie sehen, was in den letzten Jahren auf dem Schweizer Finanzplatz alles ein- und weggebrochen ist?

Ich lebe in der Zukunft. Klar sehe ich vieles, was in unserer Industrie hätte anders laufen sollen. Aber ich ver-

bringe meine Zeit nicht damit, mir zu überlegen, wie toll es früher war. Ich muss nicht von der Erfahrung von hundert Jahren Kundenbetreuung zehren. Ich habe die Flexibilität, in die Zukunft zu schauen: Was sind Geschäftsmodelle, die sich langfristig in unserer Industrie durchsetzen?

Auf den Schweizer Finanzplatz ist eine Lawine niedergegangen. Die Branche wird von Anwälten übervölkert, ausländische Mächte machen Druck, der Bundesrat gibt nach, die Stimmung im Volk ist bankenkritisch. Wie lautet Ihre Lagebeurteilung?

Es gibt eine absolute und eine relative Betrachtung. Absolut gesehen, hat der Finanzplatz Schweiz über die Zeit an Attraktivität eingebüsst. Die Unsicherheiten der letzten Zeit, das Hin und Her mit dem Bankgeheimnis, haben die Branche verunsichert und gewisse Kunden davon abgehalten, noch mehr

Geld in die Schweiz zu bringen. Im relativen Vergleich zu anderen Finanzzentren ist die Situation besser. Es geht vielen Ländern schlecht, und der grösste Teil der Schweizer Banken ist verhältnismässig gut durch die Finanzkrise gekommen. Die Schweiz hat sich einmal mehr als sicherer Hafen bewährt. **Die Schweiz hatte Glück, dass es überall rutschte.**

Absolut. Und die Methoden mancher ausländischer Regierungen gegen ihre eigene Bevölkerung lassen die Schweiz immer noch attraktiv erscheinen. Viele Kunden bereinigen ihre steuerlichen Altlasten und lassen das Geld trotzdem in der Schweiz, weil sie kein Vertrauensverhältnis zu ihrer Regierung haben. So hat die Schweiz weiter einen Vorteil.

Was ist entscheidend für die Kunden?

Wir sind in einem Jahrzehnt des Übergangs. Man kann auch von einer verlorenen Dekade sprechen. Die Schweiz aber hat eine jahrhundertelange Erfahrung im Banking. Das ist ein immaterieller Vermögenswert. Die Kunden kommen wegen der Stabilität, der Tradition und der Kultur. Erfolgreich in die Zukunft bringen uns aber der Service, die Professionalität und die Performance. Man muss sich nur ansehen, was wir in einem so kleinen Land für Standards setzen, etwa in

der Uhrenindustrie, im Bereich der Schokolade bis hin zu den Liftten. Schweizer werden als zuverlässig wahrgenommen, gerade auch im internationalen Vergleich. Das haben potenzielle Kunden im Kopf. Schweiz ist gleichbedeutend mit hoher Qualität.

Julius Bär setzt auf den asiatischen Kontinent. Warum entscheidet sich ein Asiat für eine Schweizer Bank?

Das ist eine interessante Frage. Historisch gab es zwei Private-Banking-Modelle. Das amerikanische und das schweizerische. Das kurzfristig orientierte amerikanische ist *brokerage, research, equities, fixed income*. Demgegenüber berät die Schweizer Privatbank langfristig orientiert, im Zentrum steht die Vermögensallokation. In Asien verschmelzen die beiden Modelle, wobei das schweizerische die Oberhand gewinnt.

Weshalb?

Die Amerikaner sind brillant, solange sie motiviert sind. Drei Jahre lang gilt: Asien ist *the best place*. Dann kippt es. Plötzlich ist



«Wir haben erst die Hälfte der Transformation hinter uns»: Bankchef Collardi.

Lateinamerika besser. Also fahren sie ihre Asien-Aktivitäten zurück. Im Vergleich zu diesem Stop-and-go investieren Schweizer Banken langsamer, dafür langfristig. Das zahlt sich aus. Wenn man sich das Volumen der verwalteten Vermögen ansieht, dann sind die Schweizer Banken viel stärker als die Amerikaner.

Früher konnte man Schweizer Banken als grundsätzliche Alpenfestung verkaufen, die nicht einmal Hitler geknackt hat. Der Nimbus der erdbebensicheren Tresore ist dahin, das Bankgeheimnis faktisch weg. Schreckt das die Asiaten nicht ab?

Die Asiaten lieben die Tradition – eine 125 Jahre alte Bank, das hat eine Aura, eine Magie. Sie bringen das Geld allerdings gar nicht mehr in die Schweiz. Sie wollen das Konto bei einer Schweizer Bank haben, aber in Asien. Sie wollen das aktive, dynamische Modell, aber bei einer traditionsreichen Schweizer Bank. In Asien gibt es wenig über Generationen gewachsenen Reichtum. Wer reich ist, hat dies meistens durch aktive, unternehmerische Leistungen erreicht.

Bei vielen Banken grassieren Selbstzweifel und Existenzängste: Man trauert dem Bankgeheimnis nach, sieht die erodierende Rechtssicherheit, den Volkszorn und findet ohnehin, man sei zu klein für die internationalen Märkte. Wie würden Sie solche Depressivbanker wieder aufbauen?

Man kann sie nur motivieren, indem man über die Zukunft spricht. Niemand bestreitet, dass es früher einfacher war. Wenn ich sehe, welche Anforderungen eine Bank heute erfüllen muss – schrecklich! Wir müssen uns im Kopf so einstellen, dass wir den neuen Trend bestimmen können. Wer das nicht kann, der muss aussteigen, denn er kann niemanden motivieren. Der Transformationsprozess ist noch nicht abgeschlossen.

Es gibt bereits viele arbeitslose Banker. Die neuesten Zahlen des Bundesamts für Statistik belegen weitere Rückgänge der Beschäftigtenzahlen. Ist das Schlimmste vorbei?

2008, auf dem Höhepunkt der Finanzkrise, wusste jeder: Es muss eine grosse Korrektur geben. Dann kamen die Regulierungswelle und die Marktturbulenzen. Im März 2009 gestand Bundesrat Hans-Rudolf Merz ein, dass es mit dem Bankgeheimnis gegenüber dem Ausland zu Ende geht. Dann kamen die Verwerfungen der UBS in den USA. Wir dachten: «Das war es, jetzt geht es wieder aufwärts.» Heute, fünf Jahre später, muss man sagen: «Wir haben erst die Hälfte der Transformation hinter uns.» Ich bin überzeugt, dass es nochmals fünf Jahre dauert. Das sieht man schon am Fall USA. Er ist noch immer nicht abgeschlossen, obwohl der UBS-Deal fast fünf Jahre zurückliegt. Es kann noch zwei Jahre dauern, bis dieses Thema ausgestanden ist. Dann folgt der automatische

Informationsaustausch. Ob es am Ende mehr oder weniger Beschäftigte im Finanzsektor geben wird, muss sich zeigen. Wenn alles so bleibt, wie es ist, dann gibt es sicher nochmals einen Rückgang. Die Marschrichtung mit dem Informationsaustausch ist unklar. Zudem arbeitet die Branche zu wenig mit Bern zusammen. Dabei müssten alle gemeinsam an der Wettbewerbsfähigkeit des Finanzplatzes Schweiz arbeiten.

Wie muss sich der Finanzplatz Ihrer Meinung nach aufstellen?

In der Vermögensverwaltung muss die Schweiz klarstellen, dass sie Anlaufstelle für Vermögende bleiben will. Zudem müssen wir die Asset-Management-Industrie, die jetzt in Luxemburg ist, wieder ins Land holen. Aus London müssen wir Kapitalmarktaktivitäten abwerben, doch das ist schwierig. In London denkt die ganze City *pro business*, was sich auch in der Politik ausdrückt. In diese Richtung sollte sich auch die Schweiz bewegen.

Bereitet Ihnen der Steuerstreit mit den USA noch schlaflose Nächte?

Nein. Wir sind weiterhin zuversichtlich, eine für alle Anspruchsgruppen akzeptable Lösung zu finden.

Wie gehen Sie damit um, dass der ganze Finanzplatz seit Jahren am Pranger steht? Der Banker ist zur Zielscheibe aller möglichen Vorwürfe geworden. Zu Recht?

Mich stört es. In unserer Branche gibt es viele hart arbeitende, gute Leute. In der Vergangenheit hatten wir übertriebene Vergütungsmodelle. Es ist jedoch die Ausnahme, dass man mit 25 Jahren 300 000 Franken verdient. Aber wegen einiger Exzesse muss man nicht die ganze Branche in einen Topf werfen. Für das Problem gibt es keine kurzfristigen Lösungen. Die einzige Möglichkeit, die wir haben, ist folgende: Wir müssen uns langfristig eine neue Vertrauensbasis aufbauen. Ich komme aus einer durchschnittlichen Schweizer Familie ohne viel Vermögen. Ich sehe eine Kluft zwischen der Wirtschaft und der Bevölke-

rung, die sich auch in einer Reihe von Volksinitiativen ausdrückt. Ich verstehe diese Gefühle. Dennoch hat mich in der Schweiz immer beeindruckt, wie sehr die Menschen in der Lage sind, zu differenzieren. In letzter Zeit gibt es zu viel Schwarz und Weiss und Dafür oder Dagegen. Das polarisiert.

Sie gehören zu einer neuen Generation von Banken-CEOs. Früher gab es eine enge Verknüpfung mit der Politik. Man hat den Eindruck, Sie treten in der Öffentlichkeit zurückhaltend auf. Müssen Sie sich nicht mehr engagieren für den Bankenplatz?

Es bringt nichts, wenn noch eine Person ihre Themen öffentlich breittritt. Es gab in den letzten Jahren genug Personen, die sich ins Szene setzten. Am Ende war der Einfluss bescheiden. Es ist unvermeidlich: Wir müssen unsere Hausaufgaben machen – vor allem die Vergangenheit regeln – und darauf gemeinsam aufbauen.

Was macht Ihnen am meisten Sorge mit Blick auf die Zukunft?

Angesichts der Probleme in unserem Umfeld sind wir in der Schweiz etwas zu selbstgefällig. Das Problem ist, dass die Banken früher alles für sich selber bestimmt haben und alle anderen ignoriert haben. Jetzt ist das Pendel zurückgeschwungen, und die Politik greift mit immer neuen Regulierungen in den Spielraum der Banken ein. Der Einfluss der Banken ist sehr bescheiden. Für die Zukunft müssen wir wieder eine Vertrauensbasis zwischen Politik und Wirtschaft schaffen.

Wie wichtig ist es für Ihr Geschäft, dass die Schweiz politisch unabhängig ist? Wir sind kein Bundesstaat der USA, kein EU-Mitglied und auch keine chinesische Provinz.

Die Unabhängigkeit ist sicher ein Vorteil, aber als kleines Land hat man auch Nachteile, wie die Vergangenheit zeigt. Es gibt übergeordnete Interessen grösserer Länder, die sich durchsetzen, ganz egal, was die Schweizer Gesetze sagen.

Welches ist für Sie das beeindruckendste Land in Asien mit Vorbildfunktion für die Schweiz?

An Singapur sieht man, wozu eine Wirtschaft in der Lage ist, wenn das übergeordnete Ziel der Wohlstand des Landes ist. Besonders beeindruckt mich, dass in Singapur die Wirtschaft eng mit der Regierung zusammenarbeitet. Die Monetary Authority of Singapore (MAS) ist das Äquivalent zur Finma. Wenn ich als Bank die MAS anrufe und sage: «Ich muss morgen an einer Roadshow mein Unternehmen vertreten», dann kommt die MAS mit und betont die regulatorischen Vorteile des Standorts Singapur. Die Finma interpretiert ihre Rolle ganz anders. Ein zweiter

Vorteil Singapurs ist, dass Politik und Verwaltung extrem schnell sind. Wenn bei uns der Präsident der Bankiervereinigung

«In London denkt die ganze City *pro business*. In die Richtung sollte sich auch die Schweiz bewegen.»

einen Bundesrat sprechen möchte, dann gibt es vielleicht in zwei Wochen einen Termin. In Singapur ist es viel einfacher, einen Termin beim Finanzminister zu bekommen.

Hat der Schweizer Finanzplatz langfristig eine Zukunft?

Die Internationalität ist eine unserer Stärken. Die Schweiz hat erkannt, dass die Internationalisierung nicht so funktioniert, dass wir fünf Schweizer nach Asien schicken, wo sie dann ein Schweizer Modell durchboxen. Vielmehr holen wir Leute aus Asien, machen sie mit unserer Kultur vertraut und lassen sie lokal arbeiten. Ich bin sehr optimistisch.

Bleiben Sie bis zur Pensionierung Bankchef?

Ich mache diesen Job aus Leidenschaft. Wenn ich keinen Spass mehr habe, bin ich der Erste, der zum Verwaltungsrat geht und sagt: «Bitte ersetzt mich.» Wenn ich aber zurückblicke, durch welche Zeiten wir in meinen fünf Jahren als CEO gegangen sind, dann denke ich: Ich muss mindestens noch fünf Jahre bleiben. Ich will auch die Phase erleben, wo es wieder einfacher wird und dynamisch vorwärts geht. (Schmunzelt) ○

Merry Christmas
and a Happy New Year

ARVI möchte sich bei all seinen Kunden für das Vertrauen
und für die Loyalität während diesem Jahr bedanken.

Wir wünschen allen ein gesegnetes Weihnachtsfest und
einen guten Rutsch ins neue Jahr!

Merry Christmas
and a Happy New Year

ARVI
THE SWISS BANK OF
FINE AND RARE WINES

ARVISA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
WWW.ARVI.CH

«Das ist verrückt»

Der Lausanner Sänger Bastian Baker, gehört zu den erfolgreichsten Musikern des Landes. Wir haben den Mädchenschwarm hinter der Bühne getroffen. *Von Rico Bandle*



«Alle wollten diesen Song»: Bastien Kaltenbacher alias Bastian Baker, 22.

Es ist 14 Uhr, Ihr Konzert hier im Zürcher Komplex 457 beginnt um 20 Uhr – und bereits warten vor der Tür etwa ein Dutzend Mädchen. Ist das immer so?

Das ist verrückt. Es tut mir fast leid, diese Mädchen in dieser Kälte warten zu sehen. Ich bin auch schon rausgegangen und habe ihnen gesagt, sie sollen sich doch in einem Restaurant aufwärmen gehen, es sei noch Zeit genug. Aber nein, sie wollen unbedingt als Erste rein, um in der vordersten Reihe stehen zu können. Am krassesten war es in Paris. Dort warteten einige Fans bereits um 7 Uhr in der Früh vor dem Konzertlokal.

Ich habe einige der Mädchen draussen gefragt, was ich Sie fragen solle ...

Was haben sie gesagt?

Die erste Reaktion war: «Dürfen wir mitkommen zum Interview?» Einem ist dann doch noch eine Frage eingefallen: «Welches sind Ihre drei grössten Konzerterlebnisse als Zuschauer?»

Das eindrücklichste Konzert war jenes von der US-Punkrockband Green Day. Die Jungs haben zweieinhalb Stunden lang gespielt, und es gab keinen Moment, an dem man hätte ein Bier holen können. Bruce Springsteen diesen Sommer in Genf

war ebenfalls grossartig. Auch bin ich ein Fan von Woodkid, ihn habe ich schon weinen gesehen auf der Bühne, so viel Gänsehaut gibt es sonst nirgends – das ist verrückt.

Sucht man sich das Publikum auch ein bisschen selbst aus? Wollten Sie von Anfang an Teenie-Star werden mit kreischenden Mädchen in der ersten Reihe?

Nein, ich hatte keine Strategie. Die erste Platte habe ich ganz alleine in meinem Zimmer geschrieben und mir nichts dabei gedacht. Vor zwei Jahren hatten wir tatsächlich fast nur Teenies im Publikum, heute sind wir live etwas rockiger geworden, das Publikum breiter: Es kam schon vor, dass Grosseltern, Eltern und Kinder gemeinsam an ein Konzert kamen, und alle waren begeistert. Das finde ich super.

Ist es nicht etwas merkwürdig, lauter Mädchen vor sich zu haben, die sich in einen verliebt haben? Das ist ja eine reine Projektion.

In meinem Geschäft geht es darum, die Leute zum Träumen zu bringen. Mir ist wichtig, während der Konzerte eine enge Verbindung mit dem Publikum aufzubauen. Wenn das gelingt, war das Konzert ein Erfolg. Die wollen ja nicht alle Sex mit mir.

Hier kennt man Sie als Singer/Songwriter, der alle seine Lieder selber schreibt. In

Frankreich hatten Sie ja mit einem Cover von Leonard Cohens «Hallelujah» einen Nummer-eins-Hit.

Das war eine eigenartige Geschichte. Ich war um fünf Uhr nachmittags noch im Studio und habe zum Spass «Hallelujah» gesungen, einmal durch, einfach als kleine Youtube-Geschichte für die Fans. Am Tag danach klingelte das Telefon meines Managers ununterbrochen, alle wollten diesen Song. «Hallelujah» lief dann zweimal am Tag auf Energy, einer der grössten Radiostationen Frankreichs, das Lied schaffte es ganz nach oben in der Hitparade. «Hallelujah» ist ein toller Song, es ist aber doch etwas schade, wenn man nur damit verbunden wird.

Ihr Vater Bruno Kaltenbacher war Eishockeypromi, ebenso Ihr Grossvater. Auch Sie hatten vor drei Jahren einen Profivertrag von Fribourg-Gottéron vorliegen. Haben Sie je bereit, dieses Angebot abgelehnt zu haben?

Nein. Ich hatte grossartige Erlebnisse beim Eishockey, habe zum Beispiel mit vierzehn an der Junioren-WM in Kanada vor 16 000 Leuten gespielt. Auch sonst hat mir das Eishockey unendlich viel gebracht.

Sie waren auf dem Feld ein Center (Mittelfürer), heute auf der Bühne sind Sie etwas Ähnliches.

Stimmt. Auch sonst gibt es viele Gemeinsamkeiten. Musik zu machen, ist Teamarbeit. «Bastian Baker» ist der Name eines Teams. Im Eishockey kann man nicht liegen bleiben, wenn etwas weh tut, sonst wird man überfahren. In der Musik ist das ähnlich: Man muss auch dann weitermachen, wenn es nicht so gut läuft.

Sie sprechen fast perfekt Schweizerdeutsch. Es heisst, Sie hätten das auf dem Eis gelernt.

Ich habe zwei Jahre bei Fribourg-Gottéron gespielt, die Trainer waren alle Deutschschweizer. Nun bin ich seit drei Jahren mit der Band auf Tour, oft in der Deutschschweiz, da habe ich nochmals viel dazugelernt.

Zurzeit sind Sie im belgischen Fernsehen Juror in der dortigen Version der Castingshow «The Voice of ...». Wie läuft es Ihnen?

Ausgezeichnet. Wir haben eben die «Blind Auditions» hinter uns, das heisst, die Juroren mussten über Sänger urteilen, ohne sie zu sehen. Ich habe mich oft getäuscht, stellte mir beim Zuhören eine ganz andere Person vor, die da singt. Mit den Kandidaten hinter den Kulissen zusammenzuarbeiten, mit ihnen Songs einzuüben, das macht mir Riesenspass. Ich könnte mir gut vorstellen, mich in Zukunft vermehrt darauf zu konzentrieren: Wenn ich in zehn Jahren vielleicht nicht mehr ständig auf Tournee gehen möchte, wäre das eine gute Alternative.

Bastian Baker: Too Old To Die Young (Phonag).
Tourneepplan: www.bastianbaker.com



«Das Leben geht weiter»: Alpinist Steck.

«Nur ich und die Wand»

Im Frühjahr der Krieg mit den Sherpas, im Herbst der totale Triumph an der Annapurna-Südwand: 2013 war für Ueli Steck das Jahr der Extreme. Was einen erfolgreichen Bergsteiger ausmacht und warum Unehrllichkeit beim Klettern tödliche Folgen haben kann. *Von Peter Keller*

Sie haben in 28 Stunden als erster Mensch die Südwand der Annapurna bestiegen. Ganz salopp gefragt: Hat ein Ueli Steck auch Muskelkater?

Meine Waden waren wirklich hart wie Stein. Wir sind ja gleich am nächsten Tag wieder vom Basislager aufgebrochen. Ich hätte mir gerne vorher eine Massage gegönnt, aber die war dort oben eher schwierig zu bekommen. (*Lacht*)

Die Besteigung dieser Südwand war Ihr Traum. Was bleibt von einem Traum, wenn er sich erfüllt hat?

Die Erfüllung ist das Schlimmste, was einem passieren kann. Natürlich habe ich mir sehr oft vorgestellt, wie überwältigend es sein würde, wenn ich die Annapurna bestiegen hätte. Und jetzt? Ja, es ist erreicht, aber es hat sich nichts wirklich verändert. Natürlich ist eine gewisse Befriedigung da

über das Erreichte. Wichtiger für mich ist das Gefühl der Befreiung: Dieser Berg hat mich so viele Jahre beschäftigt und getrieben. Ich bin froh, damit jetzt abschliessen zu können.

Sie sind mit nur einem Handschuh und ohne Kamera auf der Annapurna angekommen ...

Ich hatte den perfekten Winkel, um in die Felswand hineinzuschauen. Der Plan war, die Nacht durchzuklettern und ein Foto zu machen, damit ich ein Bild hätte, wenn ich nicht mehr genau wüsste, wo es durchgeht. Ich schlage meine beiden Pickel in den Firn, ziehe den rechten Daunenhandschuh ab und merke, dass ich die Kamera lösen muss, weil der Bündel zu kurz ist. In diesem Moment erwischt mich eine kleine Lawine. Nur weisst du nicht, wie viel Schnee kommt, und du greifst reflexartig zu den beiden Pickeln – Kamera und Handschuh sind fort.

Was ging Ihnen da durch den Kopf?

Ich sah den Handschuh fallen und dachte: «Scheisse.» Dann hoffst du nur noch, dass nicht zu viel Schnee kommt. Ich hatte immer noch den doppelten Fingerhandschuh zum Klettern und entschied, ich könnte immer noch umkehren, wenn ich zu kalt bekomme.

Die Kälte wurde nicht zum Problem?

Wenn das Gelände es zuliess, habe ich den Daunenhandschuh hin und her gewechselt. Bei den Kletterpassagen hatte ich ohnehin nur die Fingerhandschuhe an. Beim Abstieg froh für ich allerdings sehr.

Sind es nicht diese kleineren und grösseren Dramen, die diesen Sport überhaupt fassbar machen für uns Laien?

Der sportliche Faktor löst tatsächlich nur einen Teil der Aufmerksamkeit aus. Was rundherum passiert, interessiert die Öffentlichkeit weit mehr. Die grösste Medienprä-

senz bekam ich, als Iñaki Ochoa in meinem Beisein starb und dann in diesem Frühjahr durch die Ereignisse am Everest.

Sie spielen auf die Auseinandersetzung mit den Sherpas an, wo Sie um Ihr Leben fürchten mussten. Ihre sportlichen Leistungen waren überhaupt kein Thema mehr, was Sie nervt.

Das ist so. Aber man muss diese Kehrseite der Medaille akzeptieren. Was am Everest mit den Sherpas geschah, ist nicht meine Lieblingsgeschichte. Wer darüber reden will, soll das. Ich kann es nicht ändern.

Sie haben auf Ihre Art die Antwort gegeben: mit der Erstbesteigung der Annapurna-Südwand.

Das wird jetzt vielleicht als Antwort wahrgenommen. Für mich geht das Leben immer weiter, auch nach dem Vorfall am Everest. Man muss solche Ereignisse verarbeiten. Und so ist es auch mit der Annapurna-Südwand: Das Leben geht weiter. Obschon dieser Erfolg sicher ein wichtiger Schritt war, von dieser Sherpa-Geschichte loszukommen.

Wie konnten Sie sich nach einem solchen Schock wieder mental auf das nächste Projekt ausrichten?

Vielleicht war es eine Flucht. Vielleicht hätte ich ohne die Ereignisse im Frühjahr die Annapurna-Südwand gar nicht geschafft. Ich grenzte mich völlig ab und war vielleicht gerade deswegen bereit, so weit zu gehen. Es gab für mich nichts anderes mehr.

Die Rückkehr ins normale Leben ist sicher schwierig.

Dieses Halbjahr war nicht einfach für mein Umfeld, weil ich alles auf die Besteigung der Annapurna ausgerichtet habe. Da gab es keinen Raum mehr, mal die Kollegen zu treffen oder ins Kino zu gehen. Hier muss man aufpassen. Das darf nicht zur Normalität werden, sonst endest du in einer Sackgasse. Jetzt bin ich in einer Phase, wo ich mich fast zwingen muss, das Telefon in die Finger zu nehmen, um mich mit Kollegen zu verabreden.

Wie blicken Sie auf 2013 zurück? Dieses Jahr muss auch für Sie extrem gewesen sein.

Das Nebeneinander von absolutem Tiefpunkt und totalem Hochgefühl war sehr klassisch. So tief, wie man fallen kann, so hoch hinaus kann es wieder gehen – und das nächste Tief wartet schon wieder. Dessen muss man sich bewusst sein. Im Moment bin ich, bergsteigerisch gesehen, ganz oben ... jetzt wird es nur noch abwärtsgehen. Das muss man akzeptieren.

Welche Eigenschaften machen einen erfolgreichen Bergsteiger aus?

Sehr fokussiert zu sein und sehr selbstkritisch. Das reicht eigentlich schon. Fokussiert musst du sein, um die Leistung exakt

auf den Punkt bringen zu können. Selbstkritisch musst du sein, damit du dich nicht überschätzt. Es gibt viele Bergsteiger, die das Gefühl bekamen: «Mir ist alles gelungen», und dann meinten, alles sei möglich. Die meisten dieser Kollegen leben nicht mehr.

Bei Ihnen haben die Erfolge genau das Gegenteil ausgelöst.

Ja, ich denke, das ist meine Persönlichkeit. Ich bin mein grösster Kritiker. Ich muss manchmal sogar aufpassen, nicht zu selbstkritisch zu werden. Ich bin nicht einer, der sehr euphorisch wird und denkt, er sei ein *Siebesiech*.

Hatten Sie diese Fähigkeit zur totalen Fokussierung schon als Kind?

Es ist das einzige Talent in meinem Leben: dass ich mich so fokussieren kann. (*Lacht*) Ich kann mich extrem gut auf eine Sache konzentrieren. Was mir umgekehrt Mühe macht, ist, viele Dinge auf einmal erledigen zu müssen.

Haben Sie Geschwister?

Meine Brüder sind ziemlich viel älter als ich, fünf und sieben Jahre. Ich war der Nachzügler. Ich war immer der kleine Bruder, der auch für sich selber schauen musste, was ich aber gerne mochte.

Wann haben Sie mit Klettern begonnen?

Eine Zeitlang betrieb ich sehr ernsthaft Eishockey – und schon damals war es für mich kein Thema, zusätzlich eine andere Sportart auszuüben. So hat uns auch der Vater erzogen: «Wenn du etwas machst, dann mach es richtig.» Dann bekam ich die Möglichkeit zu klettern, und für mich war ziemlich schnell klar: Das Klettern interessiert mich mehr, wobei mich von Anfang an der Leistungsgedanke antrieb. Ich wollte eine schwere Route klettern. Es ging mir nicht darum, eine schöne Aussicht zu haben.

Wenn man Bilder von Ihnen sieht, wie Sie etwa die Eigernordwand hinaufsprinten, ist man fasziniert, und gleichzeitig denkt man sich, da ist ein Wahnsinniger am Werk.

Was ich da ganz genau mache, kann ich nicht erklären und wird nie jemand wirklich begreifen können. Am Schluss sind die Entscheidungen, die ich dort oben mache, meine Entscheidungen. Das Risiko ist sehr hoch und hängt von meinem Können ab, das letztlich nur ich selber einschätzen kann – in jedem Moment, bei jedem Schritt. Wenn ich einen Fehler mache, müssen wir über die Konsequenzen nicht diskutieren. Ich kann versuchen, aufzuzeigen, was ich alles mental und körperlich tue, um überhaupt zum Punkt zu kommen, die Eigernordwand so *hinaufzuseckeln*, wie ich es getan habe.

Ehrlichkeit ist eine Grundvoraussetzung in diesem Sport. Vor allem zu sich selbst.

Zu dir selbst kannst du als Bergsteiger nur ehrlich sein. Sonst überlebst du diesen Sport nicht. Du kannst dich selber nicht beschleissen. Wenn du dir etwas vormachst, bringst du dich in eine Situation, die am Ende tödlich ausgeht.

Sie haben schon Projekte abgebrochen, etwa am Mount Everest.

Es ist eigentlich ganz simpel: Wenn ich am Berg bin, muss ich mich total abgrenzen gegenüber allen Fragen und Einflüssen von aussen. Am Everest war es für mich so sonnenklar, auf 8700 Metern zu sagen: «Ich muss zurück.» Ich wusste, dass ich sonst meine Zehen verliere, und dazu bin ich

nicht bereit. Wenn ich aber dann zu überlegen begännen, was die Leute unten denken: «Aha, der Steck, der kommt nicht einmal auf den Everest hinauf ...»

... wo jeder Japaner raufigt ...

Im Nachhinein gesehen, war das die schlimmste Konstellation, die es geben konnte: Wir sind an einem Berg, ich ohne Sauerstoff, daneben hat es Expeditionen mit Sauerstoff, in einer komplett anderen Situation. Aber die Öffentlichkeit macht diese Unterschiede nicht. Everest ist Everest. Ich habe Leute gesehen mit dicken Bäuchen ... und ich als Superbergsteiger muss umkehren.

Ist das die Zukunft des Bergsteigens? Möglichst pur, ohne Hilfsmittel zu klettern und möglichst schnell?

Je einfacher man etwas macht am Berg, desto grösser ist das direkte Erlebnis. Wenn ich mit Sauerstoffgerät auf den Everest gehe, habe ich diese dünne Luft gar nie gespürt. Wenn ich mit Seil klettere, ist das Erlebnis ein anderes als ohne Sicherung. Die Zukunft liegt aber nicht unbedingt im Soloklettern, und es geht auch nicht um Geschwindigkeitsrekorde. Die Effizienz ist wichtig: dass man sich möglichst schnell in diesen Wänden bewegen kann. Das schafft, so paradox es klingen mag, sehr viel mehr Sicherheit. Man kann viel genauer vorhersagen, wie die Verhältnisse während zweier Tage sind als für eine Woche.

Trotzdem: Der Coup von Ihnen an der Annapurna war, eine neue Route zu klettern, alleine, ohne Sicherung und in diesem Tempo.

Sicher: Es ist die ehrlichste Art, eine Route zu besteigen, und das intensivste Erlebnis. Aber auch das Risiko ist so am höchsten. Und diese Frage muss jeder persönlich beantworten: «Will ich das Risiko auf mich nehmen oder nicht?» Denn ob ich auf diesem Gipfel stehe oder nicht, ändert nichts auf dieser Welt.

Sie sind trotzdem gezwungen, in diesem Zirkus mitzumachen. Sie müssen diesen Sport auch finanzieren können. >>>

Ein Stück weit muss ich mitmachen, es bleibt aber mein freier Entscheid. Ich kann morgen sagen: «Ich habe die Annapurna bestiegen, ich gehe wieder zurück in meinen Beruf als Zimmermann.» Für mich war das Bergsteigen immer eine Leidenschaft, und ich bekam irgendwann die Möglichkeit, mit Sponsoren zusammenzuarbeiten. Aber ich habe mir bis heute immer offengelassen, selber zu entscheiden, was ich mache. Ich hatte nie einen Sponsor, der mich für ein spezielles Projekt «gebucht» hatte. Ich bekomme einen fixen Betrag, bin aber völlig frei in der Planung, was ich in diesem Jahr mache.

Sie sagen, es gehe Ihnen nicht um Rekorde. Hat Ihnen die Extrembesteigung der Eigernordwand keine Befriedigung verschafft?

Wir sind wieder beim Thema der äusseren Einflüsse. Ich muss offen zugeben, es gibt eine gewisse Befriedigung, wenn mich Leute darauf ansprechen. Aber es bleibt eine Fassade, die nicht wirklich zählt, und dessen sollte man sich immer bewusst sein, obschon es schön ist, wenn man von aussen als erfolgreich angesehen wird.

Sie werden über Ihre Erfolge definiert.

Das ist so. Nur ergibt sich irgendwann daraus ein Zwang, immer den Erfolgreichen darstellen zu müssen.

Kurz nach Ihnen durchlief Dani Arnold die Eigernordwand noch schneller als Sie. War sein Erfolg eine Niederlage für Sie?

Natürlich fuchst einen das. Aber für mich war von Anfang an klar, dass meine Zeit unterboten werden würde. Genauso, wie Danis Zeit einmal unterboten werden wird. Das muss man akzeptieren. Wer das nicht kann, zerbricht.

Eine Erstbesteigung kann Ihnen jedoch niemand streitig machen.

Man muss diese Rekorde relativieren. Bergsteigen ist kein Wettkampfsport. Die Leistungen lassen sich nie vergleichen. Wer meine Annapurna-Route wiederholt, kann auf meine Erfahrungen zurückgreifen, hat aber vielleicht die schlechteren Witterungsverhältnisse, klettert länger und leistet unter Umständen mehr als ich. In diesem Sport lässt es sich nie eins zu eins vergleichen wie bei den 100-Meter-Läufern, die sich in einer Linie aufstellen.

Man hat die Öffentlichkeit aber auf diese Rekordjagd getrimmt, spätestens seit Reinhold Messner.

Das hat allerdings weniger mit meinem Sport an sich zu tun. Wir sind eine Gesellschaft, die nach Superlativen giert, obschon diese Rekorde beim Bergsteigen völlig sinnlos sind. Messner war der Erste



«Du kannst dich selber nicht bescheissen»: Steck am Khumbu-Gletscher in Nepal.

ohne Sauerstoff auf dem Everest, was damals eine Wahnsinnstat war. Heute musst du dieses Niveau bei weitem nicht mehr erreichen. Man ist technisch weiter, man kennt die Abläufe. Diese Leistungen werden nie vergleichbar sein.

Gibt es positive Effekte dieser Rekorde?

Sie bringen den Sport insgesamt weiter. Zu wissen, dass die Eigernordwand in zweieinhalb, drei Stunden zu besteigen ist, inspiriert

wieder andere Kollegen, so wie ich dank den Erfahrungen von Erhard Loretan überzeugt war, die Annapurna-Südwand in

einem Zug durchklettern zu können. Er hatte den Everest in 43 Stunden bezwungen und festgestellt, dass bei diesem Tempo eine viel kürzere Akklimatisation ausreicht. Das ist alles Wissen, das heute vorhanden ist, weil mal jemand dieses Wagnis eingegangen ist.

Wie geht es für Sie persönlich weiter?

Ich bin jetzt an einem Punkt, der mich extrem beschäftigt: Ich weiss, wie weit ich gegangen bin an der Annapurna, ich habe sehr viele mögliche Folgen akzeptiert. Das darf man nicht zwanzig Mal machen. Ich bin immer klettern gegangen für mich. Diese Selbstbestätigung kannst du nur bei dir selber holen, weil nur du weisst, was du am Berg geleistet hast. Was ich jetzt an der Annapurna gemacht habe, liegt aber in einem Bereich, bei dem ich genau weiss, dass ich mich dort nie mehr bewegen sollte, sonst kommt es nicht gut. Das zeigt die Bergsteigergeschichte: Zu viele Kollegen sind tödlich verunglückt, weil sie ihre Leistungen einmal zu oft toppen wollten.

Aber die Faszination der Öffentlichkeit und der damit verbundene Erwartungsdruck sind enorm.

Natürlich. Das ist die Selbstbestätigung danach. Die Aufmerksamkeit, das Interesse, die Interviews schmeicheln. Daran kann man sich sehr schnell gewöhnen, was aber auch gefährlich ist. Weil der Erwartungsdruck einen dazu drängt, sich wieder zu exponieren, wieder ähnliche Leistungen bringen zu wollen.

Gibt es Beispiele von Bergsteigerkollegen, die diesen Absprung geschafft haben?

Ein Walter Bonatti. Er hat sehr jung seinen Rücktritt erklärt. Viele kritisierten ihn, er sei doch im leistungsfähigsten Alter. Aber er hat für sich selber gewusst: Wenn ich in diesem Bereich weitermache, endet das tödlich. Bonatti bekam damals die Möglichkeit, als Fotojournalist zu arbeiten, und hat darin seine Verwirklichung gefunden. Ich muss auch offen sein. Bis jetzt gab es keinen Platz, nach links und rechts zu schauen.

Man bekommt den Eindruck, Sie hätten Angst davor, das Glück zu versuchen. Gleichzeitig beschreiben Sie das Klettern wie ein mystisches Erlebnis.

Das ist so. Während des Kletterns erreichst du einen Zustand, der extrem gut ist. Es ist alles total klar. Es gibt nur Schwarz oder Weiss. Wenn du einen Fehler machst: Die Konsequenzen sind da. Ich kann sehr gut mit solchen Situationen umgehen, weil ich in diesem Moment meine Emotionen völlig ausschalten kann. Dieser Zustand ist sehr angenehm, es *fügt*, aber kontrolliert. Während der Begehung gibt es für mich null Selbstzweifel oder Ängste. Das ist wie weg. Nur ich und die Wand. ○

«Alle kämpfen um Auflage»

Seit August ist Bruno Frick (CVP) Verwaltungsrat bei der Finanzmarktaufsicht (Finma). Seine Wahl war von medialem Störfeuer begleitet. Die Vorwürfe haben sich in Luft aufgelöst. Ein Rück- und Ausblick auf die regulatorischen Erdbeben im Finanzsektor. *Von Florian Schwab*

Herr Frick, Ihre Person war mit Blick auf die Wahl in den Finma-Verwaltungsrat Gegenstand einer heftigen Kontroverse.

Mir wurden von Ende Juni bis Anfang August 2013 in verschiedenen Medien massive Vorwürfe gemacht, die nachweislich falsch sind. Die Sache fiel in sich zusammen, als der Staatsanwalt beschloss, kein Strafverfahren zu eröffnen, und mir ein korrektes Verhalten bescheinigte.

Was waren die Gründe für die Kampagne?

Zum Ersten gab es einen parteipolitischen, um die Finanzministerin zu beschädigen, die mich zur Wahl vorgeschlagen hatte. Zum andern einen persönlichen: Wer zwanzig Jahre in der Politik war und stets klar Stellung bezog, hat nicht nur Freunde. Den dritten und wichtigsten Grund sehe ich in der Medienkonzentration. Alle kämpfen um Auflage und Einschaltquoten.

Wie haben Sie die Dynamik in der Medienberichterstattung wahrgenommen?

Die Kampagne startete bezeichnenderweise eine Sonntagszeitung. Hier drängen ehrgeizige Journalisten ins Rampenlicht. In der Schweiz ereignet sich zwischen Freitagmittag und Sonntagmorgen ausser Wetter, Sport und Unglücksfällen wenig. Also braucht es personalisierte Geschichten. Eine ideale Mixtur ist: Einer Person des öffentlichen Lebens droht ein Strafverfahren – da lässt sich unendlich viel draus machen. Ist dies geschehen, schreiben die Journalisten einander ab und dem nächsten zu. Jeder setzt noch einen drauf. Kurt Zimmermann hat diesen Mechanismus in der *Weltwoche* unter dem Titel «Rudeljournalismus» meisterhaft beschrieben.

Wie haben Sie sich zur Wehr gesetzt?

Ich bin Kritik aus den Medien gewohnt. Aber in diesem Fall wurden Grenzen überschritten. Ich wurde in persönlichkeitsverletzender, sogar strafrechtlich relevanter Art verunglimpft, was mein privates und berufliches Umfeld beeinträchtigte. Ich habe mich deshalb durch einen auf Medien- und Persönlichkeitsrecht spezialisierten Anwalt beraten lassen. Es ging mir dabei nicht um Rache, aber darum, dass zum Beispiel solch ehrverletzende Artikel von den Internetseiten und -archiven entfernt werden, damit sie nicht noch mehr Schaden anrichten. Bis auf einen Fall, der noch offen ist, haben wir uns zufriedenstellend einigen können.

Als Politiker und Wirtschaftsanwalt sind Sie es gewohnt, mit harten Bandagen zu kämpfen.

Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Ich wurde in keinem Fall meiner langen beruflichen und politischen Karriere je rechtlich belangt oder verurteilt. Im genannten Fall wurde ich zu Unrecht angezeigt. Ich denke, dass ich manchmal gegenüber solchen Anfeindungen fast zu robust und zu grosszügig war. Die Anschuldigungen im letzten Sommer gingen dann aber doch zu weit, und es wurde zu einer Frage des Prinzips: Es kann doch nicht sein, dass man in unserer Gesellschaft durch ehrverletzende mediale Kampagnen einfach auf die Seite gedrückt werden kann.

Ihre Mission bei der Finma ist die Verteidigung des Nichtbankensektors, also beispielsweise der Vermögensverwalter.

Der Verwaltungsrat der Finma ist kein Gremium von Interessenvertretern, in dem jeder für seinen Sektor kämpft, sondern ihr oberstes Aufsichts- und Leitungsorgan. Darum sind in ihm unterschiedliche fachliche und persönliche Kompetenzen vertreten.

Aus «Ihrer» Branche wird die Finma oft kritisiert.

Reibungsflächen zwischen Aufsichtsbehörde und Beaufsichtigten liegen in der Natur der Sache. Sowohl die Finma als auch der Ge-

setzgeber müssen das richtige Mass finden.

Ist das derzeit der Fall?

Die Finma hat die Aufgabe, regulatorische Entwicklungen und Bedürfnisse kritisch zu prüfen. Ich habe mich überzeugt, dass sie dies tut – auch wenn hin und wieder anderes behauptet wird. Nehmen Sie beispielsweise die Protokollierungspflicht für Kundengespräche: Hier fragt sich die Finma, ob diese neue gesetzliche Vorschrift tatsächlich im Sinne des Kundenschutzes wirkt, oder ob sie nur dazu führt, dass nur noch Produkte empfohlen werden, die von der Protokollierungspflicht ausgenommen sind. Am Ende kann der Normalbürger gar von einer Finanzberatung ausgeschlossen werden.

Fast hört man wieder den Politiker Frick sprechen. Macht das Parlament gute Arbeit?

Inhaltlich möchte ich die Arbeit meiner Nachfolger nicht qualifizieren – es sei denn, es geht um Dinge, bei denen ich als Finma-Verwaltungsrat an der Zukunft des für die Schweiz wichtigen Finanzplatzes mitwirken kann. Kulturell scheint mir, als habe das Parlament an Nervosität zugelegt. Die in Sitzungen verbrachte Zeit nimmt zu, der Output nimmt ab.

Bruno Frick sass von 1991 bis 2011 für die CVP im Ständerat. Seit Juni 2013 ist der Schwyzer Verwaltungsrat der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma).



«Jeder setzt noch einen drauf»: Finma-Verwaltungsrat Bruno Frick.

«Der Islam – eine eigenwillige Tochter»

Der historische Amtsverzicht von Benedikt XVI., die Wahl eines neuen Papstes, der Islam und die Christenverfolgungen: Kurt Kardinal Koch, der höchste Schweizer Katholik im Vatikan, über ein aussergewöhnliches Jahr. *Von Peter Keller*

Am 13. März wählte das Konklave, die Zusammenkunft der wahlberechtigten Kardinäle, den neuen Papst. Haben Sie Franziskus I. schon vorher gekannt?

Persönlich nicht. Ich kannte ihn von seinen Schriften, bin ihm aber in der ersten Woche vor dem Konklave begegnet, während der sich die anwesenden Kardinäle über die Situation der Kirche ausgesprochen haben, und da hat mich sein Statement tief beeindruckt.

Wie muss man sich diese Aussprache vorstellen?

Es ging darum, über die Situation und die Herausforderungen der Kirche in der Welt zu reden, die in den Kontinenten sehr verschieden sind. Die Mehrheit der Katholiken lebt nicht mehr in Europa, das muss man sich bewusst machen.

Wie haben Sie das Konklave erlebt?

Ich war zum ersten Mal dabei, und es war für mich ein grosses Erlebnis. Die Zusammenkunft ist mehr eine Liturgie, ein Gebet als eine Wahl, und die Wahlen selbst finden in aller Ruhe ohne jede Diskussion statt. Was vor allem sehr eindrücklich ist: Jeder geht nach vorne und legt seine Stimme ein und schwört, den zu wählen, den Gott will, was schon eine grosse Verantwortung ist.

Offensichtlich war sich Gott nicht einig, die Stimmen hatten sich auf verschiedene Anwärter verteilt ...

Gott ist sich schon einig. Nur wir Menschen haben manchmal Mühe, den Willen Gottes herauszufinden.

Was dürfen Sie überhaupt erzählen?

Über allgemeine Eindrücke, über das Wahlverfahren, aber nicht darüber, wer wie viele Stimmen erhalten hat. Generell verspürten wir einen grossen Erwartungsdruck, jetzt einen Papst zu finden, der für die heutige Zeit und für die Zukunft der Kirche der richtige ist. Für mich war es dann eindrücklich zu sehen, wie die Wahl immer mehr auf Kardinal Bergoglio zulief.

Welche Herausforderungen erachten Sie für die Kirche als die wichtigsten?

Sie sind sehr verschieden. In Europa sicher die Säkularisierung, ein grosser Mitgliederschwind, weniger Berufungen. Denn eine Kirche, die keine eigenen Berufungen hervorbringt, ist nicht wirklich gesund. In Afrika und Südamerika haben wir immer noch eine erschreckende Armut. Auf der anderen Seite stellen wir ein grosses An-

wachsen der evangelikalen Kirchen, der pentekostalischen Gemeinschaften fest. Sie stellen nach der katholischen Kirche die zweitgrösste Zahl von Mitgliedern.

Sind diese evangelikalen Bewegungen eine Konkurrenz für Sie?

Nein. Es ist natürlich schön, wenn der christliche Glauben neu verkündet wird, auch wenn er andere Formen zeigt. Die Frage ist nur, wie wir damit umgehen können. Nicht wenige dieser Gruppierungen sind anti-ökumenisch, auch antikatholisch, was den Dialog schwierig macht.

Was hat sich seit der Wahl von Franziskus geändert?

Er wird in der Welt sehr positiv wahrgenommen, was für die Kirche ein grosser Vorteil ist. Die Art, wie er das Papsttum ausübt, fasziniert die Menschen. Der Petersplatz ist bei jeder Audienz zum Bersten voll. Die Leute strömen zu ihm und finden viel Freude an der Kirche.

Bei Benedikt war die Anfangeuphorie auch sehr gross.

Diese Euphorie war vielleicht etwas oberflächlich. Es ist ja interessant, dass Papst Franziskus dasselbe, etwa zur Entweltlichung der Kirche, sagen kann wie sein Vorgänger, nur noch schärfer, und die ärgsten Kritiker Benedikts finden es plötzlich gut ...

Woran liegt's?

Heute kommt es weniger darauf an, was man sagt, viel wichtiger ist, wer es sagt. Wenn die Menschen eine positive Beziehung zu einer Person entwickeln, kann sie offenbar sehr viel sagen.

Erst zum zweiten Mal hat sich ein Papst freiwillig zurückgezogen. Wie haben Sie diesen Entscheid miterlebt?

Ich habe immer gedacht, wenn ein Papst auf das Amt verzichtet, dann Benedikt ...

... das können Sie jetzt schon behaupten.

Ich hoffe auch, dass man's glaubt. (*Lacht*) Er hatte diesen Schritt angekündigt im Interviewbuch «Licht der Welt», in dem er sagte, wenn ein Papst zur Überzeugung komme, dass seine Kräfte nicht mehr ausreichen, dann habe er nicht nur das Recht, sondern unter Umständen die Pflicht, seinen Amtsverzicht zu erklären.

Wird das päpstliche Amt durch diesen Rückzug nicht entmystifiziert?

Nein, aber das persönliche Gesicht hinter dem Amt wird sichtbar. Dies war freilich bereits bei früheren Päpsten der Fall. Ich erinnere an das seelische Leiden von Paul VI. [Papst

von 1963 bis 1978], der unter der Situation der Kirche enorm gelitten hat, und dann an den Leidensweg von Johannes Paul II.

Aber gerade Johannes Paul II. erklärte, Jesus habe das Kreuz auch nicht abgelegt.

Dies zeigt, wie verschieden das eine Papsttum gelebt werden kann. Auch Johannes Paul II. hat sich intensiv mit dem Amtsverzicht befasst und ist dann durch das Gebet und im Gewissen zur Überzeugung gekommen: «Ich kann nicht.» Benedikt ist zur Überzeugung gekommen: «Ich muss.»

Haben Sie Benedikt nach seinem Rückzug noch persönlich getroffen?

Ja. Ich habe ihn besucht. Er ist körperlich schwächer geworden, aber geistig vollkommen präsent und frisch.

Was bleibt von Benedikts Pontifikat?

Sicher sein Lehramt. Sein grosses Anliegen war es, die Kirche von innen zu erneuern, weil er gespürt hat, dass es um die Fundamente des Glaubens nicht besonders gut steht. Er wollte die Kirche wieder zur Mitte zurückführen. In diesem Zusammenhang steht auch sein dreibändiges Buch über Jesus, das er sich den Amtspflichten abgerungen hat, weil er überzeugt ist, dass die tiefste Krise, die wir erleben, eine Krise des Christusglaubens ist. Er wollte helfen, dass sich die Kirche auf ihren Kern besinnt, und das ist sein ganz grosses Erbe.

Benedikt, der Philosophenpapst. Franziskus, der Strassenseelsorger. Sind die beiden so verschieden, wie sie auf uns medial wirken?

Sie sind gegensätzlich, wie sie sich geben, in der Art und Weise, wie sie das Amt ausüben. Aber die Gegensätze sind nicht da, wo man sie immer sucht. Nicht erst mit Franziskus sind Bescheidenheit und Demut in die Kirche eingekehrt. Aber vielleicht hatte Benedikt mehr eine passive, lebt Franziskus eher eine aktive Demut. In der Lehre gibt es dagegen eine Kontinuität. Jesus selber brauchte zwei Bilder für die Kirche: Sie soll Salz der Erde sein und Licht der Welt. Benedikt stand mehr für das Licht, Franziskus für das Salz.

Zu viel Salz verdirbt die Suppe ...

Diese Gefahr sehe ich im Westen nicht. Hier wird das Jesus-Wort, Salz der Erde zu sein, eher dahin uminterpretiert, versüssendes Sacharin zu sein.

Sie sind Präsident des päpstlichen Rates zur Einheit der Christen. Wie steht es um die Ökumene?

Das Christentum ist sehr gespalten, sehr aufgesplittert mit seinen über 400 Kirchen



«Wahlen ohne jede Diskussion»: katholischer Geistlicher Koch.

und kirchlichen Gemeinschaften. Hier den Dialog mit allen aufrechtzuerhalten, ist sehr schwierig.

Sie reden vom innerchristlichen Dialog. Auf der anderen Seite sind die christlichen Gemeinschaften in den meisten islamischen Staaten unter Druck wie schon lange nicht mehr.

Man muss hier unterscheiden. Es gibt sehr verschiedene Strömungen im Islam. Die Patriarchen der orientalischen Kirchen sagen mir, sie würden gut mit den Muslimen leben, aber nicht mit den islamistischen Strömungen. In Ägypten gab es Muslime, die die christlichen Kirchen beschützt haben. Generell muss man jedoch sagen, dass die Religionsfreiheit in vielen islamischen Staaten nicht gewährleistet ist.

Im Koran ist die Religionsfreiheit nicht vorgesehen.

In gewissen Quellen könnte man das herauslesen. Die Christen mussten schliesslich im Lauf der Geschichte auch lernen, dass Religionsfreiheit das elementarste Menschenrecht ist. Wir sollten diejenigen Strömungen im Islam unterstützen, die erkennen, dass Religionsfreiheit ein fundamentaler Wert ist.

Das Beispiel Jesu macht es einfacher, religiöse Toleranz auszuüben, als das, was wir

dem Leben Mohammeds entnehmen können.

Der Dialog mit dem Islam ist tatsächlich nicht ganz so einfach wie mit anderen Religionen. Das Judentum ist die Mutter des Christentums, wohingegen der Islam eine etwas eigenwillige Tochter des Christentums ist.

Angesichts der schwierigen Situation der Christen im Orient: Rücken die Kirchen unter diesem äusseren Druck näher zusammen?

Ich glaube schon, dass dieser massive politische und gesellschaftliche Druck die Christen näher zusammenführt. Papst Johannes Paul II. hat besonders den Ökumenismus der Märtyrer hervorgehoben.

Was ist damit gemeint?

Wir dürfen nicht vergessen, dass achtzig Prozent der Menschen, die heute aus Glaubensgründen verfolgt werden, Christen sind. Das heisst, dass alle Kirchen und christlichen Gemeinschaften ihre Märtyrer haben. Darin besteht das tiefste Fundament, das uns miteinander verbindet.

Wie stellt sich Franziskus zu den Verfolgungen?

Er erwähnt immer wieder, dass wir heute mehr Christenverfolgung haben als in den ersten Jahrhunderten und dass wir deshalb wachsam sein müssen. Er hat auch von einer

Ökumene des Leidens gesprochen und einen grossen Gebetsabend für Syrien auf dem Petersplatz durchgeführt. Danach habe ich von vielen Bischöfen aus dem mittleren Orient erfahren, dass dieses Solidaritätszeichen für sie eine grosse Hilfe gewesen ist. Es ist ganz wichtig, dass alle Christen diese Situation vor Augen haben.

Trotzdem ist in den Medien, wenn es um die Kirche geht, die Christenverfolgung ein zweitrangiges Thema.

Ja. Auch wenn es um die scheusslichen Vorgänge in Nordkorea geht, wo wieder Christen öffentlich hingerichtet wurden, nur weil sie eine Bibel besitzen. Solche Nachrichten werden eher verschwiegen.

Haben Sie eine Erklärung?

Ich weiss es nicht. Ich kann nur sagen, wir Christen selber geben den Medien kein gutes Beispiel, weil wir diese Situation viel zu wenig ins öffentliche Bewusstsein bringen. Man beschäftigt sich in unseren Breiten mit allen möglichen Fragen, während unsere Glaubensgeschwister in der Welt sogar mit dem Tod bedroht sind.

Kurt Kardinal Koch, 63, ist ehemaliger Bischof von Basel. Nach dem Rücktritt Benedikts XVI. nahm er am Konklave 2013 teil.

«Reif für eine vergnügliche Zeit»

In «Hannah Montana» wurde sie zum berühmtesten Teenager der Welt. Heute sorgt Miley Cyrus als Sängerin mit freizügigen Videos für Skandale. Steckt dahinter cleveres Marketing, oder ist sie wirklich der «weibliche Rebell», als der sie sich gibt? *Von Marcel Anders*

Sie spielen sehr gezielt mit dem Image des braven Mädchens, das zum bösen wurde. Macht Ihnen das Spass?

Ja, es macht Spass, und nur das. Jeder denkt, das sei eine durchkalkulierte Nummer. Als habe mir jemand beigebracht, wie ich vom Teenager zur Frau werden muss. Aber wir werden alle irgendwann erwachsen. Die Musik, die man hört, ändert sich, der eigene Stil ändert sich. Es passiert einfach. Ich bin nicht umprogrammiert worden.

Sie sind kein Disney-Star mehr.

Und ich habe dadurch eine Menge Freiheit. Ich habe ein tolles Musiklabel und ein tolles Team. Es fing an mit dem «We Can't Stop»-Video. Ich sagte: «Lasst mich machen. Wenn es nicht funktioniert, braucht ihr mir nie mehr zu trauen. Aber wenn es läuft, müsst ihr euch merken: Ich bin dem Business eine Nasenlänge voraus.» Es war ein riesiger Erfolg. Ich glaube, die Leute haben die überinszenierten und überstilisierten Sachen satt. Ich glaube, dass sie etwas von der realen Person sehen und sich amüsieren und jung sein wollen.

Sie bekommen viele Filmangebote. Nehmen Sie trotzdem eine Auszeit als Schauspielerin?

Ja, ich habe im Moment so viele Einfälle, dass ich keine Lust habe, die Ideen anderer Leute umzusetzen. Ich möchte meinen Charakter leben. Bis heute habe ich jedes Mal ein gutes Gefühl, wenn ich das «We Can't Stop»-Video am Fernsehen sehe, weil ich zu hundert Prozent dafür gekämpft habe – für das Video und den Song. Und für diesen ganz neuen Abschnitt in meinem Leben.

Ein Leben, in dem Sie nichts mehr darstellen müssen?

Das ist doch, was man von einem Künstler erwartet. Er soll Geschichten über sich erzählen. Die Leute sollen ihn kennenlernen. Gleichzeitig wahrt man eine gewisse Distanz. Die Leute verstehen kaum, wie es ist, wenn man dauernd unterwegs und ziemlich einsam ist, wenn man einen Song schreibt. Mein Leben können die wenigsten nachvollziehen, also biege ich es so, dass sich jeder angesprochen fühlt. Aber die Anregungen kommen aus meinen Erfahrungen.

Einfache Geschichten über das Ausgehen, Sichverlieben, Sichtrennen?

Normale Geschichten. Deswegen war «Wrecking Ball» ein derart grosser Erfolg. Jedem wurde schon einmal das Herz ge-

brochen. Und man muss nicht wie ich aus Nashville kommen, um Country-Musik zu mögen. Also wollte ich in dem Song «4x4» diesen Nashville-*vibe* drinhaben. Und es war grossartig, wie Pharrell [Produzent ihres Albums «Bangerz», Anm. d. Red.] das hinbekommen hat. Das Lied wurde überall gespielt, wo ich hinkam, in London, Berlin, auf den Bahamas. Seine Musik ist nicht in irgendeinem Genre festgefahren. Sie klingt irgendwie wie ein cooler Klassiker. Deswegen wollte ich ihn für mein Album haben.

Weil er aus Leuten das Beste herausholt?

Ja, aber auch weil wir eine spezielle Beziehung haben. Er ist irgendwie wie ein Bruder. Und Sie wissen, wie Geschwister sind: Sie mögen sich sehr und wollen das Beste füreinander. Wir harmonieren perfekt. Ich bin ja ein Familienmensch, und für mich ist es, als gehöre er zur Familie. Ich finde es nicht gut, wenn sich Studioaufnahmen wie Arbeit anfühlen. Es ist so leicht und macht solchen Spass.

Das hört sich an, als würden Sie bezahlt für das, was Sie am liebsten mögen.



«Es passiert einfach»: Popstar Cyrus.

Toll, oder? Ich sage immer: «Ich werde nicht bezahlt, um ins Studio oder auf Tournee zu gehen.» Ich werde dafür bezahlt, dass ich täglich mit den Paparazzi umgehen muss, und dafür, dass ich, wie jetzt gerade, in einer fremden Stadt in einem Zimmer sitze und von der Stadt nichts zu sehen bekomme. Ich kenne nur dieses Zimmer und drei andere, die genau so aussehen. Das ist die harte Arbeit, aber es ist nur ein kleiner Teil von dem, was ich tue. Der ganze Rest ist ein Vergnügen.

Wir sind hier in Berlin. Sagen Sie gerade, dass Sie trotz des guten Wetters nichts von Berlin gesehen haben?

Ich war noch nie draussen, bis auf ein Interview, das an irgendeinem See stattfand. Man sagte mir, Ostberlin sei grossartig. Ich möchte es wirklich sehen, jemand sagte, dass es hier ein Starbucks und ein Ben & Jerry's gibt. Aber ich habe nicht einmal eine Ahnung, was auf der gegenüberliegenden Sei-



te der Strasse los ist. Jeder sagt mir, Berlin sei zurzeit eine der aufregendsten Städte der Welt. Mir schien sie eher sehr ruhig. «Dann hast du keine Ahnung von Berlin und dem Nachtleben», antworten die Leute. Aber ich habe keine Zeit zum Ausgehen. Also bin ich etwas frustriert. Das nächste Mal, wenn ich hier bin, werde ich dafür sorgen, dass mich die Medien nur einen Tag lang plagen können. Der zweite Tag ist für Vergnügen reserviert.

Sie haben schon vor Monaten einen Song mit Mary J. Blige und Tyler, the Creator aufgenommen, der aber auf Ihrem neusten Album «Bangerz» fehlt.

Den Song haben Mary und ich zusammen geschrieben. Aber wahrscheinlich wird er auf meinem nächsten Album sein, das eher einen Rhythm-and-Blues-*vibe* haben wird. Er klingt wie ein Dance-Song, ist aber keiner. Der typische Beat fehlt.

«Bangerz» ist vor knapp drei Monaten erschienen, und Sie denken schon an das nächste Album?

Ja, ich weiss. Mein Team sagt auch: «Jetzt lass die Leute erst mal dieses entdecken.» Aber ich habe eine klare Vorstellung, wie das nächste sein soll, und es wird sehr anders klingen.

Sind Sie das verrückte Partygirl, für das wir Sie halten?

Ja, durchaus. Aber in Nashville gibt es so gut wie keine Klubs. Und Los Angeles ist das Schlimmste überhaupt. Man würde denken, da sei alles ständig offen. Falsch! Die machen sehr früh zu. Aber wer in einen Klub geht, will doch lange aufbleiben. Dort kommt man an, und nach einer Stunde muss man wieder weg. Zwei Uhr morgens ist für mein Gefühl viel zu früh zum Heimgehen!

Warum eröffnen Sie keinen eigenen Klub?

Das habe ich einmal gesagt, ich weiss. Aber das müsste irgendwo sein, wo es erlaubt ist, rund um die Uhr geöffnet zu haben.

Gehört zu Ihrem Leben auch Molly, die beliebteste Partydroge dieses Jahres, wie in Ihrem Songtext angedeutet wird?

Nein, ich schlucke kein Ecstasy, habe es nie genommen und werde es nie tun. Aber ich rauche gerne hin und wieder einen Joint. Wer nicht? Das schadet nicht. Aber mit Molly habe ich nichts zu tun. Und das Wort im Text heisst in Wirklichkeit Miley. Aber mein Südstaatenakzent hat in den Ohren mancher Leute wie Molly geklungen.

In Ihrem Song «4x4» heisst es: «Ein bisschen Dreck hat nie jemandem geschadet, jetzt bin ich völlig verdreckt.» Worauf spielen Sie an?

Als ich über das Video dazu nachdachte, sah ich jemanden auf der Ladefläche eines 4x4-Kombis sitzen und Donuts futtern, mitten im Schmutz, und dabei immer dreckiger werden. Ich habe nicht das Gefühl, dass es irgendwen sonst gibt, der von Girls spricht, die diese Seite von Nashville leben. Deswegen wollte ich mit «4x4» ein Gefühl vermitteln,

als seien die Leute auf meiner Farm in Nashville. Dort hatten wir Partys, bei denen wir nichts anderes taten, als auf der Ladefläche eines Trucks zu sitzen und Musik zu hören. Das macht man bei uns so: Parkplatz-Partys auf den Ladeflächen von Autos.

Sie müssen nie mehr einen Cent verdienen.

Ich habe eine grossartige Fan-Gemeinde aufgebaut. Ich muss nicht mehr für Geld oder Ruhm arbeiten. Beides habe ich. Ich kann jetzt Musik machen, weil ich das herrlich finde, und muss nicht mehr ständig zu PR-Meetings und zu Dreharbeiten. Kein Mensch sagt, ich müsse dann und dann auf Tournee gehen. Es läuft alles nach meinem eigenen Terminplan. Ich habe als Teenager zu hart gearbeitet. Jetzt bin ich reif für eine vergnügliche Zeit.

Sind Sie ein «weiblicher Rebell», wie es in einem Ihrer Songtexte heisst?

Auch wenn die Leute das Gegenteil sagen: Sie verhindern noch immer, dass Frauen sich selber sein können. Ich muss nicht aussehen wie andere, um für sexy gehalten zu werden. Deswegen habe ich kurze Haare und ziehe mich an und benehme mich, wie ich das tue. Die Leute sind so festgefahren in ihren Vorstellungen, wie Frauen auszusehen und aufzutreten haben. Ich bin ungefähr das Gegenteil von alledem. Und ich würde gerne andere junge Frauen inspirieren, weil ich denke, so sollte es sein. Ich finde, Girls sollten den Mund mehr aufmachen. Wenn wir die Welt regieren würden, sähe sie anders aus. Deswegen hoffe ich, dass wir bald einen weiblichen Präsidenten haben.

Warum darf man Ihnen keine Fragen zu Ihrem Privatleben mehr stellen? Früher waren Sie nicht so verschlossen.

Es wurde einfach zu viel. Manche Journalisten wollten über nichts anderes mehr reden. Und dann all die Gerüchte: Ich sei eine Lesbe, ich sei schwanger, ich vernachlässige meinen Freund – lauter Bullshit. Es machte mich wahnsinnig. Was glauben die Leute, wer sie sind? Warum musste ich mich rechtfertigen – und wofür? Inzwischen ist mein Privatleben tabu. Also versuchen Sie es gar nicht erst. Schwanger bin ich übrigens nicht.

Haben Sie Pläne für Ihren 21. Geburtstag [am vergangenen 23. November, das Interview fand kurz zuvor statt, Anm. d. Red])?

Hoffentlich chillen mit meinen Freunden, auf irgendeiner Insel. Keine grossen Feiern. Einfach irgendwo ein paar Wochen unerkannt überwintern.

Miley Cyrus wurde 1992 in Nashville geboren. In der Titelrolle der TV-Serie «Hannah Montana» wurde sie weltbekannt. Als Sängerin gelang ihr 2008 mit dem Album «Breakout» der internationale Durchbruch. Ihr aktuelles Album «Wrecking Ball» gehört zu den erfolgreichsten dieses Jahres. *Forbes* schätzt ihr Vermögen auf 150 Millionen Dollar.

Aus dem Englischen von Beatrice Schlag

«So schnell stirbt das Milieu nicht»

Personenfahnder Fredi Hafner verhaftete über 12 000 Verdächtige, unter ihnen sechzig Mörder. Nach seiner Pensionierung kann er nun offen reden – über das Milieu, Korruption, Quotenfrauen, politische Chefs, das Rauchverbot auf dem Revier und eingetretene Türen. *Von Alex Baur und Marvin Zilm (Bild)*

Herr Hafner, in Zürich wurden kürzlich fünf Polizisten der «Sitte» (Abteilung Milieu- und Sexualdelikte) wegen Korruptionsverdacht verhaftet, zahlreiche Beamte wurden verwarnt – was ging Ihnen durch den Kopf, als Sie davon erfuhren?

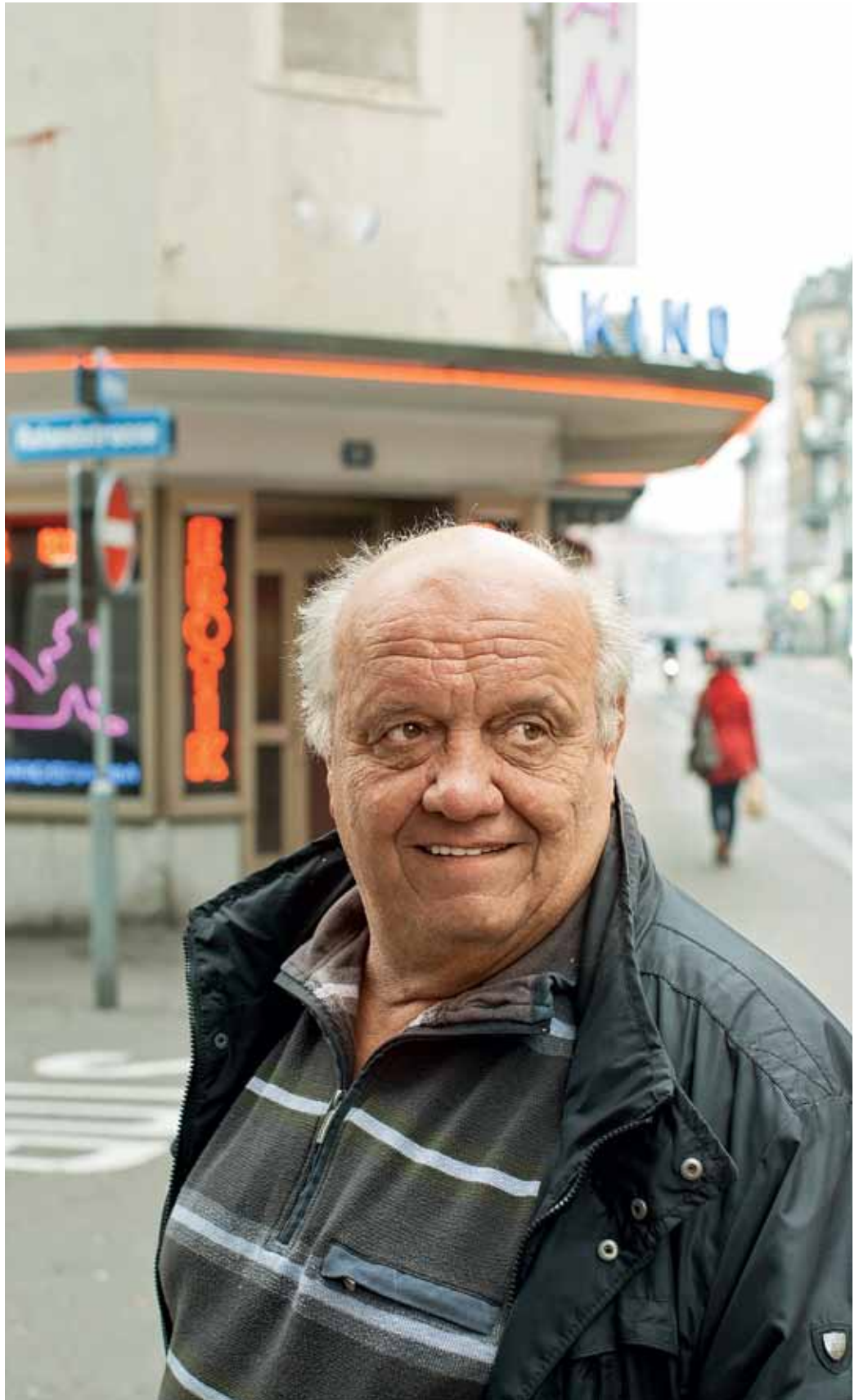
Ich kann das nicht glauben – ein derartiges Korruptionsnetz bei der Stadtpolizei, nein. Die Nachricht erreichte mich in den Ferien in Bali, ich kenne die Details nicht. Ich würde für niemanden die Hand ins Feuer legen, dafür habe ich zu viel erlebt. Polizisten sind Menschen, es hat schon immer vereinzelte Fälle von Bestechung gegeben, es wird sie immer geben. Aber schauen Sie es von der praktischen Seite an: Wenn einer so etwas tut, sorgt er doch dafür, dass möglichst keiner davon erfährt. Wozu sollte er Kollegen einweihen?

Einer der verdächtigen Polizisten soll sich in eine Prostituierte verliebt und ihr amtliche Informationen geliefert haben.

Wir werden sehen, was am Schluss der Untersuchung noch übrigbleibt. Grundsätzlich gibt es bei der Sitte immer die Gefahr, dass einer die Distanz verliert. Wenn einer Sex mit einer Prostituierten hatte, dann ist er ein Idiot, dann muss er die Konsequenzen halt tragen. Das geht nicht. Als Fachlehrer bei der Polizeischule habe ich den Aspiranten eingebläut: Wenn es mal einen beisst und er zu einer Prostituierten geht, so ist das nichts Verwerfliches – aber sicher nicht dort, wo man wohnt oder arbeitet. Und immer schön zahlen. Das Milieu ist brutal, die vergessen nichts, so etwas redet sich sofort herum, und es wird früher oder später gegen einen verwendet.

Es ist auch von Gefälligkeiten die Rede – Bier und Sauerkraut am Oktoberfest.

Und sicher noch ein Gnagi dazu. Wenn das Bestechung sein soll – da hätte man mich aber oft verurteilen müssen und das halbe Korps gleich mit. Ich war 24 Jahre bei der Personenfahndung, da verkehrt man tagtäglich in Kneipen, ich wurde unzählige Male eingeladen, zu einem Kaffee oder zu einer Stange, ich fühlte mich deswegen nie bestochen. Wenn ich eine Einladung annahm, habe ich vielleicht der Serviertochter dafür ein rechtes Trinkgeld gegeben. Man kann nicht alles annehmen, aber auch nicht immer ablehnen, die Kontaktpflege ist ein zentraler Teil der Arbeit. Auch Politiker, Journalisten oder Wirtschaftsleute



«Die vergessen nichts»: Ex-Fahnder Hafner.

werden ja dauernd zu irgendwelchen Anlässen eingeladen, dort wird dann meistens mehr geboten als Sauerkraut und Bier, doch kein Mensch stösst sich daran.

Das Milieu ist aber speziell – ist es nicht schwierig, durch den Sumpf zu gehen, ohne selber schmutzig zu werden?

Man darf nie von einer Person abhängig sein. Die Kontakte müssen breit gestreut sein, man darf nicht immer mit denselben Leuten verkehren, man sollte alle etwa gleich behandeln. Wenn es beim aktuellen Fall tatsächlich so war, dass ein Polizist vertrauliche Informationen herausgab, dann wäre das natürlich eine krasse Überschreitung der Grenze. Es muss immer jedem klar sein, auf welcher Seite er steht.

Als Fahnder sassen Sie täglich mit Leuten zusammen, von denen Sie wussten, dass Sie diese vielleicht morgen schon verhaften müssen. Ist das nicht unmenschlich?

Nein. Ich habe während meiner Dienstzeit gegen 12 000 Verhaftungen vorgenommen, oft waren das alte Bekannte, deren Geschichten und Sorgen ich bis in intimste Details kannte. Doch wenn man seine Pappenheimer kennt, kann man auch besser abschätzen, wie einer reagiert; das vereinfacht vieles. Wenn ich weiss, in welchen Kreisen ein Gesuchter verkehrt, weiss ich zuerst einmal, wo ich ihn suchen muss. Wenn ich dann einen in einer Beiz aufstöberte, sagte ich ihm etwa diskret: «Trink bitte deine Stange aus, dann gehen wir zusammen aufs Revier.» In neunzig Prozent der Fälle funktionierte das tadellos. Viele der Verhafteten kannten ja auch mich, sie wussten: «Wenn ich keine Anstände mache, gibt es kein Aufsehen, keine Demütigung, keine Handschellen.» Es war aber auch immer klar: Wenn der Fredi Hafner sagt: «Mitkommen», dann gibt es keine Wahl, der setzt seinen Auftrag um, *ghaue oder gstoche*. Und jeder wusste: «Wenn ich den Hafner verarsche, dann hält er sich das nächste Mal genau an die Vorschrift, dann gibt's vom Aussacken bis zu den Handschellen das volle Programm.» Und früher oder später kamen sie ja alle wieder.

Der Blick gab Ihnen nach einer spektakulären Verhaftung den Übernamen «Schimanski» – das ist ein ziemlich ruppiger TV-Fahnder, der es mit den Regeln nie so genau nahm. Stimmt dieses Bild?

(Lacht) Wenn es nötig war, habe ich hart und schnell durchgegriffen; da mussten schon einige Türen dran glauben, und ich habe auch schon den einen oder anderen zu Boden gerungen. Man muss einfach wissen, wann welches Mass das richtige ist, da helfen keine Reglemente, da braucht es Erfahrung, *Gschpüri* und etwas Spielraum. Im Kripo-Gebäude zum Beispiel gilt ein striktes Rauchverbot. Doch wenn ein In-

haftierter nervös war, habe ich auch mal vergessen, ihm die Zigaretten abzunehmen, und einen Aschenbecher in die Zelle gestellt. Solche Kleinigkeiten wirken oft Wunder, über solche Regeln habe ich mich oft hinweggesetzt. Aber nie, weil ich mich als König fühlte, der sich alles erlauben darf.

Verklären Sie da nicht ein Milieu, das es kaum noch gibt? Der Schweizer Knacki ist doch eine aussterbende Spezies. Heute haben wir es vor allem mit Kriminaltouristen zu tun, die keiner mehr kennt.

Da ist schon etwas dran. Die Szene hat sich gewaltig verändert. Das heimische Schaffen ist gerade bei den Einbrechern eher rar geworden. Doch so schnell stirbt das Milieu nicht aus, zu dem ja auch Ausländer gehören. Zum Beispiel die Roma aus dem Balkan – das ist eine Welt für sich, doch auch die haben ihre Regeln und sozialen Netze, die man mit der Zeit kennenlernt. Es gab mehrmals Pläne, die Personenfahndung abzuschaffen und in andere Bereiche zu integrieren. Das wäre ein kapitaler Fehler. Das Milieu ist für die Fahnder eine einzigartige Informationsquelle, auch in Bezug auf ausländische Banden. Diese Informationen sind übrigens oft zuverlässiger als jene von V-Leuten.

DNA, Handy-Tracking, Informatik und Biometrie haben die Fahndung revolutioniert. Mit Ihrem legendären fotografischen Gedächtnis können Sie vielleicht tausend Gesichter speichern – mit Spezialkameras kann man aber die ganze Menschheit identifizieren. Braucht es Leute wie Sie noch?

Je länger, je mehr. Ich bin nicht gegen die Technik, im Gegenteil, aber man muss immer wissen, das sind nur Hilfsmittel. Kein Computer auf der Welt ersetzt den Fahnder, die Technik ist immer nur so gut wie der Mensch, der sie anwendet. Wie anderswo sind auch bei der Polizei leider die Bürosaurier im Vormarsch, die Theoretiker und Psychologisierung. Doch so einfach wie im Krimi, wo der Schimanski die Figuren aus der Halbwelt sofort zum Reden bringt, läuft es in der Realität nicht. Man muss die Beziehungen zum Milieu über Jahre aufbauen, man muss sich in die Welt der Kriminellen hinein fühlen und hineindenken, um im richtigen Moment das Richtige zu tun.

Sie haben ursprünglich Maschinenschlosser gelernt, waren Lokomotivführer, Streifenpolizist, dann Protokollführer bei der Staatsanwaltschaft und schliesslich 24 Jahre lang Personenfahnder, zuletzt in Chefposition. Wäre eine derartige Karriere, sozusagen von der Pike auf, heute noch möglich?

Tendenziell immer weniger. Vor allem im Kader gibt es immer mehr Quereinsteiger

von der Justiz. Früher war klar: Wer zur Polizei stösst, muss eine Berufslehre absolviert und Militärdienst geleistet haben. Beides gilt heute nicht mehr. Es gibt Polizisten, die direkt vom Gymnasium kommen, ohne jede praktische Lebenserfahrung. Eine Matura ist heute nicht einmal mehr eine Garantie, dass einer ein anständiges Protokoll tippen kann. Die Diensttauglichkeit wurde abgeschafft wegen der Frauen und wegen der Ausländer – Gleichberechtigung!

Die Politik verlangt mehr Frauen, mehr Schwarze und Secondos bei der Polizei.

Solche Kriterien sind ein totaler Blödsinn. Es gibt bei der Stadtpolizei hervorragende Polizistinnen, die wissen ganz genau, wo ihre Stärken sind und wo es halt doch einen Mann braucht. Und dann gibt es leider eine Reihe von Quotenfrauen – verheerend. Das Gleiche gilt für die Herkunft. Wir hatten bei der Stapo schon immer eingebürgerte Secondos, seit Jahren gibt es Dunkelhäutige, das war nie ein Thema – das wird erst zum

Problem, wenn solche Kriterien bei der Anstellung eine Rolle spielen. Ich behaupte sogar, dass es unter Polizisten weniger Vor-

urteile in Sachen Rassismus gibt als anderswo. Polizisten haben tagtäglich eng mit verschiedensten Leuten zu tun, die wissen doch aus der Praxis, dass man Menschen nie allein aufgrund von Äusserlichkeiten beurteilen darf und dass es bei jedem Geschlecht und bei jeder Nationalität Rechtschaffene und *Glüggis* gibt. Wenn ein Dunkelhäutiger kontrolliert wird, ist der Rassismus-Vorwurf natürlich sofort auf dem Tapet, das ist eine durchsichtige Masche.

Seit 1990 ist die Zürcher Stadtpolizei in linker Hand – Sie sind Mitglied der SVP.

Ach, wissen Sie, wenn man lange genug bei der Polizei ist, kommt man automatisch zur SVP. (Lacht) Doch was am Ende zählt, ist der Mensch. Robert Neukomm (SP) war der erste Linke, über ihn wurde am Anfang im Korps gespottet, doch er lernte schnell dazu und war nicht schlecht. Die Nachfolgerin Esther Maurer (SP) war hervorragend, sie war der beste Polizeivorstand, den ich erlebt habe. Dann kam Daniel Leupi (Grüne), der mit der Polizei nie etwas anfangen konnte, er war schon deshalb eine Fehlbesetzung. Und seinen Nachfolger Richard Wolff musste ich zum Glück nicht mehr erleben.

Fredi Hafner kam 1974 zur Zürcher Stadtpolizei und ging vor gut einem Jahr frühzeitig in Pension. Weil er als Whistleblower den Stalking-Skandal um den Armeechef Roland Nef öffentlich gemacht haben soll, verurteilte ihn das Zürcher Obergericht wegen Amtsheimisverletzung zu einer bedingten Geldstrafe. Zumal das Verfahren noch am Bundesgericht hängig ist, äussert sich Hafner nicht zur Affäre Nef.

«Es war ein ägyptisches Freudenfest»

Der junge Ägypter Amr Badr hat als Mitglied der Tamarod-Bewegung gegen Präsident Mursi gekämpft und zu dessen Sturz beigetragen. Im Interview erklärt er, wo die Schwächen der Muslimbrüder liegen und warum er bereits eine neue Volksbewegung plant. *Von Pierre Heumann und Eman Helal (Bild)*

Herr Badr, Sie waren an der Gründung der Protestbewegung Tamarod, die in diesem Sommer den Sturz von Präsident Mohammed Mursi eingeleitet hat, massgeblich beteiligt. Was war der Auslöser für Ihr Engagement?

Im Vordergrund stand für mich ein tragisches Ereignis. Einer meiner engsten Kollegen, er hiess Al-Husseini Abu Deif, starb während einer Demonstration vor dem Präsidentenpalast. Es hiess, er sei durch einen Anhänger Mursis umgebracht worden. Doch auch ohne diesen Verlust hätte ich etwas gegen Mursi unternommen.

Wo hat Mursi denn versagt?

Er hat die Sehnsucht der Bürger nach Gerechtigkeit nicht ernst genommen. Mursi ist zwar demokratisch gewählt worden, doch danach tat er nicht das, was die Revolution, die zum Sturz Mubaraks führte, angestrebt hatte.

Sie sprechen von der Revolte gegen den ehemaligen Präsidenten Hosni Mubarak, der im Februar 2011 von der Armee zum Rücktritt gezwungen wurde.

Wir hatten erwartet, dass Mubaraks Nachfolger uns wie Menschen behandeln und respektieren würde. Stattdessen liess er diejenigen verhaften, die ihn kritisierten. Als Mursi an der Macht war, hat er ausschliesslich die Interessen der Muslimbrüder durchgesetzt. Ägypten ist aber ein sehr vielfältiges Land. Hier leben Religiöse und Säkulare, Christen und Muslime, die einen Frauen tragen ein Kopftuch, die anderen zeigen ihr offenes Haar. Mursi aber wollte aus Ägypten einen Staat der Muslimbrüder machen, dem Land einen islamistischen Stempel aufdrücken. Zudem war keine Wirtschafts- und Sozialpolitik zu erkennen. Aus all diesen Gründen musste er gestürzt werden.

Wenn ich ehrlich bin: Sie sehen nicht aus wie einer, der den Präsidenten einer grossen Nation wie Ägypten zu Fall bringt.

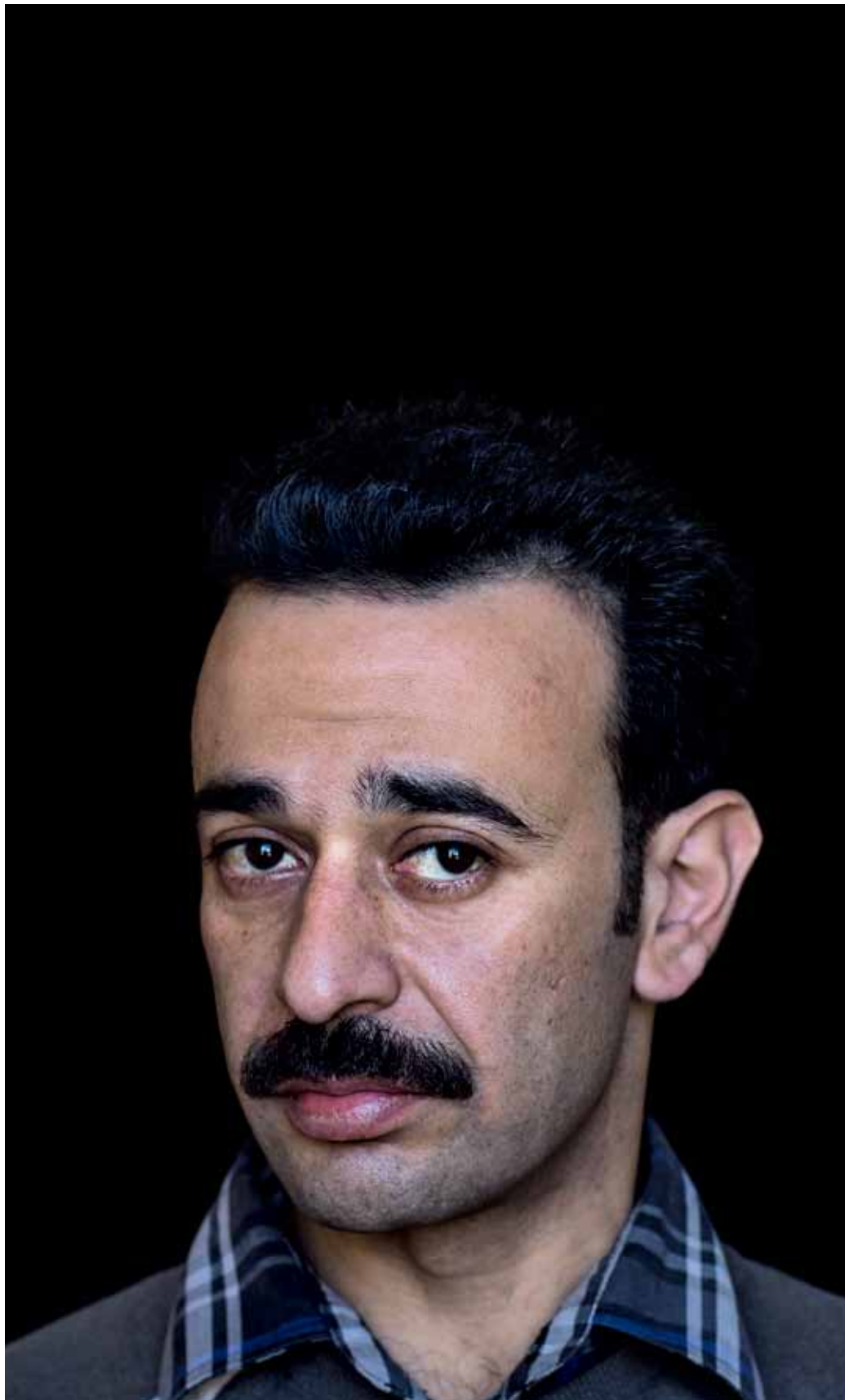
Ich habe mich am Ende selber gewundert, dass mir das gelungen ist. *(Lacht)*

Sie gelten als «Pate» von Tamarod.

Ja, so wurde ich in den Medien genannt. Die anderen, die mitmachten, waren jünger als ich, und deshalb haben sie mir vertraut. Sie hörten auf meine Ratschläge.

Mit Ihren 38 Jahren sind Sie auch nicht gerade sehr alt.

Aber ich war um sechs bis sieben Jahre älter als die anderen Tamarod-Aktivisten. Des-



«Ich habe mich selber gewundert, dass mir das gelungen ist»: Revolutionär Badr.

halb hatte ich bei ihnen den Bonus, über mehr Erfahrung zu verfügen als sie.

Wie ist es Ihnen gelungen, die Bewegung gegen Mursi zum Erfolg zu führen?

Ich würde den Erfolg nicht auf eine einzelne Person zurückführen. Das Volk war wütend, und das war ausschlaggebend. Tamarod war lediglich der Katalysator. Mein Job war es, die Wut der Leute zu kanalisieren und sie dazu zu bringen, auf der Strasse gegen Mursi zu demonstrieren. Zudem gaben wir ihnen die Möglichkeit, ihren Zorn auf Mursi in Umfragen auszudrücken. So kamen in kurzer Zeit über zwanzig Millionen Unterschriften zusammen, die den Rücktritt Mursis forderten.

Der Aufbau von Tamarod hat viel Geld gekostet. Von wem stammte es?

Geld war für uns nie ein Problem. Organisationen, die schon gegen Mubarak gewesen waren, versorgten uns mit finanziellen Mitteln. Zudem erhielten wir von Rechtsanwälten Unterstützung, die uns die Infrastruktur ihrer Büros zur Verfügung stellten.

Wie haben Sie in der Zeit, als Sie Ihre ganze Kraft für Tamarod einsetzten, Ihren Lebensunterhalt bestritten?

Ich schrieb für die Tamarod-Presse. Da kam mir zustatten, dass ich zuvor als Journalist gearbeitet hatte. Ein paar Geschäftsleute haben das finanziert.

Wer waren Ihre Gönner?

Ich möchte ihre Namen nicht nennen.

Man hat Ihnen vorgeworfen, dass Sie den Sturz Mursis mit der Armee koordiniert hätten.

Vor dem 3. Juli [dem Tag, als Mursi zum Rücktritt gezwungen wurde, Anm. d. Red.] gab es keine Koordination. Diese hat erst nach dem 3. Juli eingesetzt. Die Armee nahm mit der Spitze der Tamarod-Bewegung Kontakt auf. Wir waren an der Sitzung dabei, an der beschlossen wurde, dass Mursi gehen müsse.

Jetzt ist Mursi im Gefängnis, der neue Präsident ein Mann des Militärs. Haben Sie sich das so vorgestellt?

Es ist weder, was ich wollte, noch etwas, was bleiben wird.

Das klingt so, als würden Sie den nächsten Umsturz vorbereiten.

Wir haben in der Tat eine neue Bewegung gegründet. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, einen vom Volk gewählten, zivilen Präsidenten zu installieren.

Also nicht General Sisi?

Nein, nicht Sisi.

Ist es denn Ihr Ziel, auch den vom Militär eingesetzten Präsidenten oder gar Sisi hinter Schloss und Riegel zu bringen?

Sisi könnte Verteidigungsminister sein. Aber nicht Präsident. Ich organisiere zu diesem Zweck eine neue Bewegung, die bereits 22 000 Mitglieder hat. Wir nennen sie

«Kandidat der Revolution». Ein paar Journalisten haben die Bewegung gegründet, viele sind bereits bei Tamarod aktiv gewesen.

Sie scheinen sich zum professionellen Regime-Stürzer zu entwickeln.

Ich sehe meine Aufgabe darin, in diesem Land für Demokratie zu sorgen.

Da haben Sie wohl einen Job fürs Leben!

(Lacht) Ich bin optimistisch. Ich denke, es wird weniger als fünf Jahre dauern.

Muss Sisi denn Angst haben vor Ihnen?

Nicht vor mir, aber vor Leuten wie mir und vor unserer neuen Bewegung.

Verraten Sie uns bitte Ihr Rezept für die nächste Revolution, die Sie planen!

Wir nehmen den Willen des Volkes ernst, das Leben in Ägypten zu verbessern.

Der Erfolg bei Tamarod beruht wohl auch darauf, dass alle anonym waren.

Das war in der Tat ein wichtiger Faktor. Wäre nur einer von uns eine bekannte Persönlichkeit gewesen, hätte das zur Spaltung der Bewegung geführt.

Ihr Erfolg hat Sie auch ausserhalb Ägyptens berühmt gemacht.

Ja, wir stehen mit Leuten in Tunesien in Kontakt, die ebenfalls gegen die Islamisten vorgehen wollen.

Und was raten Sie ihnen?

Sie sollen die Schwächen der Muslimbrüder ausnützen. Die Islamisten verfügen zwar über Suppenküchen, in denen sie die Armen versorgen. Aber sie haben kein wirtschaftspolitisches Programm entwickelt, um den Armen zu helfen.

Viele werfen Ihnen vor, Sie hätten das blutige Vorgehen

der Armee gegen die Muslimbrüder unterstützt, nachdem Mursi gestürzt war.

Ich war zwar dafür, die Demonstration in Rabaa aufzulösen.

Sie sprechen vom Platz vor der Rabaa-al-Adawija-Moschee im Osten Kairo, wo die Muslimbruderschaft nach dem Sturz Mursis wochenlang demonstrierte. Bis die Kundgebung blutig aufgelöst wurde.

Die Islamisten hatten dieses Viertel besetzt. Aber das Vorgehen der Armee hatten wir nicht gebilligt. Die Offiziere hätten mit den Besetzern das Gespräch suchen müssen.

Das klingt naiv. Dass nach dem Sturz Mursis die Armee die Führung des Landes übernehmen würde, war voraussehbar.

Ich war mir in dieser Frage nicht zu hundert Prozent sicher gewesen. Aber ich glaubte, dass das Volk es so wolle. Die Armee erfüllte den Wunsch der Bürger, Mursi zu stürzen.

Ist das Militär jetzt Teil des Problems oder Teil der Lösung?

Das kommt darauf an, was das Militär machen wird. Sollte Sisi das Präsidentenamt anstreben, wäre das Teil des Problems. Wenn

Sisi sich aber darauf beschränkt, für Sicherheit zu sorgen, ist er Teil der Lösung.

Das zeigt gerade die Schwäche von Tamarod: Sie waren gegen Mursi, doch niemand wusste, was Sie wollten.

Wir wollten lediglich die Präsidentschaftswahlen vorziehen.

Das musste fast zwangsläufig zum Chaos führen. Dass Mursi nicht freiwillig zurücktreten würde, war ja klar. Es gab also nur die Alternative «Tumult» oder «Militär».

Ja, das haben wir in Kauf genommen. Doch ich kann Ihnen versichern: Eine Militärdiktatur wird es in Ägypten nicht geben.

Aber sie ist ja schon da!

Wir sehen kein Problem darin, dass das Militär uns geholfen hat, Präsident Mursi zu stürzen. Aber wie gesagt: Ich bin dagegen, dass Sisi Präsident wird.

Hand aufs Herz: Hatten Sie nie Angst um Ihr Leben?

Dazu würde ich Ihnen gerne eine kleine Geschichte erzählen. Der Standort unseres Büros war geheim. Nur ein Dutzend Eingeweihte durfte wissen, dass Tamarod dort Mursis Sturz vorbereitete. Als eines Abends ein Laserstrahl das Haus absuchte, erschrakten wir natürlich fürchterlich. Die Frauen, die mit uns waren, schrien panikartig, weil sie glaubten, demnächst würde auf uns geschossen. Das alles ereignete sich übrigens einen Tag vor dem Umsturz. Wir schickten jemanden hinunter, der nachschauen sollte, was los ist.

Und was fand er heraus?

Dass der Laserstrahl von einem Liebhaber stammte, der seiner Verlobten imponieren

wollte. Wir waren erleichtert.

Wie haben Sie den Tag erlebt, als Mursi gestürzt wurde?

Wie ein kleines Kind habe ich mich gefreut. Eigentlich hätten wir in unserem Büro bleiben sollen, um mit unseren Leuten in Kontakt zu bleiben. Doch es gab kein Halten. Ich rannte die Treppen hinunter und umarmte wildfremde Menschen auf der Strasse. Alle waren draussen, wir sangen, die Autos fuhren hupend vorbei. Es war ein ägyptisches Freudenfest.

Im Westen liesse man die Korken knallen. Wie war das bei Ihnen?

Wir waren alle ausgelassen glücklich – aber natürlich ohne Alkohol oder Champagner.

Und was fühlen Sie heute?

Die Hälfte unseres Kampfes ist vorbei. Wir haben Grosses erreicht und sind stolz darauf. Doch wir sind erst am Ziel, wenn Ägypten einen zivilen Präsidenten hat.

Amr Badr, 1975 geboren, mobilisierte im Sommer die ägyptischen Massen, was zum Sturz des Präsidenten Mohammed Mursi geführt hat. Der studierte Jurist ist heute Chefredaktor einer politischen Zeitschrift und lebt in Kairo.

«Ich profitiere davon, eine Frau zu sein»

Lara Stoll, ehemalige Europameisterin im Poetry-Slam, hat eine Satiresendung lanciert, in der selbst Behinderte und der Holocaust der Lächerlichkeit preisgegeben werden. Dem Schweizer Fernsehen wirft sie vor, nichts zu wagen. *Von Rico Bandle*

Sie haben vor dem Start Ihrer Satiresendung angekündigt, es gebe darin keine Tabus. Tatsächlich machen Sie darin Witze über den Holocaust oder Behinderte. Die grosse Empörung blieb aus.

Das hat mich auch gewundert. Es gab nichts an Gegenwind. Was könnte man noch Aufwühlenderes machen? Nackte Kinder zeigen? Ich glaube, die Tonalität in unseren Sketches verhindert, dass wir angreifbar werden. Wir sind nicht aggressiv. In einer Folge spielen sogar Behinderte selbst mit, die voll dahinterstehen, dass man sich über sie auch lustig macht.

Für die Satire sind es üble Zeiten, wenn nichts mehr aneckt, wenn man gar keine Grenzen mehr überschreiten kann.

Eigentlich ist dies ja positiv, Ausdruck einer freien Gesellschaft. Nein, ich finde das nicht negativ. Die Sendung hat ja auch viele positive Reaktionen ausgelöst.

Die erste Staffel von «Bild mit Ton» ist abgedreht. Was kommt jetzt?

Wir sind alle total angefressen von dem Projekt und machen sicher weiter. Andere Filmstudenten arbeiten zum Teil ein ganzes Jahr an einem viertelstündigen Film. Das entspricht mir nicht. Das Fernsehformat, bei dem alles viel schneller geht und nicht alles so perfekt sein muss, gefällt mir besser. Man kommt in einen Rausch.

Eine TV-Sendung zu machen, die auf einem Spartensender und im Internet ausgestrahlt wird, dürfte kaum genug einbringen, um davon leben zu können.

Stimmt. Ich lebe von meinen Auftritten als Slam-Poetin. Für meine Partner bei dem Projekt wäre es aber wichtig, mehr Geld zu generieren.

Wenn Jugendliche heute rebellisch sind, werden sie von den Erwachsenen dafür gelobt. Sie zum Beispiel haben vom Thurgauer Regierungsrat den kantonalen Kulturpreis erhalten. Ist es nicht merkwürdig, von jenem Establishment ausgezeichnet zu werden, von dem man sich eigentlich abgrenzen möchte?

Das habe ich mir noch nie überlegt. Ich habe den Preis als Slam-Poetin erhalten. Auf der Bühne bin ich nie so frech wie in der Fernsehsendung, nicht einmal ansatzweise.

Weshalb nicht?

Das wäre vor Live-Publikum zu heftig. Ich hätte Angst vor den Konsequenzen,

mich rechtfertigen zu müssen, auf Ablehnung zu stossen. Schliesslich brauche ich meine Auftritte, um meine Wohnung zu bezahlen.

Diese Angst scheint ein ausgeprägtes Frauenproblem zu sein.

Tatsächlich? Das glaube ich nicht.

Es gibt nur wenige Frauen, die angriffig sind, sich exponieren und sich angreifbar

machen. Sie sind ja auch eine von ganz wenigen Frauen in der Poetry-Slam-Szene.

Vielleicht sind die Frauen wirklich ein bisschen konfliktscheuer.

Bekanntgeworden sind Sie mit einem Text, in dem Sie beschreiben, wie Sie als Traktor Männer plattwalzen. Eine junge Frau, die es allen zeigt, vor allem den Männern, das kommt gut an.



«Man soll die Schuld nicht immer anderswo suchen»: Slam-Poetin und Satirikerin Stoll.

Das ist zweifellos eine Marktlücke. Vielleicht werde ich ja oft auch nur deshalb gebucht, weil ich eine Frau bin. Ich kann mir schon vorstellen, dass manchmal bessere Männer verfügbar wären, die auch etwas Ähnliches machen, man aber mich bevorzugt, weil das halt cool ist. Als ich den Traktor-Text schrieb, war mir das aber gar nicht bewusst. Ich wollte einfach eine Abrechnung mit all den Buben machen, die mich als Kind geplagt hatten.

Sie denken also, Sie seien manchmal eine Quotenfrau?

Ich würde es so formulieren: Ich profitiere beruflich manchmal davon, eine Frau zu sein.

Erstaunlicherweise sprechen sich heute viele Frauen für eine Quote aus. Können



Sie, die Sie sich erfolgreich in einer Männerdomäne bewegen, dies nachvollziehen?

Nein. Ich weiss das sehr zu schätzen, was die Frauen, die vor dreissig Jahren für die Gleichberechtigung kämpften, alles erreicht haben. Aber heute so etwas wie eine Quotendiskussion zu führen, dafür fehlt mir das Verständnis. Man soll doch einfach seine Arbeit machen und die Schuld nicht immer anderswo suchen, wenn es nicht so gut läuft. Vielleicht denke ich aber einfach nur so, weil ich noch nie ein Problem hatte: Ich habe fast nur männliche Freunde, arbeite fast nur mit Männern zusammen – und ich fühle mich sehr wohl dabei.

Arbeitet es sich besser mit Männern zusammen als mit Frauen?

Während meiner Zeit als Journalistin gab es schon hin und wieder Zickenterror im Büro, so etwas könnte ich momentan nicht gebrauchen, dafür ist weder Zeit noch Nerv da. Ich denke aber, dass es sich dabei um eine individuelle Angelegenheit handelt – nur weil ich einmal diese Erfahrung gemacht habe, werfe ich nicht alle Frauen in einen Topf.

Wie sieht es privat aus: Haben Männer Angst vor starken Frauen?

Es ist immer interessant zu beobachten an Poetry-Slam-Veranstaltungen: Nach den Auftritten scharen

«Zu mir kommen fast nie Männer; die haben Angst, mich anzusprechen.»

sich oft Frauen um Slammer, die ihnen gefallen haben. Umgekehrt geschieht dies überhaupt nicht. Zu mir kommen fast nie Männer; die haben Angst, mich anzusprechen. Manchmal meldet sich dann einer ein paar Tage später schüchtern per Mail und schreibt, mein Auftritt habe ihm gefallen.

Sie waren schon in fast jeder Sendung des Schweizer Fernsehens zu Gast: bei «Aeschbacher», «Giacobbo/Müller», «Glanz & Gloria» oder «Kulturplatz».

Das ist erstaunlich, wenn Sie das so aufzählen, mir ist das gar nicht so bewusst. Bei «Aeschbacher» war ich noch sehr jung, das Gespräch war aber ganz gut. Bei «Glanz & Gloria» habe ich fast noch Streit gekriegt mit anderen Slam-Poeten, die fanden es nicht so toll, dass ich in dieser People-Sendung mitmache.

Offenbar mag man Sie am Leutschenbach. Wann kriegen Sie dort Ihre eigene Sendung?

Natürlich wäre es grossartig, wenn SRF «Bild mit Ton» ausstrahlen würde. Als Moderatorin allerdings sehe ich mich nicht. Dereinst Viktor Giacobbo zu beerben, kommt also nicht in Frage. Auch wenn ich Jugendsender wie Joiz anschau-

wo die Moderatoren labern und labern müssen – das ist nichts für mich. Meine Kollegen und ich, wir kommen aus dem Filmbereich, wo «gescriptet» wird, nach Drehbuch gearbeitet. Eine solche Sendung wöchentlich zu machen, wäre natürlich fantastisch, ist aber leider unrealistisch.

Weshalb?

Das Fernsehen wagt nichts. In der Sommerpause hat SRF ja die Sketch-Show «Twist» ausgestrahlt. Ich kenne einige, die da mitgemacht haben. Der Sender hat den Machern so viel reingeredet, hat das Erscheinungsbild selbst gestaltet, an Sketchen rumgeschnitten, das würde ich nicht zulassen wollen. Das Resultat war ein Kompromissprodukt.

Ein Massensender muss wohl einfach den Massengeschmack treffen.

So unterfordert man doch das Publikum. Im österreichischen Fernsehen sind solche Formate auch möglich. Vielleicht nicht gerade wie «Bild mit Ton». Aber «Sendung ohne Namen» oder «Wir sind Kaiser» sind ganz freche Formate, die in Österreich gut funktionieren. Hier hat man immer Schiss.

Weshalb wehren sich Poetry-Slammer immer dagegen, Komiker zu sein? Das sind sie doch.

Natürlich geht es auch bei uns darum, die Leute zu unterhalten. Aber wenn ich einen Komiker wie Michael Elsener ansehe

und mich, so finde ich, das ist etwas komplett anderes.

Gelten Komiker in der Szene als etwas Minderwertiges?

Nein, darum geht es nicht. Ich möchte aber nicht einfach plumpe Witze machen – das tönt jetzt doch etwas abwertend... Mir geht es darum, Geschichten zu erzählen, die zwar durchaus lustig sein können, aber nicht wie ein Sketch aufgebaut sind.

Aber dem Klamauk sind Sie nicht ganz abgeneigt.

Ein bisschen doof sein, ja, ja, klar.

Bei traditionellen Poetry-Slam-Wettkämpfen erhält der Sieger eine Whisky-Flasche. Wie viele haben Sie schon geleert?

Ich mag Whisky gar nicht so. An manchen Wettkämpfen gibt es auch eine Absinth-Flasche, das ist mir lieber. Ich hatte natürlich eine ziemlich grosse Flaschensammlung; letztes Jahr ist aber meine Wohnung in Winterthur abgebrannt, jetzt habe ich nur noch etwa fünf.

Lara Stoll wurde 1987 in Schaffhausen geboren. Im Poetry-Slam, dem Vortragen von selbstgeschriebenen Texten, wurde sie Europa- und Schweizer Meisterin. Als Filmstudentin an der Zürcher Hochschule der Künste produziert sie mit zwei Kollegen die Satiresendung «Bild mit Ton», die auf dem Privatsender SSF und online auf www.bildmitton.tv zu sehen ist.

«Nie mit kurzen Hosen»

Peter «Safari» Shehe arbeitete 22 Jahre lang als Hauswart im thurgauischen Arbon. Im März wurde der gebürtige Kenianer in seiner Heimatprovinz zum Regierungschef gewählt. Von Christoph Landolt



«Wichtige Ausbildung»: Shehe in der Schweiz.



«Ich bin auch ihr Häuptling»: Shehe in Kenia.

Herr Shehe, als Sie gewählt wurden, berichteten die Schweizer Medien wahlweise vom «Regierungschef», vom «Parlamentsabgeordneten» und vom «Häuptling von neun Stämmen». Was ist korrekt?

Alles ist korrekt. Die offizielle Bezeichnung ist «Member of Parliament». In der Region Ganze bin ich dadurch automatisch Regierungschef. Und weil in meiner Region neun Stämme leben, bin ich auch ihr Häuptling. Dazu wurde ich vom Ältestenrat auserkoren.

Wie darf man sich Ganze vorstellen? Wie sieht es bei Ihnen aus?

Die Region ist 3200 Quadratkilometer gross [etwa so viel wie der Kanton Waadt, Anm. d. Red.] und hat 150 000 Einwohner. Es gibt vier Gemeinden (*wards*), aber kein Dorf. Die Leute leben verstreut in lauter Hütten.

Sie bekommen umgerechnet rund 5000 Schweizer Franken. Das ist fünfzigmal mehr als der Lohn eines Durchschnittskenianers und wohl auch mehr, als Sie als Hausabwart im Thurgau verdient haben.

Ja, das ist viel. Man muss aber sehen, dass ich vieles selbst bezahlen muss. Die wöchentlichen Reisen nach Nairobi und zurück, das Essen meiner Mitarbeiter, viele kleine Dinge, für die es keine Kasse gibt.

Und dann die Kleidung. In der Hauptstadt muss ich dauernd in Anzug und Krawatte unterwegs sein.

In Ihrer Region auch? Auf den Bildern sah man Sie in traditioneller Tracht: mit einem Tuch um die Hüften und einer Straussenfederkrone auf dem Kopf.

(Lacht) Das war nur zur Amtseinführung. Hier in Ganze laufe ich *casual* herum, im *Hemli*. Aber nie mit kurzen Hosen. Man muss ja ein Vorbild sein für die Leute.

Wie sieht Ihr Alltag aus?

Von Montag bis Donnerstag bin ich für Sitzungen und Parlamentsdebatten in Nairobi, von Freitag bis Sonntag in Ganze.

Da sind Sie ja dauernd unterwegs.

Ja, es sind 500 Kilometer. Meist reise ich mit dem Flugzeug. Aber manchmal nehmen wir auch das Auto, das ist deutlich billiger. Wir sind ja fünf Leute. Neben mir der Chauffeur und drei Bodyguards.

Bodyguards? Haben Sie Feinde?

Nein, das ist hier einfach Tradition. Und es hilft bei Veranstaltungen, von einem grossen Ansturm von Menschen wegzukommen.

Sie haben ein Budget von einer Million Franken zur Verfügung. Was machen Sie damit?

Die Leute hier müssen ausgebildet werden und eine Beschäftigung finden. Es gibt in

der ganzen Region keine einzige Firma. Die Jungen gehen deshalb alle in die Stadt, nach Mombasa oder Nairobi.

Was sind Ihre Rezepte?

Von mir gibt es keinen Gratisrappen. Jeder muss arbeiten, wenn er Geld will. Ich habe kürzlich fünfzig Tonnen Holz gekauft. Daraus stellen wir Schulbänke her. Statt einfach fertige Bänke zu kaufen, schaue ich, dass die Leute etwas zu tun haben. In Ganze gibt es 120 Schulhäuser, aber nicht einmal jedes zweite davon verfügt über Schulbänke. Da hocken in einem kleinen Zimmer bis zu hundert Kinder am Boden. Es ist traurig.

Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, sich in Kenia zu engagieren?

Meine vier Kinder, die in der Schweiz leben, sind mittlerweile selbständig. Ich kann mich deshalb um anderes kümmern. Wo ich herkomme, sind die Leute arm. Jeder, der bisher in der Regierung sass, hat einfach nur Geld verteilt und selber eingesteckt. Das bringt nichts. Deshalb habe ich mich entschlossen, mich zu engagieren. 2007 habe ich das erste Mal kandidiert. Ich wurde gewählt, aber die Auszählung war manipuliert. Viele haben mir geraten, vor Gericht zu gehen, aber das ist teuer, und ich hatte mein Geld bereits für den Wahlkampf ausgegeben. Also habe ich fünf Jahre in der Schweiz weitergearbeitet. In dieser Zeit habe ich vielen Kindern in Ganze das Schulgeld bezahlt und andere Projekte unterstützt. Jetzt hat es geklappt.

Schulgeld bezahlt? Das ist doch Korruption!

Nein. Ich habe ja keine Stimmen gekauft – die Schüler sind zu jung, um zu wählen. Hilfe ist Hilfe, und ich habe nicht erwartet, dass sie mich deswegen wählen.

Was für eine Rolle spielte Ihr Schweizer Hintergrund?

Eine sehr wichtige. Ich schätze meine Schweizer Ausbildung sehr hoch ein. Wenn die Schweizer etwas herstellen, dann *hebet*, nicht wie bei China-Ware, die gleich wieder kaputtgeht. Ich will Ganze zur Schweiz Kenias machen. Viele Schweizer engagieren sich auch in Ganze, als Bauführer, Ärzte, Lehrerinnen.

Wollen Sie Ihre Kenntnisse in Zukunft in die nationale Regierung einbringen?

Wenn ich's gut gemacht habe, werde ich vielleicht für weitere fünf Jahre gewählt. Dann sind zehn Jahre um, und man wird sehen, ob ich es geschafft habe, ein funktionierendes System aufzubauen. In zehn Jahren will ich mit meinem Schatz Barbara das Leben geniessen. Sicher, in der Regierung mitzuarbeiten, wäre reizvoll. Aber da müssen Sie viele Leute bezahlen. Das ist mir zu teuer.

Peter «Safari» Shehe wurde 1956 in Kenia geboren, 1989 kam er in die Schweiz. Seine Partnerin Barbara Fuhrer führt das Hilfswerk Pro Ganze (www.proganze.com).

«Unkundige Menschen»

Noch letztes Jahr spielte Fabian Schär für den FC Wil, jetzt ist er Nationalspieler und Star des FC Basel. Der Ex-Banker über Lohndiskussionen und seine schwierigsten Gegner. *Von David Mugglin*

Ich beginne für einmal wie Roger Schawinski: Wer ist Fabian Schär?

Das ist eine schwierige Frage. Ich bin ein ganz normaler Mensch. Ich versuche auch im Scheinwerferlicht ein normales Leben zu führen, wie zuvor in auch Wil. Dort hatte ich als Bankangestellter – im Gegensatz zu vielen anderen Fussballern – neben dem Sport einen Anker im «normalen» Leben.

Gibt Ihnen diese Erdung eine Sicherheit auf dem Fussballplatz?

Ja, bestimmt. Ich versuche, mir auf dem Platz nicht zu viele Gedanken zu machen, sondern gebe mein Bestes und schaue erst dann, was dabei herauskommt.

Sind Sie wirklich immer so cool?

Vielleicht liegt es daran, dass ich mich nicht nur mit Fussball beschäftige. Fussball ist nicht alles in meinem Leben. Durch meine Ausbildung, mein Umfeld und meine Familie haben sich stets andere Themenfelder ergeben, die zu Gesprächen führten. So verfolge ich immer noch mit grossem Interesse, was auf den Finanzmärkten passiert.

Da muss man heute zwangsläufig auch eine politische Meinung haben.

Das ist bei mir nicht der Fall. Als Fussballer sollte man eh zurückhaltend mit politischen Statements sein.

Sie ecken nicht gerne an?

Es gibt bestimmt andere Spieler, die mehr polarisieren als ich. Ich bin nicht der Typ, der nach jedem Spiel mit einer Aussage oder einer Aktion Aufmerksamkeit erheischt. Ich versuche einzig mit Leistungen aufzufallen.

Sie wirken sympathisch und bescheiden.

Was sind Ihre schlechten Seiten?

Ich kann nicht gut verlieren, obwohl das beim Sport dazugehört. Der Umgang damit bereitet mir aber nach wie vor Mühe.

Wo holen Sie in solchen Momenten Kraft?

Sicher bei der Familie. Im Verein habe ich mit Fabian Frei und Valentin Stocker zwei Menschen, mit denen ich mich auch über andere Dinge als Fussball unterhalten kann.

Torgefahr bei Standards, Ruhe am Ball, guter weiter Ball: Sie erinnern an Murat Yakin, Ihren Trainer. Ihm wurde vorgeworfen, zu faul gewesen zu sein und nicht das Optimum aus seiner Karriere herausgeholt zu haben. Droht Ihnen dasselbe?

Nun, jeder Spieler ist eigen. Aber dieser Vergleich wird oft gezogen, und es sind tatsächlich gewisse Ähnlichkeiten vorhanden – vor allem die positiven Merkmale. Ich kann nicht beurteilen, ob Yakin als Spieler zu faul war. Für mich kann ich nur sagen, dass ich alles daransetze, das Optimum aus meiner Karriere zu holen.

Ein nächster Karriereschritt ist nur mit einer Minimierung Ihrer Fehler in der Rückwärtsbewegung zu vollziehen.

Es ist klar, dass ich einige Sachen noch verbessern kann. Ich bin noch sehr jung und spiele noch nicht lange auf diesem hohen Level. Es gibt noch einige Sachen, die ich verbessern will und muss.

Bisher ist Ihnen alles gelungen, es fehlen jegliche Kurven in Ihrer Biografie. Sind Sie ein Glückskind?

Nein, ich bin kein Glückskind. Meine schulische und meine fussballerische Ausbildung basieren nicht auf Glück. Dass ich bis jetzt von Rückschlägen und Verletzungen verschont geblieben bin, dazu gehört eine Portion Glück. In erster Linie habe ich mir meine heutige Ausgangslage aber erarbeitet.

Aber Sie sind privilegiert. Finanziell geht es Ihnen als Klub- und Nationalspieler sehr gut. Bei vielen Menschen stossen hohe Löhne auf Unverständnis.

Ein gewisses Verständnis habe ich für diese Leute. Doch ich mache einen speziellen Job, der nun mal eine grosse Aufmerksamkeit bekommt. Durch gute Leistungen, die dem Verein hohe Gewinne bringen, kommt es zumindest zu einem gewissen Ausgleich. Mühe bereitet mir, wenn unkundige Menschen Aussagen machen, die sich nur auf das negative Bild stützen, das sie von Fussballern haben. Das stört mich.

Haben Sie als Banker ebenfalls unter einem negativen Berufsimage gelitten?

Absolut. Meine Lehre absolvierte ich zur Zeit der Finanzkrise. Bei mir war es sicher nicht so schlimm, weil ich nicht bei einer der betroffenen Banken arbeitete [Anm. d. Red.: Schär arbeitete für die Raiffeisenbank]. Aber Schulfreunde waren direkt betroffen. Die erlebten extrem schwierige Situationen.

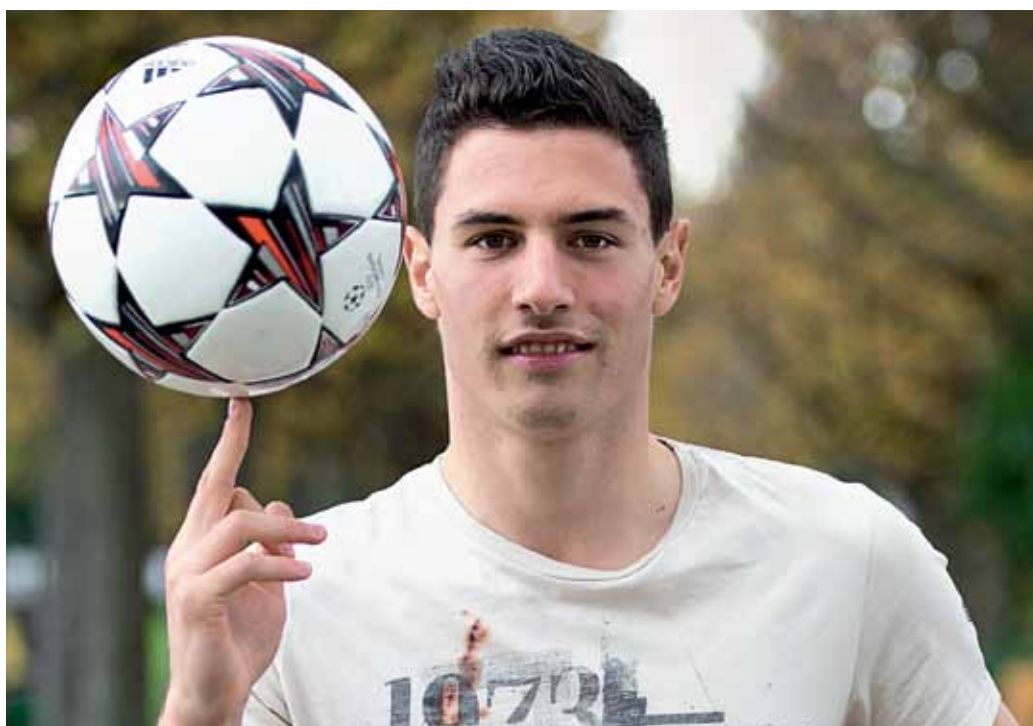
Wer bereitete Ihnen auf dem Platz die schwierigsten Momente?

Eden Hazard von Chelsea London. Ihm den Ball wegzunehmen, ist fast nicht möglich. Er war nie mein unmittelbarer Gegenspieler, doch ich begegnete ihm oft auf dem Platz. Er ist klein und agil, aber erstaunlich robust und stabil.

Sie haben 2013 den Europacup-Halbfinal, den Einzug in die Champions League sowie die WM-Qualifikation geschafft, Sie sind Schweizer Meister geworden. Welcher Erfolg glänzt am meisten?

Das Highlight war der Meistertitel. Es war mein erster Titel, das ist immer speziell, und es war gleichzeitig die Krönung einer mit vielen Höhepunkten gespickten Saison.

Fabian Schär, 22, ist in Wil SG aufgewachsen und spielte für den Challenge-League-Klub FC Wil, bevor er im Sommer 2012 zum FC Basel wechselte.



«Gewisse Ähnlichkeiten mit Murat Yakin sind vorhanden»: Shootingstar Schär.

«Ich prügelte sie zur Ordnung»

Seine Kollegen nahmen Drogen, zerschmetterten Gitarren und sprengten Hoteltoiletten. Er mochte das alles nicht und blieb trotzdem Frontmann von The Who. Sänger Roger Daltrey über seine legendäre Rockband, seinen Zorn auf die EU und den Grund, warum er Forellen züchtet. *Von Matt Rudd*

Wir sitzen im Wagen und führen philosophische Gespräche. «Wenn du dein erstes Enkelkind siehst», sagt Roger Daltrey, «dann beginnt alles, Sinn zu machen. Dann blickst du von der richtigen Seite durchs Fernrohr des Lebens. Du rennst nicht ständig etwas nach, weil das Leben aussieht, als liege es eine Million Meilen weit weg.» Ich versuche noch zu ergründen, was er genau meint, als sein Handy piepst. Es ist ein altes Nokia. Er beginnt bedächtig, eine Message zu schreiben.

Könnten Sie nicht ein wenig von ihrem Vermögen für ein Smartphone ausgeben?

Es ging uns ganz gut, bevor wir all dieses Zeug hatten. Das Leben hat mehr Freude gemacht. Und es wurde mehr getan, wirklich getan. Jetzt sind wir nur noch damit beschäftigt, nichts zu tun. Wir haben keine Zeit zum Nachdenken, keine Zeit zum Träumen. Wer keine Zeit hat, bei sich zu sein, kommt ins Schwimmen.

Sind alle am Schwimmen und sehen durch das verkehrte Ende des Fernrohrs?

Wie sollen wir Probleme lösen, wenn wir keine Zeit haben, darüber nachzudenken? Ich finde es besorgniserregend, dass Politiker twittern. Das macht mir eine Heidenangst. Die sollen sich hinsetzen und nachdenken, nicht uns erzählen, was sie frühstücken und welche Farbe ihr Anzug hat. Jemand müsste das Anti-Elektronik-Gerät erfinden, damit man überall, wo man ist, ein Feld um sich hat, das alles wegblockt.

Würden The Who, wenn sie heute gegründet würden, jedes Mal tweeten, wenn sie einen Fernseher aus dem Fenster werfen?

Moonie hätte das grossartig gefunden. Vielleicht hätte ihm Twitter sogar das Leben gerettet. Es hätte ihn bei Laune halten können, ohne dass er sich hätte besaufen müssen. Er hätte in einer Fantasiewelt leben können, ohne all das wirklich tun zu müssen. Er hätte einfach behaupten können, er habe es getan.

Erst jetzt, ein halbes Jahrhundert nach Erfindung der Gattung, wissen wir mehr über die Lebenszyklen von Rockstars. Lange glaubten Anthropologen, ihre Lebenserwartung sei gering, weil sie lemmingartig alles verachteten, was mit Mässigung oder Gemüse zu tun

hatte. Aber dann begannen einige Exemplare unerwartet, sich untypisch zu benehmen. Sie hörten auf, Drogen zu nehmen, überlebten ihre psychedelische Phase und fingen mit Yoga an. Andere setzten bei Tourneen statt Brandy Kamillentee auf ihre Bestelllisten. Noch andere hiessen Keith Richards und werden der Medizinwissenschaft immer ein Rätsel bleiben.

Die Hälfte von The Who starb mit einem Rock-'n'-Roll-Knall. Drummer Keith Moon, der Verrückteste seiner Generation, starb am 7. September 1978 ironischerweise an einer Überdosis von Medikamenten, die seinen Alkoholismus in Schach halten sollten. Er war 32. Bassgitarrist John Entwistle lebte bis zum 27. September 2002. Am nächsten Tag sollte die Band auf US-Tournee gehen. Als die Stripperin aufwachte, die im «Hard Rock Hotel» in Las Vegas die letzte Nacht mit ihm verbracht hatte, war sein Körper kalt. Der Rechtsmediziner diagnostizierte durch Kokain verursachtes Herzversagen.

Pete Townshend, Gitarrist und Komponist der Band, ist am Leben, allerdings mit einem Gehörschaden und einem Rucksack voller Dämonen. Aber es ist ausgerechnet Sänger und Frontmann Roger Daltrey, der mit 21 höhnisch sang, er hoffe, er sterbe, bevor er alt werde, der das Klischee des Rockstars am energischsten widerlegt. Er hat nicht nur überlebt. Er wirkt völlig ungezeichnet. Kein Macker wie viele andere Rocker der ersten Generation, keine Hängebäckchen. Daltrey, der im März siebzig wird, ist munter und stämmig. Er redet schnell und trödelnd nicht. Er gehört zu den Leuten, hinter denen man nicht gern durch Drehtüren geht. Der 69-Jährige ist ein Fitnessfanatiker. Seinen einzigen physischen Schaden verdankt er Gary

Glitter, der ihm bei einem Auftritt versehentlich einen Mikrofonständer ins linke Auge rammte. «Das Auge macht noch immer

Mühe», sagt er. «Es war ein höllischer Schlag. Ich war zwanzig Minuten ohnmächtig. Ein Wunder, dass er mich nicht umbrachte.»

Zum ersten Mal begegnete ich Daltrey bei einer Veranstaltung des Teenage Cancer Trust, einer Wohltätigkeitsorganisation, die er seit über zwanzig Jahren leitet. Philanthropie ist meist eine etwas orientierungslose Phase im Leben von Rockstars. Aber man merkt es, wenn es ihnen ernst ist. Es war offensichtlich, dass Daltrey lieber über den Cancer Trust geredet hätte als über irgendein Who-Album.

Warum sind wir hier?

Das ganze Musikbusiness wird auf dem Rücken von Teenagern ausgetragen. Dies ist eine sehr einfache Art, etwas zurückzugeben. Es wird immer härter sein, für kranke Teenager Geld zu sammeln, weil sie den Bambi-Effekt verloren haben.

Wir spenden Unmengen für Pandas, die sich selber gar nicht erhalten wollen.

So ist unsere Spezies. Sie möge noch lange einzigartig bleiben. Aber der Panda-Fimmel entgeistert mich. Vielleicht sollten wir kranke Kinder in Panda-Anzüge stecken.

Daltrey ist der lebende Gegenbeweis des ersten Newtonschen Gesetzes der sechziger Jahre: «Wenn du dich daran erinnern kannst, warst du nicht dabei.» Er war eindeutig dabei, aber er erinnert sich sehr deutlich, «obwohl es mir jetzt wie ein Traum vorkommt». Das hat viel mit seiner Entscheidung zu tun, die Hände von harten Drogen zu lassen.

Waren Sie der Vernünftige in der Band?

Einer musste vernünftig sein. Die andern schluckten Amphetamine. Ich nicht, weil sie bei mir nichts bewirkten, ausser dass sie mich austrockneten. Ich hatte keine Stimme mehr. Egal, wie gut wir als Band waren – und wir waren brilliant –, wären wir ohne meinen Gesang eine Scheissband gewesen.

Gab es Streit wegen Drogen?

Ich war sehr jähzornig. Wenn ich frustriert war, verlor ich die Beherrschung. Das passierte vor allem, wenn sie auf Drogen waren, weil sie sich dann völlig anders benahmen. Ich prügelte sie zur Ordnung.

Nach einem Tournee-Konzert wurden Sie 1965 aus der Band geworfen.

Die Band hatte so lausig gespielt, dass ich nicht singen konnte. Keith sagte später, ich sei wegen meiner Handgreiflichkeiten gefeuert worden. Es war, weil ich ihre Drogen weggeschmissen hatte. Das löste das ganze Gemenge aus, und ich verteidigte mich.

Sie schlugen Moon mit einem einzigen Hieb bewusstlos.

Dann schmissen sie mich raus. Ich dachte, ich würde eine neue Band gründen. Das hatte ich einmal gemacht, es würde auch ein zweites Mal klappen. Sie gaben Konzerte ohne mich. Natürlich verloren sie Publikum. Als immer weniger Zuschauer kamen, luden sie mich ein, wieder mitzumachen. Auf Bewährung.



«*Mir war es peinlich*»: The-Who-Bandleader Roger Daltrey.

Ein nüchterner, wütender Frontmann in einer Band mit drei Süchtigen – wie hielten Sie das aus?

Es war sehr einsam. Aber wenn ich Filme und Fotos von damals anschau, waren wir ständig am Lachen. Vielleicht hatte das mit den Drogen zu tun. Auf Drogen wird alles unglaublich wunderbar oder unglaublich deprimierend.

Keith Moons Markenzeichen auf der Bühne war die Zerstörung seines Schlagzeugs, erst durch Zertrampeln, später mit Schiesspulver. Beim Live-Auftritt in der TV-Show «The Smother Brothers Comedy Hour» benutzte er 1967 das Zehnfache seiner üblichen Menge Schiesspulver. Durch die Explosion wurde die Sendung kurzfristig unterbrochen. Pete Townshend ist seither auf einem Ohr taub.

Moons Markenzeichen abseits der Bühne war das Sprengen von Hoteltoiletten. Erst benutzte er Feuerwerkskörper, später Dynamit. An seinem 21. Geburtstag begann er im «Holiday Inn» in Flint, Michigan, eine Tortenschlacht, verlor dabei einen halben Zahn, musste den Rest des Zahns ohne Spritze im Krankenhaus entfernen lassen, weil er für eine Anästhesie zu betrunken war. Zurück im Hotel, versprühte er Feuerlöscher und fuhr einen Lincoln Continental in den Swimmingpool. Die Rechnung betrug 24.000 Dollar. Solche Vorfälle und Townshends Zertrümmern seiner Gitarre am Ende jedes Auftritts trugen dazu bei, dass The Who in den sechziger Jahren fast immer pleite waren.

Wie reagierten die anderen auf Moon?

In den Nächten, in denen wir um vier Uhr morgens aus den Hotels geworfen wurden, hätten wir Keith umbringen können. Am nächsten Tag lachten wir darüber. Aber es wurde peinlich. Mir wurde es peinlich. Genauso, wie es mir peinlich war, als Pete zum ersten Mal eine Gitarre zerstörte. Es tat weh, weil ich meine erste Gitarre selber gebaut hatte. Und dies war eine wunderbare Rickenbacker, die in Stücke ging. Aber ohne das hätten wir es nicht geschafft. Ich war vernünftig genug, zu begreifen, dass es uns Beachtung brachte. Sehr viel mehr, als wenn wir unseren Namen mit Spraydosen an Wände gesprüht hätten.

Die Veröffentlichung von «Tommy», Townshends epochaler Rock-Oper über einen taubstummen, blinden Jungen, der Flipper-Champion wird, und der grossartigen «Quadrophenia» brachte Superstarrum und noch mehr Schwierigkeiten. Moon versank in Drogen und Alkohol. Daltrey setzte sich ab und versuchte, als Schauspieler Karriere zu machen, spielte im Film «Tommy», in dem fürchterlichen «Lisztomania» (Ringo Starr war der Papst) und in «McVicar», dem



«Es war sehr einsam»: Daltrey.

viertbesten Film des Jahrzehnts. Ausserdem begann er, Forellen zu züchten. Auf seiner Farm in Sussex legte er einen sieben Hektaren grossen Teich an. Bis heute betrachtet er ihn als eine seiner grössten Leistungen. Auf EU-Fischereipolitik ist der einstige Labour-Wähler ganz schlecht zu sprechen. Wie auf die ganze EU überhaupt.

Sie werden doch nicht Nigel Farage [den konservativen, EU-kritischen Ukip-Parlamentarier, Anm. d. Red.] wählen?

Ich habe Nigel getroffen, aber ich weiss, wen ich wählen werde. Ich fühle mich niemandem zugehörig. Ich kann die EU-Bürokratie nicht ausstehen. Sie schadet allen. Die EU hat Entscheidungen getroffen, von denen ich glaube, dass die EU daran früher oder später zerbrechen wird. Hoffentlich früher.

Warum haben Sie Labour Ihre Unterstützung entzogen?

Weil ich ihnen nie verzeihen werde, dass sie die Massimmigration bewilligt haben, ohne je Forderungen zu stellen. Ich werde ihnen nie verzeihen, dass so viele meiner Freunde ihren Job verloren haben, deren Lohnforderungen unterboten werden konnten dank dem idiotischen Europagedanken, laut dem alle herkommen dürfen. Dann leben sie zu zehnt in einem Zimmer und arbeiten für polnische Löhne. Ich habe nichts gegen Polen, aber das war ein Fehler, der mich sehr wütend machte. Die Leute, die dafür gehasst werden, sind die Immigranten. Dabei ist ihnen nichts vorzuwerfen.

Warum begannen Sie Forellen zu züchten?

Ich musste von dem weg, was ich sang. «Quadrophenia» war ein sehr aufwühlendes Album. Es geht um einen Heranwachsenden, der einen Sinn im Leben sucht, der nicht in

Gangs und Prügeleien besteht. Es ist so ziemlich wie in meiner eigenen Jugend. Man singt diese Songs jeden Abend, wissen Sie. Vermutlich war die Forellenzucht eine Flucht. Sie sind schon als Kind geflohen, als Sie wegen Ihrer glänzenden Noten eine Privatschule besuchen konnten.

Die Kinder dort sprachen eine andere Sprache. Sie redeten vornehmer. Ich hatte bis dahin nie vornehme Leute getroffen. Wir hatten einen Lehrer, der drei Jahre lang nie etwas anderes tat, als Pfeife zu rauchen und eine Zeitung über Pferderennen zu lesen.

Daltrey wurde mit vierzehn aus der Schule geworfen, wegen Prügeleien, Absenzen und seiner Weigerung, die Schuluniform zu tragen. Aber psychoanalytische Deutungen sind nicht sein Ding. Er ist ein geerdeter, hemdsärmlicher Mensch, das genaue Gegenteil von Pete Townshend. Dennoch spielen die beiden bis heute zusammen. Sie spielten weiter nach der Tragödie in Cincinnati 1979, als vor dem Konzert elf Fans totgetrampelt wurden. Sie traten wieder auf nach dem Tod von Keith Moon und John Entwistle. Es gab Pausen und Streitigkeiten, lange Zeiten, in denen jeder seine eigenen Projekte verfolgte. Aber sie kamen immer wieder zu The Who zurück. Im Sommer gingen sie auf eine ausverkaufte «Quadrophenia»-Tournee.

Warum treten Sie noch gemeinsam auf?

Es ist eine Arbeitsbeziehung. Wir besuchen einander nicht zu Hause. Pete kann schwierig sein. Manchmal fühle ich mich mit ihm, als ginge ich mit verbundenen Augen und schweren Nagelschuhen über ein Minenfeld. Mehr kann ich dazu nicht sagen.

Die Tournee zum Fünfzig-Jahre-Jubiläum der Band im nächsten Jahr ist bereits geplant.

Seine Lieder zu singen, macht mir mehr Freude als alles andere. Sie kommen aus einer anderen Welt, die ich verstehe. Offenbar ist etwas in ihm, von dem ich weiss, dass er es ausdrücken kann und ich nicht. Aber ich kann ihm eine Stimme geben.

Als ich die beiden eine Woche später bei einem Anlass sehe, umarmen sie einander und plaudern. Nichts wird zerstört, niemand verprügelt.

Heissen die jungen Rebellen von heute Miley Cyrus, Rihanna und Justin Bieber?

Wir zerstörten Dinge, sie zerstören sich selber. Sie tun mir sehr leid, weil ich sehe, wie sie dafür kämpfen, sich einen Hauch von Wirklichkeitssinn zu erhalten. Berühmt zu werden, ist die unheimlichste Sache der Welt. Jeder behandelt dich plötzlich anders.

Roger Daltrey, 1944 in London geboren, ist seit 1964 Frontmann von The Who.
Copyright: The Sunday Times/The Interview People



«Was für eine seltsame Welt. Wie kann man mit einem Menschen 13 Jahre und mit einem anderen 8 Jahre zusammenleben und beide noch immer rätselhaft wie Fremde finden. Elizabeth ist ein ewiger One-Night-Stand.»

Sonntag, 25. Mai 1969, Prince's Steps, «Kalizma»



Richard Burton: «Die Tagebücher»

Bekenntnisse einer Legende

Knapp dreissig Jahre nach seinem Tod erscheinen die lange Zeit unter Verschluss gehaltenen privaten Aufzeichnungen Richard Burtons auf Deutsch.

Richard Burton zählt zu den berühmtesten Schauspielern seiner Zeit. Er lebte viele Jahre in Céligny im Kanton Genf, wo er 1984 im Alter von nur 58 Jahren starb.

Das Leben des gebürtigen Walisers war geprägt von Glamour, Affären und Reichtum, aber auch von seiner Alkoholsucht. In seinen Tagebüchern von 1965 bis 1972 erweist sich Burton als gebildeter, feinfühler und äusserst witziger Chronist, der neben seinem Talent als Charakterdarsteller auch noch etwas ganz anderes konnte: schreiben.

Zu erfahren sind wundervolle Details über seine Begegnungen mit Stars wie Grace Kelly, Peter O'Toole oder Marlon Brando – und natürlich vor allem über seine ewige Liebe zur Hollywood-Diva Elizabeth Taylor.



Platin-Club Spezialangebot

Richard Burton: «Die Tagebücher»

zum Spezialpreis von Fr. 39.– statt Fr. 47.90 (inkl. MwSt. exkl. Porto- und Versandkosten). Gebundene Ausgabe, 688 Seiten

Mit zahlreichen Fotos und einem Vorwort von Chris Williams

Bestellung:

Senden Sie eine E-Mail, Kennwort «Weltwoche», mit Ihrer Lieferadresse und der Anzahl gewünschter Bücher an: privatkunden@ava.ch oder bestellen Sie telefonisch unter +41 44 762 42 00. Kennwort «Weltwoche».

Bedingungen:

Dieses Angebot ist nur gültig für Platin-Club-Mitglieder bis zum 31. Januar 2014.



www.weltwoche.ch/platinclub

«Ich esse alles»

Der Schweizer Koch Anton Mosimann führt seit 25 Jahren erfolgreich einen Restaurantklub in London und kocht für den britischen Hof. Hier spricht er über seine «Cuisine naturelle», das Weglassen von Fett und den Geschmack gebratener Schlangen. *Von David Schnapp und Jorma Müller (Bild)*

Herr Mosimann, da Sie in einem Klubrestaurant tätig sind, können die wenigsten Leute überhaupt je bei Ihnen essen. Beschreiben Sie kurz ein typisches Menü bei Ihnen?

Wir haben einige Spezialitäten, die seit vielen Jahren Bestseller sind: der schottische Lachs beispielsweise, fünf bis sechs Stunden mariniert mit etwas Zucker, Salz und vielen Kräutern wie Koriander, Kerbel und Schnittlauch. Den Lachs schneiden wir dünn auf und servieren ihn mit frischem Krabbenfleisch oder auch mit geräucherter Forelle, ganz wenig Ingwer, Zitrone und etwas Sojasauce. Das ist eine wunderbare, leichte Vorspeise.

Was kommt als Nächstes?

Das ist dann Antons Risotto ai funghi – etwas ganz Spezielles.

Was soll daran speziell sein, das bekommt man doch bei jedem Italiener?

Der Italiener braucht immer viel Butter, um den Risotto abzubinden. Ich brauche keine Butter!

Sondern?

Etwas Schlagrahm und etwas Champagner – es muss aber Mosimann-Champagner sein. (*Lacht*) Deshalb ist der Risotto auch so leicht und luftig und schmeckt so gut.

Macht Ihnen das Kochen eigentlich noch Freude?

Ja, sehr sogar. Ich bin seit 25 Jahren im Betrieb, und meinen Risotto mache ich immer noch gerne selber.

Auch wenn ich einen ausgezeichneten Küchenchef habe, muss ich dafür sorgen, dass manche Dinge so bleiben, wie sie sind, weil die Gäste auf Veränderungen sehr sensibel reagieren.

Wie haben Sie den Risotto erfunden?

Ich habe in Italien gearbeitet und von dort einiges mitgenommen, und ich hatte das Glück, in der Schweiz mit grossen Chefs in den «Palace»-Hotels zusammenzuarbeiten. Irgendwann habe ich daraus meine eigenen Schlüsse gezogen und diesen Risotto gemacht. Heute kommen die Leute wegen dieses Risotto, des Lachs und einiger anderer Gerichte. Aber ich bin immer noch kreativ und offen für neue Sachen. Der Hauptgang wäre übrigens ein schön parierter schottischer Lammrücken, drei,

vier Minuten gebraten, dann in den Ofen für ein, zwei Minuten und am Schluss mit wenig Butter und etwas Rosmarin vollendet.

Wie erhalten Sie sich die Freude am Kochen?

Ich kann es am Morgen kaum erwarten, in die Küche zu kommen. Nach dem Aufstehen gehe ich joggen – fünfmal in der Woche – und danach ins Restaurant. Die Motivation kann nur aus einem selbst kommen, wenn man Freude hat an dem, was man macht.

Sie reisen viel, haben die asiatische Küche früh kennengelernt – was ist Ihre letzte Entdeckung?

Zunächst: Als ich im «Palace» in St. Moritz gearbeitet habe, wurde der Rahm noch von zehn auf einen Liter eingekocht, und daraus wurden mit etwas Butter Saucen gemacht. Später kam ich nach Japan, wo es weder Butter noch Rahm gab, aber ich gewann die Erkenntnis, dass es nicht nur die eine, klassische französische Art zu kochen gibt. Seither haben mich die asiatische und die orientalische Küche fasziniert. Kürzlich war ich in Vietnam, und wie überall, wohin ich reise, ging ich als Erstes morgens auf den Markt, um auch die Kultur der Leute zu spüren. So entdeckte ich neue Produkte, die ich auf meine Art verwenden kann und die mich motivieren.

Wo und was essen Sie gerne in der Schweiz?

Ich habe eine Wohnung in Montreux, in dieser Gegend besuche ich deshalb naturgemäss viele Kollegen und lokale Märkte. Und sonst freue ich mich immer über

«Der Italiener braucht viel Butter, um den Risotto abzubinden. Ich brauche keine Butter!»

einen Kalbskopf oder Kutteln und Fische aus dem Genfersee, die ich zu Hause selber zubereite. Und meine Frau macht einen wunderbaren Kalbskopf.

Gibt es nicht einen kulinarischen Röstigraben zwischen der deutschen und der französischen Schweiz? In den beiden Landesteilen wird sehr unterschiedlich gekocht.

Das stimmt, das ist eine gute Beobachtung. Man spürt den französischen Einfluss in der Romandie sehr stark, Essen ist dort eine, sagen wir, «seriosere» Angelegenheit.

Von 1975 bis 1988 waren Sie im «Dorchester»-Hotel in London, zuletzt als Küchendirektor, und hatten sich zwei Michelin-Sterne erkocht. Wie kamen Sie anschliessend zu diesem Privatklub, den Sie seither leiten?

Die Verhältnisse im «Dorchester» waren

etwas kompliziert, es gab fünf Besitzer, zehn Direktoren in dreizehn Jahren. Dann kam das Angebot, diese ehemalige Kirche zu übernehmen, die ein Privatrestaurant war, das allerdings nicht sehr gut geführt war. Der Chef sass mehr im Pub, als dass er in der Küche stand. Ich wollte dieses Klub-System beibehalten, aber sehr viel exklusiver gestalten. Die Sterne musste ich allerdings abgeben, aber ich habe sie in meinem Herzen behalten.

Es war eine gute Entscheidung.

Ja, wir haben Wartelisten mit Leuten, die Mitglieder werden wollen.

Wer hat keine Chance, Mitglied im «Mosimann's» zu werden?

Wenn jemand immer reklamiert und mit Küche und Service nicht zufrieden ist, sage ich ihm irgendwann, dass es mir leidtue, dass wir seine Ansprüche nicht erfüllen können, aber dass es besser wäre, wenn er austräte. Das gibt es sehr selten, kommt aber vor. Und wenn Sie Mitglied werden wollen, brauchen Sie zwei Göttis, die hoffentlich dafür sorgen, dass so etwas gar nicht vorkommt.

Darf man Sie nicht kritisieren?

Doch, doch, ich bin sehr offen für Kritik und mache gern aus einer Beanstandung eine Freundschaft. Aber wenn man es jemandem nie recht machen kann, hat es keinen Sinn.

Aber Sie kennen natürlich die Vorlieben Ihrer Gäste?

Ja, wir wissen von jedem, was er gerne isst und was nicht, wo er gerne sitzt, was er trinkt, und wir wissen sogar, welches Silber-Tier er gern auf dem Tisch hat. Der eine möchte immer beim Hummer sitzen, der andere beim Ochsen...

Wie viele Plätze hat der Klub?

Wir haben rund hundert Plätze im Restaurant und noch einmal hundert in den sechs Privaträumen, die sehr, sehr wichtig sind für uns. Dort essen vor allem Geschäftsleute, die Verhandlungen führen – wie damals zwischen dem Bankverein und der SBG. Damit sie nicht gestört werden, können sie den Service mit einem Buzzer rufen, wenn sie ihn brauchen.

Was können Sie Ihren Gästen auf keinen Fall servieren?

Rohe Austern serviere ich aus Prinzip nicht. Überraschend viele Leute reagieren darauf allergisch, und das ist schlecht fürs Geschäft. Servieren Sie auch Dinge, die Sie selber nicht mögen?

Das gibt es nicht, ich esse alles. Je exotischer, desto besser.



«Die Kunst ist, möglichst wenig zu machen»: Koch-Legende Mosimann, fotografiert im Herbst 2013 in Zürich.

Konnten Sie das schon immer, oder mussten Sie sich das aneignen?

Ich war schon immer neugierig. Ich bin einmal nach Hongkong geflogen, als Schlangen-Saison war, weil ich das probieren wollte.

Wie war es?

Sehr gut. Man isst die Schlangen in einer Suppe, aber es gibt sie auch vom Grill, und sie schmecken ähnlich wie Poulet, aber das Fleisch ist viel, viel weicher – fast wie Fisch.

Sie kochen für die königliche Familie an grossen Anlässen. Worauf kommt es da an?

Das Wichtigste ist: *Keep it simple*. Und man darf nichts servieren, was viele Leute nicht mögen. Man geht kein Risiko ein, sondern serviert Dinge, die breit akzeptiert sind. Ich verwende wenn möglich Bio-Produkte, die frisch und gut sind.

Viele einflussreiche Leute kommen essen bei Ihnen. Was haben sie Sie gelehrt?

Alle essen gern und trinken ein gutes Glas Wein dazu, egal, ob sie politisch links oder rechts stehen.

Wie wichtig ist das Essen bei politischen Verhandlungen?

Sehr wichtig. Ich hatte einmal Jacques Chirac in 10 Downing Street zu Gast, der mir dann gesagt hat, die Verhandlungen

seien nicht gut gewesen, dafür aber das Essen. Das sind schöne Erfahrungen.

Sie haben die «Cuisine naturelle» erfunden. Was ist das eigentlich?

Ich verwende kein Fett, keine Butter, keinen Rahm, die Produkte müssen absolut frisch sein, und man sollte möglichst wenig damit machen, um den Eigengeschmack zu betonen. Einen Féra aus dem Genfersee dämpfe ich zwei Minuten im Körbchen, gebe etwas Basilikum und Olivenöl darauf und habe ein Essen wie Weihnachten. Oder Jakobsmuscheln: Die kommen bei uns frisch aus Schottland. Ich freue mich jedes Mal, wenn ich eine aufmachen und roh essen kann. Wenn ich dann sehe, wie solche Dinge in Restaurants verkocht werden und mit einer schweren, alkoholhaltigen Sauce serviert werden, tut mir das weh. Die Kunst ist, möglichst wenig zu machen – *less is more*.

Ist Essen, das ohne Fett zubereitet wurde, nicht langweilig?

Nein, Fett braucht es nicht unbedingt. Ein Poulet in der Salzkruste hat viel Geschmack, auch ein gedämpfter oder in der Teflonpfanne gebratener Fisch braucht kaum Fett.

Als Sie angefangen haben, für das britische Königshaus zu arbeiten, wurden Sie da in die Geheimnisse des Protokolls eingeweiht?

Ja, da wird man schon informiert, was man tun und was man nicht tun sollte. Als ich Präsident der Hoflieferanten war, der jährlich wechselt, habe ich die Queen viermal getroffen – für mich eine ganz grosse Ehre. Wir haben uns gut unterhalten übers Essen, sie ist jemand, der gerne isst und durchaus aufgeschlossen ist und genau weiss, was läuft.

Aber sie kocht nicht selber?

Nein (*lacht*), aber sie ist sehr interessiert.

Und Prinz Charles?

Für den arbeite ich seit 25 Jahren. Vor kurzem richtete ich seinen 65. Geburtstag für 420 Gäste im Buckingham Palace aus. Er ist ein vielbeschäftigter Mann, weiss aber sehr genau Bescheid, wer dann an seinen Einladungen teilnimmt, spricht mit allen Leuten und findet schnell Zugang zu ihnen.

Anton Mosimann, geb. 1947, ist ein weltweit bekannter Schweizer Koch. Seit 1988 führt er in London den Privat-Restaurantklub «Mosimann's». Zuvor hat er in verschiedenen Schweizer Grandhotels sowie in Kanada, Belgien, Schweden, Italien, Japan und Frankreich gearbeitet und war Küchenchef im Londoner «The Dorchester», wo er mit zwei Michelin-Sternen ausgezeichnet wurde. Mosimann ist königlicher Hoflieferant und war unter anderem für das Hochzeitsbankett von Prinz William und Kate Middleton 2011 im Buckingham Palace verantwortlich. Im Februar 2014 übernimmt Mosimann bei den Olympischen Winterspielen von Sotschi das Catering im «House of Switzerland».

«Ein Leben ohne Sex ist befreiend»

Eveline Hall ist 68 und verzichtet als Model auf Botox oder Schönheitsoperationen. Gerade deswegen ist sie international erfolgreich. Ein Gespräch über Jugendwahn, reifere Frauen mit jüngeren Männern, ihr neues Buch und die Vorzüge der sexuellen Enthaltensamkeit. *Von Franziska K. Müller*

Frau Hall, Sie sehen nicht nur wunderschön, sondern auch interessant und etwas exzentrisch aus...

Danke für das hübsche Kompliment. Ich muss mir ja sonst allerlei Plattheiten anhören und mag es gar nicht, wenn man mir sagt, ich sähe jünger aus.

Jetzt sind Sie etwas kokett, nicht wahr?

Dieses Lob bedeutet mir wirklich nichts, weil es nicht stimmt. Wenn ich in den Spiegel blicke, sehe ich eine gutaussehende Frau, die keinen Tag jünger aussieht und ganz wichtig: auch nicht jünger aussehen will. Vom Jugendwahn halte ich nichts. Es ist ein Diktat, dem sich die Frauen unterziehen – und das, ohne dass sich ihre Zufriedenheit merkbar verändert. Im Gegenteil: Was man will und nicht erhält, prägt sich negativ in den Gesichtszügen ein.

Sie haben leicht reden: In einem Alter, in dem andere Frauen sich die Haare färben oder auf Botox schwören, jetten Sie als Model durch die Welt und arbeiten mit berühmten Fotografen und Modemachern zusammen. Ohne Schönheit und die Traummasse 84-60-90 wäre die späte Karriere doch kaum möglich gewesen?

Das stimmt. Ich nehme für mich aber auch in Anspruch, dass ich eine Form der weiblichen Schönheit im Alter neu definiert habe. Bis anhin brachte man ältere Frauen, die modeln, mit Stereotypen in Verbindung: mit der Häuslichkeit und der Gemütlichkeit oder mit dem Übergewicht, den Falten und den gesundheitlichen Problemen. Von einer selbstsicheren und attraktiven Alten wollten am Anfang die wenigsten Kunden etwas wissen. Für viele Werbeaufträge werde ich auch heute nicht gebucht. Darauf bin ich sogar ein wenig stolz: Mein Aussehen – ebenso wie jenes vieler anderer gleichaltriger Frauen – passt weder zu einer Rheumadecke noch zu einer neuen Kuchen-Fertigmischung.

Sie tragen schliesslich Kleidergrösse 36 bei einer Grösse von 1,74 Meter und machen auch gerne mal einen Spagat.

Die Arbeit beim Ballett und am Theater war eine gute Voraussetzung, um fit ins Alter zu gehen, vor allem aber bestreite ich seit vierzig Jahren ein tägliches Training von 45 Minuten, dem ich den schlanken, noch immer muskulösen Körper, den jugendlichen Gang und die aufrechte Haltung verdanke.



«Donald Sutherland, Michael Douglas und Richard Gere natürlich ausgenommen»: Autorin Hall.

Sie reisen viel, arbeiten mit anspruchsvollen Fotografen und Models, die Ihre Enkelinnen sein könnten. Gibt es auch Momente, in denen Sie sich nach einem Schaukelstuhl sehnen?

Zuerst fragten sie mich noch frech, ob ich mich mal hinsetzen oder eine Tasse Tee wolle. Heute wissen sie, dass meine Kondition und die Beweglichkeit sehr gut sind. Die Jungen vergessen mein Alter einfach, das ist mein schönster Sieg.

Finden Sie sich heute eigentlich schöner als mit fünfundzwanzig?

Eindeutig. Wenn man jung ist, dann ist die Schönheit selbstverständlich. Man trägt das Aussehen vor sich hin. Auch ich wollte dem Ideal entsprechen, färbte meine Haare blond, trug viel Make-up, Miniröcke und hohe Absätze und machte sogar Diäten. Heute trage ich die Haare grau, schminke mich nur dezent, kleide mich klassisch. Ich erlaubte mir den Luxus, eine natürliche Schönheit zu werden, und als solche fühle ich mich freier und jugendlicher, aber auch individueller als zuvor.

Was halten Sie von der Beauty-Industrie?

Ich merke vor allem, dass ich aus einer anderen Generation stamme. Aber natürlich fallen mir auch die Slogans auf, die Puppenaugen, Puppenhaut und Puppenlippen versprechen oder ein jugendliches, faltenfreies Aussehen. Die Hollywoodstars sind die Vorbilder, an denen sich heute alle jungen Mädchen orientieren. Natürlich leidet das Selbstwertgefühl zwangsläufig, aber auch unnötigerweise, wenn man sich an unerreichbaren Idealen misst. Die Gleichmacherei geht über die Kosmetikindustrie und das Jugendalter hinaus. Eine aufgespritzte Lippe ist identisch mit tausend anderen, weil die Technik die Form bestimmt, und dies gilt auch für andere minimale Interventionen der Chirurgie. So verlieren die Frauen ein Stück weit ihre optische Identität. Das finde ich schade.

Der deutsche Moderator Markus Lanz sagte über Sie: «Eveline ist eine Zumutung für all die <Gebotoxten> und <Gefacelifteten>. Für alle anderen ist sie ein Segen.»

Sehen Sie es auch so?

Nicht unbedingt. Immerhin unterziehen sich Millionen von Frauen solchen Interventionen. Man müsste sich vielleicht eher fragen, warum sich so viele von ihrem Gesicht verabschieden zugunsten einer eigenartigen Jugendlichkeit, die man ihnen sowieso nicht mehr abnimmt.

Haben Sie eine Erklärung?

Auch weil viele Frauen auf kleinste Schönheitsfehler fixiert sind und diese ab vierzig immer mit dem Alter in Verbindung bringen, ebenso wie andere Kalamitäten des Lebens. Teure Kosmetika und medizinische Beauty-Interventionen sind meiner

Meinung nach eher eine Symptombekämpfung. Sie deuten auch die Furcht vor einer ungewissen Zukunft an.

Waren Sie nie versucht, der Schönheit nachzuhelfen?

Ich habe noch nie etwas anderes gekauft als Nivea-Creme. Und wenn ich ein Peeling mache, dann mit Kaffeepulver aus der Küche.

Ist es den heutigen Frauen vergönnt, in Würde alt zu werden?

Viele Frauen stehen heute mit fünfzig oder sechzig noch voll im Leben, sie müssen im Beruf fit und frisch aussehen. Oft genug sind sie in diesem Alter erneut auf Partnersuche: Dann geht es zwangsläufig los mit dem Fitnessstudio, den engen Klamotten und den gefärbten Haaren.

So wie Ihre Tante Tuto, die Sie in Ihrem neuen Buch beschreiben?

In der Tat: Tante Tuto schminkte sich grell, ihre Lippenstiftfarbe nannten wir «krasses Jugendrot». Sie trug auffälligen Schmuck und jugendlich-affige Kleidung. Sie konnte oder wollte nicht alt werden, auch weil sie ihrem viel jüngeren Partner, Onkel Bruno, gefallen musste. Sie blieb mir vermutlich in starker Erinnerung, weil es den meisten anderen Frauen dieser Generation gegönnt war, übergewichtig und mit grauem Haarschopf alt zu werden. Daran hat sich niemand gestört, am wenigsten die Ehemänner, die ihrerseits keinen Waschbrettbauch und keine volle Haarpracht aufweisen mussten, um geliebt zu werden. Aber man darf sich nichts vormachen: Steht eine ältere Frau heute erneut in der freien Wildbahn, hat sie trotz aller Bemühungen schlechte Karten.

Betrübliches Fazit: Die reife Frau bleibt allein, ausser sie nimmt einen 90-Jährigen?

In vielen Fällen ist es leider so. Das ist übrigens ein Grund, weshalb ich nicht verzweifelt auf der Suche nach einem Partner sein will. Ich will auch keinen Älteren oder Gleichaltrigen – Donald Sutherland, Michael Douglas und Richard Gere natürlich ausgenommen. Ein Mann, der am Abend vor dem Fernseher sitzt und gerne spazieren geht, passt einfach nicht zu meinem Lifestyle.

Sie verzichten seit längerem auf Sex: Ist das einschränkend oder befreiend?

Es ist eine Befreiung. Weil ich so sein kann, wie ich bin, und so aussehen kann, wie ich will. Im nicht vorhandenen Drang nach weiblicher Selbstbestätigung muss ich keine Kompromisse machen und kann zudem in aller Ruhe warten, bis mir ein kluger, charmanter 50-Jähriger über den Weg läuft, der mich toll und sexy findet.

In Hollywood werden Frauen, die sich einen jüngeren Lover zulegen – etwa Demi Moore und Madonna –, Pumas genannt. Glücklicherweise werden sie selten, da die Männer nach ein paar Jahren oft das Weite suchen.

Man sollte sich nicht gleich wie Tante Tuto stylen, wenn der Partner jünger ist. Und obwohl diese Konstellation beinahe der Gipfel der Emanzipation ist, müssen die Frauen subtil agieren, wenn sie den finanziell starken Part der Beziehung stellen und dem Mann in puncto Status überlegen sind. In meinem Fall ist sowieso nicht viel zu holen, und ich möchte natürlich um meiner selbst geliebt werden. An diesem Grundsatz hielt ich übrigens auch in jungen Jahren fest: damals, als mir die Männer zu Füßen lagen.

Sie wurden als ehemalige Balletttänzerin, als Showgirl in Las Vegas und Schauspielerin zwangsläufig über ihre Schönheit definiert. Ist Schönheit Macht?

Sicher. Und in jungen Jahren kann sie ein unbezahlbares Gut sein. Schönheit öffnet Türen, sie trägt zum Erfolg bei, sie ermöglicht – wenn man das will – ein Leben in Saus und Braus. All das hat mich nicht interessiert. Meinen Wert habe ich immer höher eingeschätzt als diejenigen, die nur meine Jugend und mein Äusseres toll fanden oder mich kaufen wollten. Kam einer und sagte: «Ich kaufe dir Schmuck, ich schenke dir einen Pelzmantel», habe ich geantwortet: «Weisst du, wenn ich Schmuck will, kaufe ich ihn mir irgendwann selbst, und einen Pelzmantel besitze ich bereits.» Ich war eigenständig und leistungsorientiert, stammte aus der Welt des klassischen Balletts, in der es am Ende des Tages nicht um das Optische ging, sondern darum, wie viele Pirouetten man drehen kann. Somit erlaubte ich mir den Luxus, jene Männer zu lieben, die mein Herz berührten.

Was allerdings auch einen Preis hatte, denn mit 55 kehrten Sie zu Ihrer Mutter zurück nach Deutschland, ohne Geld.

Ich liess gute Aufträge sausen, weil mich meine geliebte Mutter nach einem schweren Schicksalsschlag brauchte. Die erste Zeit war hart, es fiel mir schwer, das erste Mal finanziell von einem anderen Menschen abhängig zu sein. Es gab Tage, da fehlte es mir sogar an Kleingeld für ein Busticket. Meine Mutter und ich standen diese Zeit gemeinsam durch. Ich brachte die missliche Situation nie mit meinem Alter in Verbindung, und mein Selbstwertgefühl blieb intakt. Nur so konnte ich mit 55 Jahren meine neue Karriere als Model in Angriff nehmen.

Und wann beginnen Sie sich endlich mit dem Alter zu befassen?

Bald. Vielleicht morgen?

Eveline Hall, 68, geboren in Hamburg, ist eine klassisch ausgebildete Balletttänzerin. Sie ging als Showgirl nach Las Vegas, wo sie einen Cherokee-Indianer heiratete. Nach der Scheidung verliebte sie sich in einen Spitzenkoch und lebte in Südfrankreich. 2001 kehrte sie mittellos nach Hamburg zurück, wo sie eine späte Karriere als Model startete. Kürzlich hat sie ihre Erinnerungen in «Ich steig aus und mach 'ne eigene Show» bei Eden Books veröffentlicht.

«Tornado der Erneuerung»

Der schweizerisch-französische Doppelbürger Jérôme Lambert steht neu an der Spitze der Luxusfirma Montblanc. Was macht die Schweizer Uhrenindustrie so erfolgreich? Haben Produkte eine Seele? Wofür braucht man heute noch einen Füller? Warum Balzac lesen? Von Philipp Gut und Guillaume Perret (Bild)



«Mit einer Uhr oder einem Schreibgerät fängt der endliche Mensch ein Stück Lebenszeit ein»: Montblanc-Chef Jérôme Lambert.

Herr Lambert, Sie haben dieses Jahr von Jaeger-LeCoultre in den Chefessel von Montblanc gewechselt: vom hintersten Vallée de Joux ins mondän-hanseatische Hamburg. Wie haben Sie diesen Kulturschock verkraftet?

Hamburg ist eine sehr schöne, sehr internationale Stadt. Es bewegt sich dort viel, denken Sie etwa an die Hafen-City. Allerdings ist es schon sehr flach. Das höchste Gebirge in der Umgebung ist sechzig Meter hoch. Wenn man jeden Morgen vom Fenster aus den Montblanc sehen konnte, ist das gewöhnungsbedürftig. (Lacht)

Beide Häuser, Montblanc und Jaeger-LeCoultre, gehören zum Richemont-Konzern. Wo liegen die Unterschiede in der Firmenkultur?

Jaeger-LeCoultre wurde im Jura gegründet und hat eine einheitliche, auch nationale Identität. Es gibt zwar viele Arbeiter

von der französischen Seite der Grenze, aber das spielt keine Rolle: Alle leben den Uhrmachegeist der Jurahöhen. Bei den Montblanc-Manufakturen gibt es diesen Geist auch, aber Montblanc ist durch drei verschiedene Mentalitäten geprägt: Die Schreibgeräte kommen aus Hamburg, die Uhren aus Le Locle und Villeret, die Lederwaren aus Florenz. Der Firmenname Montblanc erinnert an den höchsten Gipfel des Kontinents. Wir wollen jede unserer Aktivitäten dort entwickeln, wo das Handwerk seit Generationen sitzt und die höchste Qualität erreichen kann.

Weshalb sind Schweizer Uhrenfirmen so erfolgreich?

Die Uhrmacherkunst ist derart stark im Jura verankert, dass Sie nur dort die besten Leute finden. Diese Tradition hat sich seit Jahrhunderten in den gleichen Dörfern und Familien entwickelt – daher der gewaltige, weltweite Impact, der von dieser Region auf die In-

dustrie ausgeht. Ausserhalb der Schweiz fehlt der Uhrmacherei weitgehend die natürliche Umgebung. Ich würde von einem Systemerfolg sprechen: Die verschiedenen Marken, die Schulen, das jahrhundertealte Wissen – all dies zusammen begründet die Überlegenheit der Schweizer Uhrenbranche. **Was macht für Sie die Faszination von Uhren und Zeitmessern aus?**

Mich haben immer Menschen interessiert. Zeit und Rhythmus formen unser Leben. Wenn Menschen ohne Zeitstruktur und Lichtimpulse leben, sind sie sehr schnell verloren und verlieren auch die geistige Kapazität. Mich begeistern die Menschen, die hinter jedem unserer Zeitmesser stehen, ihre Leidenschaft, ihre handwerkliche Fertigkeit, ihre Kreativität und ihr Innovationsgeist.

Montblanc ist breit aufgestellt mit Schreibgeräten, Uhren, Lederwaren, Accessoires. Worin besteht der Kern der Marke?

Unsere Produkte sollen so hochwertig sein, dass sie Sie ein Leben lang begleiten. Wir nennen das *fine lifetime companion*, das ist das Grundkonzept und unsere Raison d'être. So ist es seit über hundert Jahren unser Anspruch, die besten Schreibgeräte zu entwickeln. Wir verkörpern gleichsam die Branche. Siebzig Prozent der Schreibgeräte über 300 Euro werden von Montblanc hergestellt. Oder schauen Sie sich diese iPhone-Hülle an: Das scheint etwas Banales zu sein. Wir haben durch eine spezielle Produktionstechnik erreicht, dass unser Leder geschmeidig bleibt und eine deutlich längere Lebensdauer hat. Man will Leder fühlen, nicht Plastik.

In der Luxusliga, in der Sie spielen, haben alle den Anspruch auf Qualität. Welches ist Ihre Strategie, um sich gegen die Konkurrenz zu behaupten?

Zentral ist: Für alle unsere Aktivitäten haben wir eigene Manufakturen gebaut. Diese konsequente Vertikalisierung ermöglicht die totale Kontrolle über die Produktion. Im Ledergeschäft beispielsweise sind Sie sofort weg, wenn die Qualität nicht stimmt. Wir investieren mehr als andere, dafür bekommen die Kunden auch mehr. Überdies können wir in schnellerem Rhythmus Innovationen einführen.

Halten Sie es für denkbar, dass sich eine grosse Uhrenkrise, wie sie die Schweiz in den siebziger Jahren erlebte, wiederholt?

Man soll niemals nie sagen. Niemand hat diese Krise vorausgesehen. Aber es sieht nicht danach aus, als wiederholte sich der Zusammenbruch von damals bei der Quarz-Revolution.

In welchen Weltgegenden beobachten Sie die grösste Dynamik?

Montblanc war ein Pionier in Asien und hat dort vor vielen anderen ein Boutiquenetz aufgebaut. Wir haben mehr als hundert Boutiquen in China, die Hälfte von ihnen sind direkt betrieben, die anderen von Partnern. Sehr grosses Zukunftspotenzial sehen wir jedoch in der südlichen Hemisphäre, von Südamerika über Afrika und den Mittleren Osten bis nach Thailand, Malaysia, Vietnam.

Läuft das Afrika-Geschäft schon, oder ist es Zukunftsmusik?

In vielen Ländern ist die Infrastruktur noch sehr mangelhaft. In Algerien entwickelt sich eine Struktur, Angola erholt sich langsam nach dem Bürgerkrieg. Der afrikanische Markt hat heute immerhin einen Umfang wie Portugal und Spanien zusammen. Doch die Entwicklung wird weitergehen.

Welches sind Ihre wichtigsten Führungsgrundsätze?

Das ist eine interessante Frage. Teamgeist steht ganz zuoberst: «Wir, Montblanc»,

nicht: «Ich, Montblanc». Zweitens: Engagement und Vorbild. Ich erwarte von jedem Mitarbeiter vollen Einsatz. Man muss der Marke dienen, an und mit ihr arbeiten. Drittens: Leidenschaft. Wir haben eine unglaubliche Chance in einer Branche, die sich mit Schönheit, Kreativität, Tradition befasst – das muss der Kunde spüren. Ohne inneres Feuer geht es nicht.

Der Typus des Managers ist in Verruf geraten. Man spricht von Gier, mangelndem Weitblick, Rastlosigkeit. Was antworten Sie?

Natürlich gibt es das. Manager sind auch nur Menschen. Es gibt keinen Grund, sie als Helden zu verehren. Vielleicht hat die Enttäuschung auch damit zu tun, dass man Unternehmer und Manager lange verklärt und zu Superstars hochstilisiert hat. Es gibt keinen

Grund, dem Manager mehr Respekt zu zollen als einem anderen Mitarbeiter. Jeder versucht, seine tägliche Arbeit so gut wie möglich zu machen. Letztlich ist es eine Sache der Persönlichkeit: Wer die richtigen Werte hat und auch danach handelt, erzielt eine positive Wirkung.

Was bedeutet Ihnen Luxus? Gibt es eine Art Philosophie des Luxus?

Echter Luxus ist für mich das «carpe diem» der alten Römer. Gestern Abend waren wir in Florenz, es war sicher nicht das teuerste Restaurant der Stadt. Aber das spielt keine Rolle. Als Vorspeise gab es warmen Käse mit Kartoffeln und Tomaten. Danach gab es Fisch. Wunderbar. Dazu die Gesellschaft geistreicher Kollegen aus Italien, Pakistan, Deutschland. Es war einfach eine wunderbare Zeit. Im Französischen gibt es den Ausdruck *tuer le temps*...

... die Zeit totschiagen.

Genau. Sie langweilen sich, Sie wissen nicht, was Sie mit Ihrem Leben anfangen sollen: Das ist das Gegenteil von Luxus. Luxus ist die Chance, den Tag zu nutzen.

Haben Produkte so etwas wie eine Seele?

Sicher. Die Kunden leben mit unseren Produkten, und diese begleiten sie oftmals durch ihr ganzes Leben und weiter bis zur nächsten Generation. Das Schreibgerät, mit dem ein Friedensvertrag unterschrieben, ein Roman oder ein Liebesbrief verfasst wird, bekommt eine grosse Bedeutung für den Besitzer, der besondere Moment ist ein Teil seines Lebens, und insofern hat das Produkt durchaus eine Seele.

Welches sind, neben dem Uhren- und Luxusgeschäft, Ihre privaten Leidenschaften?

Ich laufe viel und lange, das ist wie Yoga für mich. Ein Marathonlauf bringt Klarheit in den Geist. Ich brauche das aber auch körperlich. Seit meiner Kindheit hab ich zudem eine grosse Leidenschaft für Pferde. Ich bin

immer viel geritten, ausser in diesem Jahr, da war es zeitlich nicht möglich.

Mit Ihrer exklusiven «Writers Edition» huldigen Sie jedes Jahr einem Schriftsteller der Weltliteratur, jetzt ist der französische Romancier Honoré de Balzac an der Reihe. Was schätzen Sie an ihm, wofür steht er?

Balzac war in seiner Zeit ungeheuer modern. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte eine Dynamik in Wirtschaft und Gesellschaft, vergleichbar jener in heutigen Schwellenländern und Tigerstaaten. Alles kam in Schwung, die Menschen waren umgeben von einem Tornado der Erneuerung. Balzac beschreibt das atemlos und intensiv, er war enorm produktiv.

Gut für das Schreibgerätegeschäft.

Ja, aber das war vor unserer Zeit. (*Lacht*)

Balzac war zugleich fasziniert und angewidert vom dandyhaften Luxusleben seiner Zeit, vom los-sprintenden Kapitalismus und vom Geldrausch jener Tage.

Die von Balzac entworfenen Figuren sind für ihn ein Mittel, den Zeitgeist auszudrücken und auch Kritik daran zu üben. Es ist aber keine Kritik von aussen, denn er liebte die Exzesse – und auch seine Figuren. Nichts bei ihm ist schwarzweiss.

Sie sind schweizerisch-französischer Doppelbürger und kennen den Jurabogen sehr gut. Welche Mentalitätsunterschiede zwischen Schweizern und Franzosen beobachteten Sie?

Frankreich kennt man hierzulande wegen Paris, aber Frankreich ist nicht Paris. Die Leute, die in den französischen Juradörfern leben, sind den Schweizern diesseits der Grenze viel näher als ihren französischen Landsleuten in der fernen Metropole.

Montblanc ist berühmt für seine edlen Schreibgeräte. Hand aufs Herz: Wer braucht denn heute noch einen Füller? Hat die manuelle Schreibkultur im Computerzeitalter eine Zukunft?

Ich frage zurück: Wie viele Verträge haben Sie in Ihrem Leben nicht mit Tinte und von Hand unterschrieben? Vergleichen Sie es mit der Uhrenindustrie, die sich ja auch sehr positiv entwickelt, obwohl man keine Uhr mehr zum Zeitablesen braucht. So ist es auch mit Schreibgeräten: Ihre Bedeutung liegt nicht nur in der reinen Funktionalität. Mit einer Uhr oder einem Schreibgerät fängt der endliche Mensch ein Stück Lebenszeit ein – das gilt auch und vielleicht umso mehr in der modernen, hochtechnisierten Welt.

Jérôme Lambert ist seit Juli 2013 Chef der Luxusmarke Montblanc, die zum Richemont-Konzern gehört. Zuvor leitete der schweizerisch-französische Doppelbürger die Schweizer Uhrenfirma Jaeger-LeCoultre.

«Gar nichts ist eng in der Schweiz»

Der grosse Schweizer Schriststeller Urs Widmer hat in diesem Jahr seine Autobiographie vorgelegt. Das Buch ist auch eine Liebeserklärung an die Schweiz. Er selber schwanke zwischen Optimismus und Pessimismus: Die Weltlage sei ausweglos, «aber ich verdränge das erfolgreich.» *Von Rico Bandle*

Sie sind nun 75, haben eine Autobiografie geschrieben, die ausschliesslich auf Lob gestossen ist – jetzt könnten Sie sich eigentlich zufrieden zurücklehnen.

Das könnte ich, möchte ich aber nicht. Meine Befürchtung ist eher, dass ich mich eines Tages zurücklehnen *muss*, weil a) der Kopf nicht mehr funktioniert oder b) der ganze Rest auch nicht mehr.

Die Genugtuung ist aber gross, wenn die Kritiken auf die eigenen Memoiren dermassen positiv sind?

Ja, natürlich. Das Buch verkauft sich auch gut. Vielleicht erinnern Sie sich aber, wie ich auf der ersten Seite meine Zweifel formuliere, ob ich das Buch überhaupt schreiben sollte. Ich habe lange gezweifelt und gezögert. Ich habe es dann trotzdem geschrieben, weil ich das Gefühl hatte, sämtliche Stollen meiner Erinnerungen schon einmal in anderen Büchern ausgeräumt zu haben. Mich plagte die Angst, dass, wenn ich nun auch noch mein Leben verwerte, nichts mehr übrigbleibt.

Ein Schriftsteller, der sein Leben so wie Sie ausbreitet, unterscheidet sich gar nicht so gross von den Jugendlichen, die alle ihre Erlebnisse auf Facebook breitschlagen.

Das sehe ich überhaupt nicht so. Erstens handelt es sich trotz den Triebgeschichten, auf die Sie vermutlich anspielen, um ein keusches und zurückhaltendes Buch. Wenn Sie eine Autobiografie schreiben, können Sie das nur tun, wenn Sie «alles» sagen. Die weniger angenehmen Seiten oder auch die intimen Erlebnisse soll man nicht ausbreiten, aber man muss sie benennen. Meiner Meinung nach ist dies nicht exhibitionistisch. Ein Teil des Erfolges hängt damit zusammen, dass viele Leser Ähnliches erlebt haben und sich wiedererkennen.

Sie beschreiben ausführlich, wie Sie im Badezimmer onaniert haben. Andere ältere Schriftsteller neigen dazu, detailreiche Sexszenen zu beschreiben, was als «Altmännerfantasie» bezeichnet wird. Verliert man im Alter die Schamhaftigkeit?

Mit Verlaub, bei mir im Buch finden Sie keine «Sexstellen». Man verliert im Alter auch nicht die Schamhaftigkeit. Was aber stimmt: Ein solches Buch kann man erst im Alter schreiben, nicht wegen der Geständnisse, sondern weil dazu eine gewisse Lebenserfahrung nötig ist. Wie ich

im Buch schreibe: «Erst träumen wir von der Zukunft, dann leben wir sie, und am Ende, wenn diese gelebte Zukunft vergangen ist, erzählen wir sie uns noch einmal.»

Sie schreiben auch: «Jedes Erinnern, auch das genaueste, ist ein Erfinden.» Wo haben Sie der Erinnerung am meisten nachgeholfen?

Wenn Sie das richtig auffassen, auf jeder Seite. Wenn Sie das polemisch auffassen, nie. Ich habe nie versucht, eine Geschichte irgendwie auszuschmücken, obschon sie sich anders zugetragen hat. Ich bleibe bei den sogenannten Fakten. Aber die Art, wie wir uns erinnern, ist natürlich subjektiv.

Ist die Versuchung nicht gross, zu schummeln? Also unliebsame Erlebnisse einfach zu verschweigen und andere etwas stärker hervorzuheben?

Nein. Selbst der Schluss, der wie erfunden erscheint, wie aus einem Hollywoodfilm, hat sich genau so ereignet: Meine Frau hat auf dem Zeltplatz bei der Raffinerie mein erstes Buch gelesen. Als Schriftsteller war mir aber klar: Die gesamte Geschichte zielt auf diese Schlusszene hin. Und natürlich

gibt es auch genügend Ereignisse, an die ich mich nicht mehr erinnere, schliesslich ist das alles fünfzig oder

noch mehr Jahre her. Anderes fand ich schlicht uninteressant. Ich erzähle lieber eine gute Geschichte als eine schlechte. Das Schöne am Schreiben war: Alle Leute von früher begannen wieder zu leben, auch solche, die ich schon fast vergessen hatte. Das hält jung. Anders als bei anderen meiner Bücher ist bei diesem der Tod weit entfernt.

In dem Buch erfährt man sehr viel über die Schweiz.

Ja, hoffentlich ...

Man hat das Gefühl, Sie seien in einer heilen Miniaturwelt aufgewachsen, einer Art Modelleisenbahnlandschaft.

Das stimmt auch. Ich gehöre einer Generation an, die ein geradezu unverschämtes Glück hatte. Ich bin 75 Jahre alt und habe keinen Krieg erlebt, nur jenen jenseits des Stacheldrahts. Auch sonst hatte ich sehr viel Glück, es gibt in meinem Leben keine wirklichen Brüche. Innerhalb des geschützten Raumes sind die Gefahren des Lebens aber trotzdem da. In der Kriegszeit wusste man

nicht, ob das gut ausgeht. Man hatte eine riesige Angst – völlig zu Recht. Ein Leben in der Schweiz ist nicht ein Leben im siebten Himmel, aber vielleicht im dritten, verglichen mit dem Rest der Welt.

Sie haben nie so sehr «an der Schweiz gelitten», wie das ab den 1960er Jahren für Schriftsteller zum guten Ton gehörte?

Wenn Sie so wollen, habe ich durchaus auch an der Schweiz gelitten, aber ich bin dann weggegangen. Insgesamt lebte ich zwanzig Jahre im Ausland, zuerst in Frankreich, dann in Deutschland.

Woran haben Sie genau gelitten? War dieser «Diskurs der Enge», wie ihn Paul Nizon beschrieb, mehr als nur eine Modeerscheinung?

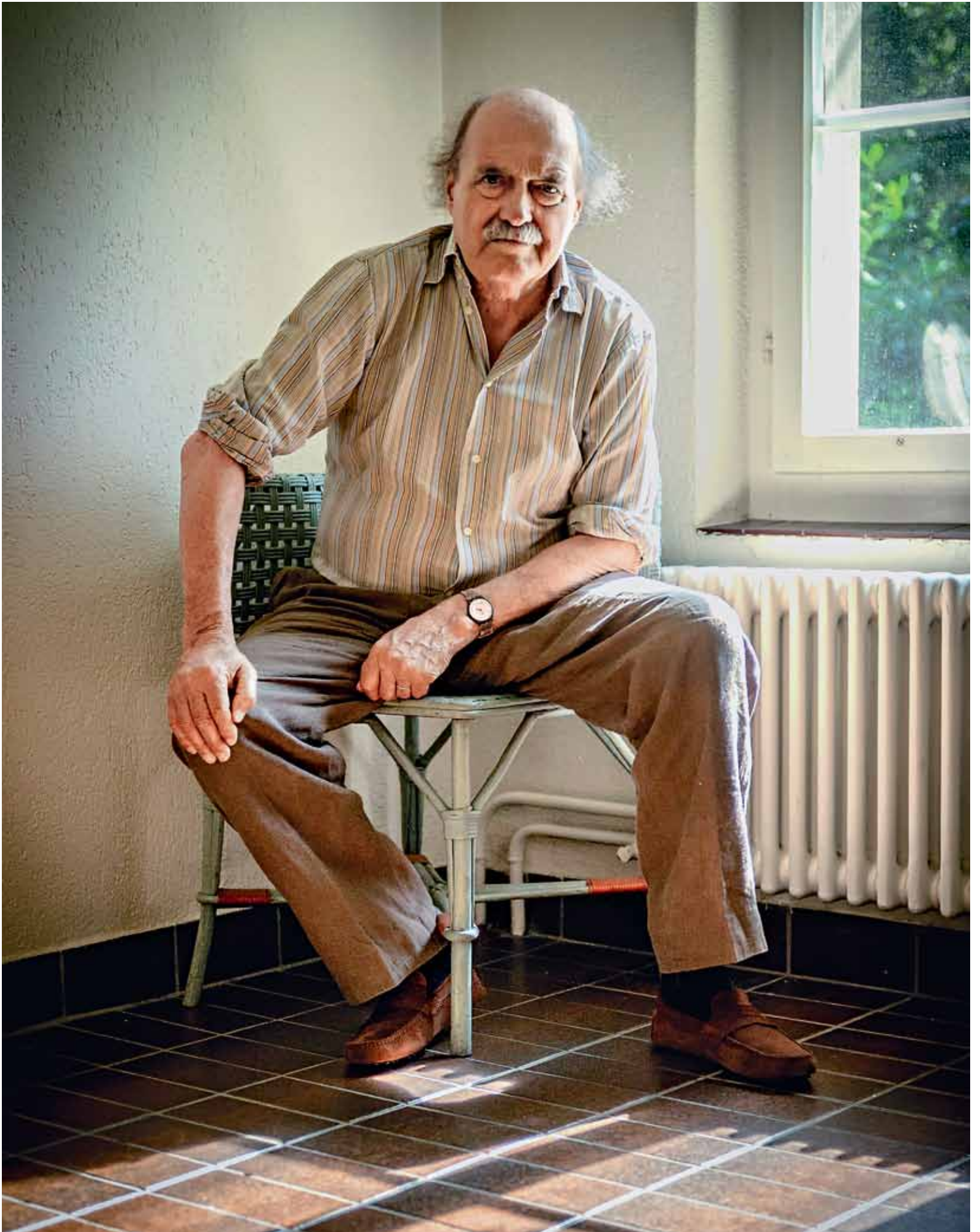
Ja. Die fünfziger und sechziger Jahre waren sehr dumpfe, eigentlich depressive Jahre. Das gesellschaftliche Leben bewegte sich damals kaum. Die Hausfrauen waren Hausfrauen, die Offiziere waren Offiziere, und ein Herr Professor war ein Herr Professor, daran gab es nichts zu rütteln. Junge Leute mögen solche starren Strukturen nicht. Meine Lösung war, nach Paris zu gehen, später

nach Frankfurt. Viele Intellektuelle verliessen die Schweiz. Ich weiss aber nicht, ob die Auslandsorte, die man dann auf-

suchte, die Heilung brachten. Nizon hatte damals völlig recht mit seinem Pamphlet. Wenn allerdings heute die Metapher der Enge gebraucht wird, kann ich nur lachen. Gar nichts ist eng in der Schweiz, vieles ist sogar weiter als anderswo. Seit 1968 hat sich die Schweiz und vor allem Zürich wesentlich verändert – und zwar zum Besseren. Die jungen Frauen, die sich heute über Feministinnen lustig machen, haben keine Ahnung, was diese Frauen früherer Generationen für sie geleistet haben.

Die 68er haben heute nicht mehr den besten Ruf, sie werden für viele gesellschaftliche Missstände verantwortlich gemacht. Leiden Sie als bekennender 68er darunter?

Wenn die Gedanken der 1968er für Missstände verantwortlich gemacht werden, ist das ein Irrtum. 68 war eine grossartige Reform, von der alle profitieren, auch jene, die gegen die 68er schimpfen. Niemand kann etwas haben gegen die freiere Lebensluft, die jetzt in der Schweiz herrscht. >>>



«Vasella ist ein gescheiter, einnehmender Mann»: Autor Widmer.

Man begegnet nicht oft Leuten Ihrer Generation, die nicht sagen: früher war alles besser», sondern: «Heute ist alles besser».

Sie können das Wort «alles» streichen, aber in der Summe stimmt das: Es ist vieles besser. Bitte titeln Sie aber nicht, Urs Widmer sage, die Schweiz sei ein Paradies.

Haben deshalb die intellektuellen Mahner an Bedeutung verloren, weil alles einigermassen gut funktioniert?

Ja, viele Missstände sind kleiner geworden, die Stimmen der Intellektuellen entsprechend leiser. Da, wo die Missstände noch immer gross sind, zum Beispiel in der Finanzwelt, da mache zumindest ich den Mund deutlich auf – und das seit zwanzig Jahren. Ich habe insgesamt drei Theaterstücke zum Thema geschrieben und mehrere Polemiken verfasst. Dass die Intellektuellen generell weniger gelten, hat auch eine gute Seite. Man ist nicht mehr auf dieses Klassikerpodest geschoben. Ich bin zwar auch ein Klassiker, aber ein sehr lebendiger.

Verspüren Sie eine Art Genugtuung, wenn in diesen Tagen Banker verhaftet werden?

Nein, weil ich auch keine Lösung sehe. Man weiss ja nicht einmal, ob es den Richtigen trifft, wenn die Amerikaner wieder einen einlochen. Das ganze System leidet an einer Perversion, die auch durch die neuen Regulierungen nicht wegzubringen ist. Meine Kritik ist eigentlich eine ganz einfache: Natürlich muss es Banken und ein Finanzsystem geben. Aber was es nicht geben sollte, ist, dass Geld mit Geld handelt. Geld sollte mit Waren handeln, mit der Produktion. Aber es wird grösstenteils mit Geld gehandelt.

Heutzutage nehmen Banker und Rohstoffhändler eine Stellung ein wie einst die Juden oder die Ausländer: Sie sind generell die Bösen, verantwortlich für sämtliches Übel. Jeder kann mitschimpfen.

Wenn man es sich so einfach macht, so ist dies Unfug. Ich kenne einige Banker: redliche, intelligente und auch selbstkritische Menschen. Aber wenn Sie das Gros des vor sich hinrollenden Systems anschauen, so bleibt am Schluss eben doch die Perversion übrig. Ich habe das Glück und die Chuzpe, ein grösstenteils selbstbestimmtes Leben zu führen. So kann ich mir erlauben, eine Position einzunehmen, die ein bisschen ausserhalb steht. Wenn ich zum Beispiel sehe, wie sich die Universität Zürich von der UBS hat übertölpeln lassen, so empfinde ich das als eine Katastrophe. Für die Universität, nicht für die UBS. Eine Universität darf sich in keiner Weise dem Verdacht aussetzen, irgendwie forschungsfähig zu sein.

Natürlich war es falsch, Teile der Verträge geheim zu halten, das ist immer suspekt.

Urs Widmer

Der Schriftsteller wurde 1938 in Basel geboren. Nach dem Studium der Germanistik, Romanistik und Geschichte an den Universitäten von Basel, Montpellier und Paris arbeitete er bei verschiedenen Verlagen als Lektor. 1968 veröffentlichte er mit «Alois» seine erste Erzählung. Fortan erschien eine Vielzahl an Romanen, Erzählungen und Theaterstücken. Grosse Beachtung fanden seine autobiografisch angehauchten Romane über seine Mutter («Der Geliebte der Mutter», 2000), seinen Vater («Das Buch des Vaters», 2004) und sich selbst («Ein Leben als Zwerg», 2006), die nun mit «Reise an den Rand des Universums» (2013) ihren Höhepunkt fanden. 1996 kam sein mit dem Regisseur Volker Hesse entwickeltes Theaterstück «Top Dogs» am Zürcher Theater Neumarkt zur Uraufführung. Das satirische Stück über gestrauchelte Manager wurde zu einem Welterfolg, Widmer gehört seither zu den gefragtesten Kritikern des Banken- und Finanzwesens. (ww)

Aber wenn die Finanzierung transparent ist, sehe ich das Problem nicht. Forschungsabhängigkeit besteht immer, ob nun die UBS oder der staatliche Nationalfonds bezahlt.

Die universitäre Forschung muss der Steuerzahler bezahlen, und zwar ganz! Natürlich wird auch überall viel Unfug geforscht, das war schon immer so, das können Sie nicht vermeiden. Zwischen zehn und fünfzig Prozent ist vermutlich unbrauchbar.

Da sind Sie aber grosszügig.

(Lacht) Ich wollte nicht achtzig Prozent sagen...

Seit dem Stück «Top Dogs», einem sensationellen Erfolg, sind Sie ein gefragter Bankenkritiker. Dahinter liegt meiner Meinung nach ein Missverständnis: Bei «Top Dogs» ging es gar nicht um die Finanzwelt, sondern um das Verhalten von Menschen, die ganz oben standen, sich für unfehlbar hielten und dann tief stürzten. Mit Finanzen hat das nichts zu tun, obschon Banker vorkommen. Aber plötzlich hielt man Sie für einen Experten für etwas, wovon Sie sehr weit entfernt sind. Die Rolle des Bankenkritikers entspricht dem feinfühligem Erzähler Urs Widmer gar nicht.

Das weiss ich nicht.

Ihre folgenden zwei Finanzstücke flopten dann auch.

Das stimmt nicht. «Münchhausens Enkel» im Theater Rigiblick hat den Zürchern gefallen. Aber «Top Dogs» war unmöglich zu toppen, das lief auf 5 Kontinenten in über 200 Inszenierungen. Ich glaube, es gibt ver-

schiedene Facetten meines Wesens. Theater ist eine viel aggressivere Form als Prosa, da geht nichts ohne Aggression.

Wirklich?

Sie scheinen Aggression für etwas furchtbar Schlimmes zu halten...

Wenn dem so wäre, müsste ich mir wohl einen neuen Arbeitgeber suchen.

Auch wahr. Im Theater muss man sich an etwas reiben, zum Beispiel an Königen, wie Shakespeare, weil damals die Könige die Macht hatten. Wo liegt die Macht in der Schweiz? In der Finanzwelt. Also reibe ich mich in meinen Stücken an der Finanzwelt und schreibe nicht über Eheprobleme. Vieles ist in der Wirtschaft aus dem Ruder gelaufen, die Millionensaläre der Spitzenverdiener sind ein Anzeichen dafür. Die Schere zwischen Arm und Reich halte ich für demokratiefährdend.

Heute gelten auch Leute als arm, die Auto, Fernseher und Waschmaschine haben.

Wenn dem so ist, dann stimmt etwas nicht. Ich sehe aber nicht hinter diese Statistiken. Der liebe Herr Vasella, den ich einmal kennenlernen durfte, ist mir auf der persönlichen Ebene egal, auf der politischen Ebene muss mich sein Lohn aber interessieren.

Sie haben Daniel Vasella kennengelernt?

Um Gottes willen, ich bin einen Abend lang neben ihm gesessen und habe mit ihm geplaudert. Er ist ein gescheiter, einnehmender Mann. Das ist schon alles, was ich über ihn sagen kann.

Ihre frühere Begeisterung für die USA ist mit den Jahren einer Abneigung gewichen, wie Sie im Buch schreiben. Auch da sind Sie in guter Gesellschaft: Die Stimmung unter der europäischen Linken ist klar amerikafeindlich.

Die Amerikaner haben uns einst zusammen mit den Russen vor dem schlimmstmöglichen Schlamassel gerettet. Und zwar unter Einsatz vieler Leben. Wir liebten alle ausnahmslos die Amerikaner. Der allmähliche Bruch kam mit den unglücklichen Kriegen, die die USA glaubten führen zu müssen. Das begann mit Korea in den fünfziger Jahren, Vietnam war dann überhaupt nicht mehr zu verteidigen. Seither ist Amerika selbst in sich zerbrochen, und unsere Sicht auf Amerika ist, sagen wir einmal, gedämpft. Ich bin aber keineswegs ein Amerikahasser, ich bin auch einige Male dort gewesen und habe eine glückliche Zeit verbracht.

Der weitverbreitete Amerikahass unter den Kulturleuten zeigt sich besonders deutlich am Zürcher Schauspielhaus mit der Unterschriftensammlung gegen eine Filiale von McDonald's in der Nachbarschaft und in einem kapitalismuskritischen Stück von Lukas Bärfuss, in dem der hässliche Grosskapitalist einen – wie könnte es anders sein – amerikanischen Namen trägt.

Bei mir ist das nicht so, ich habe auch diese Petition gegen McDonald's nicht unterschrieben.

Sie wohnen ja nahe des Zürcher Schauspielhauses. Wie sehen Sie die Entwicklung des Theaters?

Das deutschsprachige Theater hatte in den 1960er Jahren noch eine viel grössere Präsenz und war wohl insgesamt besser als heute. Vielleicht habe ich aber auch nur diesen Eindruck, weil Theater etwas für Junge ist, nicht für Alte. Das Überwältigende habe ich im Theater schon lange nicht mehr erlebt, aber das liegt vielleicht auch an mir.

Eine Tendenz im Theater ist, jedes Stück zu veralbern, Dürrenmatts «Physiker» im Schauspielhaus ist zum Beispiel nur noch reiner Klamauk.

Es gibt schon noch Regisseure, die die Stoffe ernst nehmen. Mir fällt Schillers «Wilhelm Tell» in Altdorf vom letzten Jahr ein. Ich war überzeugt, dass man dieses Stück mit den vielen berühmten Zitaten nur noch parodistisch machen kann: Tell, der wie ein Westernheld in den Alpen herumballert. Aber nein, Regisseur Volker Hesse nahm den Stoff von A bis Z ernst, und es war ein grossartiges Erlebnis.

Ich habe das genauso erlebt. Es ist wohl kein Zufall, dass ebendieser Volker Hesse

an keinem grossen Haus mehr angestellt wird. Jemand, der die Stoffe noch ernst nimmt, ist nicht mehr gefragt.

Stimmt. Er ist aus dem System der grossen Häuser rausgefallen. Aber ich bin nicht qualifiziert, über die Häuser zu urteilen. Ich gehe eigentlich nur noch ins Theater, wenn meine Freunde spielen.

Wären Sie gerne nochmals jung?

Ich möchte mein Leben, das ich als sehr glücklich in Erinnerung habe, nicht nochmals leben müssen – man muss es ja nicht übertreiben. Aber ich wäre gerne nochmals mit der Kraft eines Fünfzigjährigen unterwegs. Das Ärgerlichste am Altsein ist – wenn man nicht krank ist –, dass man so viel Kraft verliert. Man ist dauernd müde.

Was ist eigentlich schlimmer, wenn man an den Tod denkt: dass man nicht mehr da ist oder dass man verpasst, wie sich die Welt, das Umfeld, die Enkelkinder weiterentwickeln?

Weder noch. Das apokalyptische Denken vieler Leute, auch meines, hängt damit zusammen, dass man weiss, dass man selber stirbt. Und dann ist es einfach schöner, wenn alle andern mitsterben. Das nennt man Apokalypse. Allein zu sterben, ist eine einsame Sache. Es ist aber nicht das Sterben, das Angst macht, sondern das mögliche Leiden davor.

Wie sehen Sie eigentlich die Zukunft der Schweiz, von Europa?

Da bin ich Optimist. Die Europafeindlichkeit Ihres Blattes empfinde ich als verbotener. Europa wird, hoffe ich, friedensstiftend bleiben. Ich sehe aber auch, dass in der Schweiz vieles besser läuft als anderswo: Die direkte Demokratie sollten wir nicht aufgeben. Das will aber auch keiner. Die Schweiz wird wohl ganz gut durch die nächsten Jahre kommen.

Das ist jetzt keine allzu kühne Voraussage.

Dann sage ich Ihnen etwas ganz anderes. Im Lebensalltag bin ich zwar ein nicht umzubringender Optimist, tief in mir hingegen ein Pessimist. Erstaunlicherweise geht das ganz gut zusammen. Wir sind dabei, die Welt an die Wand zu fahren, aber ich trinke trotzdem heiter mein Bier. Zehn Milliarden Menschen auf der Welt werden zu viel sein. Auch hier in der Schweiz werden wir acht, neun Millionen sein.

Der Bund rechnet schon mit elf Millionen.

Elf Millionen! Wie soll denn das funktionieren? Das ist eine ausweglose Situation, da gibt es keine Lösung. Aber eben, ich verdränge das erfolgreich.

Urs Widmer: Reise an den Rand des Universums. Autobiografie. Diogenes. 252 S., Fr. 32.90

Im Durchschnitt sind Schweizerinnen und Schweizer 357 Tage pro Jahr gesund.

Wir interessieren uns nicht für den Durchschnitt. Wir interessieren uns für Sie. Deshalb wünschen wir Ihnen nur das Beste für 2014, viel Glück und eine gute Gesundheit. Gerne sind wir in Ihrer Nähe für Sie da. **Ganz persönlich.**

Lassen Sie sich von uns beraten: In einer der 120 Agenturen, per Telefon unter 0844 277 277 oder auf www.css.ch



Wir sind 1913

Was geschah vor hundert Jahren? Der Autor Florian Illies taucht ein in das Jahr vor der deutschen Urkatastrophe. Im Sommer vor dem Ersten Weltkrieg gehört die Welt den Literaten, und Hitler, den niemand vorhersehen konnte, lebt im Männerwohnheim und malt Aquarelle. *Von Peter Keller*

Es ist der Sommer vor dem Abgrund. **Albert Einsteins** Ehe steckt in der Krise. Der Dichter **Rainer Maria Rilke** notiert in seinem Tagebuch, dass er den Schnupfen hat, und **Else Lasker-Schüler** treibt mit ihrer «wallenden Weiblichkeit» verängstigte Männer in die Flucht. Es geht menschlich zu. Wir sind 1913. Deutsch und weitgehend unschuldig.

Im Rückblick ist die Versuchung gross, geschichtliche Ereignisse als zwangsläufiges Zusammenspiel von Ursachen und Folgen zu begreifen. So wird der Erste Weltkrieg zur eigentlichen Urkatastrophe erklärt, zum «Auftakt und Vorbild» (Hans-Ulrich Wehler) von **Hitler**, den Nazis, dem Holocaust. Der Autor Florian Illies geht einen Schritt zurück. Bevor der Gedenkreigen zum Attentat von Sarajevo vor hundert Jahren und zum Kriegsausbruch losgeht, hat er ein Buch vorgelegt über den «Sommer des Jahrhunderts», wie es im Untertitel zu «1913» heisst.

In kleinen, schmackhaften Happen erzählt Illies das andere Europa, jenseits von Pulverdampf und Kriegsgelüsten. Wie das grosse «Watschenkonzert» in Wien, in dessen Verlauf der Komponist **Arnold Schönberg** öffentlich geohrfeigt wird, weil er zu schrille Töne angeschlagen hat, oder **Franz Kafkas** schriftlichen Hochzeitsantrag an **Felice Bauer** im Juni 1913. Er würde dank der Heirat seine schreckliche Einsamkeit verlieren, schreibt er der Angebeteten aus Prag. «Du aber würdest dein bisheriges Leben verlieren, in dem Du fast gänzlich zufrieden warst. Du würdest Berlin verlieren, das Bureau, das Dich freut, die Freundinnen, die kleinen Vergnügungen, die Aussicht, einen gesunden, lustigen, guten Mann zu heiraten, schöne, gesunde Kinder zu bekommen ...» So kann nur ein Kafka um die Hand seiner Liebsten anhalten.

«Spezialgeschäft für Sexualität»

Das Buch ist eine süffige Zeitreise, intelligent und schön geschrieben. Die Idee ist bestechend. Gab es einen bestimmten Anlass, sich das Jahr vor dem deutschen Schicksalskrieg auszusuchen? Oder liest Florian Illies einfach die Agenda aufmerksamer als andere?

«Die Idee wuchs ganz langsam in mir, doch als ich eines Tages an zwei völlig unterschiedlichen Orten las, dass Duchamps erstes Ready-made und Malewitschs erstes Schwarzes Quadrat beide 1913 erdacht wurden, war der Funke gezündet. Ab da durchforstete ich die Kulturgeschichte nach der Frage, ob 1913

wirklich alles zu Ende ging oder nicht in Wahrheit alles begann.»

Tatsächlich gelingt es Illies, den Blick neu auszurichten. Die Achse Berlin–Wien ist eben mehr als ein Militärbündnis. In dieser Zeit wird mit **Sigmund Freud** die Seele neu gesehen und mit **Albert Einstein** die Physik neu erdacht. **Albert Schweitzer** bricht nach Afrika auf, um sein Urwaldspital in Lambarene zu gründen, **Prada** eröffnet die erste Boutique in Mailand, und der schreibende Nervenarzt **Alfred Döblin** findet, die Ehe sei kein «Spezialgeschäft für Sexualität»: Alle Sexualbeziehungen im Rahmen der Ehe zu erfüllen, sei in etwa so töricht, «als wolle man verlangen, nur zur Mahlzeit und in bestimmten Lokalen Hunger zu haben». Und schliesslich schreibt der britische Publizist **Norman Angell** in seinem Buch «The Great Illusion», das Zeitalter der Globalisierung mache Weltkriege unmöglich, da alle Länder längst wirtschaftlich zu eng miteinander verknüpft seien. Die These lebt. Man kann nur hoffen, dass die Geschichte nicht nochmals einen so blutigen Gegenbeweis antreten wird.

Die Risse sind erkennbar

Wenig Politik, noch weniger Wirtschaft – die Welt von Illies' Buch ist auf den ersten Blick ein feuilletonistischer Zuckerguss, bevölkert mit Malern, Dichtern, interessanten Frauen. Wo sieht der Autor die Risse, die dann doch zu den Abgründen des Ersten Weltkrieges und später des Dritten Reiches führen werden?

Publizist Norman Angell (1913): «Das Zeitalter der Globalisierung macht Weltkriege unmöglich.»

«Die Risse, die man 1913 erkennen kann, aber auch schon 1912 und 1911, die sind ja schon Gegenstand von unzähligen Büchern geworden. Mir ging es bewusst um etwas anderes: aus dem Jahr 1913 heraus zu erzählen, von den Zeitgenossen her, die eben genau nicht wussten, dass ein Jahr später der Krieg beginnen würde. Auch die Künstler, die ja oft besondere Seismografen sind, haben das Unheil nicht kommen sehen – beziehungsweise manche ja, manche nein. Mein Buch ist der Versuch, sich von der bequemen Haltung zu lösen, die man hinterher immer einnehmen kann und die da lautet: Das hat man kommen sehen. Wenn man genau hineinschaut in das Jahr 1913 und hineinhört und hineinriecht, so gut man das

kann, dann sieht man Anzeichen für beides. Für die Moderne, die unaufhaltsam scheint – aber auch für nationalistische Tendenzen, die sich eventuell entladen werden.»

Schnitzlers «Wahnsinnsnovelle»

Nicht zum ersten Mal ist es Florian Illies gelungen, ein Zeitgefühl einzufangen. Vor gut zehn Jahren erschien mit «Generation Golf» ein amüsanter Porträt der damals Dreissigjährigen. Darin beschreibt Illies sich und seine Generationsgenossen als Menschen mit der Reissleine im Kopf, die sich nie ganz festlegen wollen, immer nach einem Fluchtweg schieben. Hat er auch jetzt wieder eine Art Reissleine gezogen, um der exzessiven Nazi-Erinnerungs-Routine der Deutschen auszuweichen?

«Nein, mich hat einfach dieses Jahr fasziniert und die Chance, neu und anders auf Geschichte zu blicken, wenn man sie einem Querschnitt unterzieht, sich aus den Kausalitäten befreit und die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen ausbreitet. Ich wollte den Scheinwerfer auf ein Jahr richten, das immer im Schatten des Ersten Weltkrieges lag. Und es hat mich fasziniert, zu sehen, welche Schätze da zu heben waren, wenn man genau hinschaut.»

Und es sind schliesslich auch Schätze mit Widerhaken drunter. In den ersten Monaten des Jahres 1913 sind mit **Stalin**, **Hitler** und **Tito** «die zwei grössten Tyrannen des 20. Jahrhunderts» und einer der übelsten Diktatoren für einen kurzen Moment gleichzeitig in Wien. Aber eben auch der Seelenforscher **Sigmund Freud**, der revolutionäre Komponist **Arnold Schönberg** und der Lyriker **Rainer Maria Rilke**.

Und wie endet das Jahr und damit auch Florian Illies' kulturhistorisches Panorama? Es ist der 31. Dezember 1913. **Arthur Schnitzler** notiert in seinem Tagebuch, er habe vormittags «die Wahnsinnsnovelle vorläufig zu Ende ditiert». Sie wird allerdings erst 1931 unter dem Titel «Flucht in die Finsternis» erscheinen. Am Nachmittag liest Schnitzler in **Ricarda Huchs** Buch «Der grosse Krieg in Deutschland» – einem dreibändigen Werk über den mörderischen Religionsbrand zwischen 1618 und 1648. Dass die grossen deutschen Kriege erst noch folgen würden, ahnt nicht einmal ein sensorisch begabter Schriftsteller wie Schnitzler. Um Mitternacht wird angestossen. Auf das Jahr 1914.

Florian Illies, geboren 1971, ist Kulturhistoriker und Autor. Von seinem Bestseller «1913» (S. Fischer, 320 S., Fr. 28.90) wurden bereits 400 000 Exemplare verkauft. Das Buch wurde in 16 Sprachen übersetzt.



1913 gleichzeitig in Wien: Adolf Hitler ...



... Josef Stalin ...



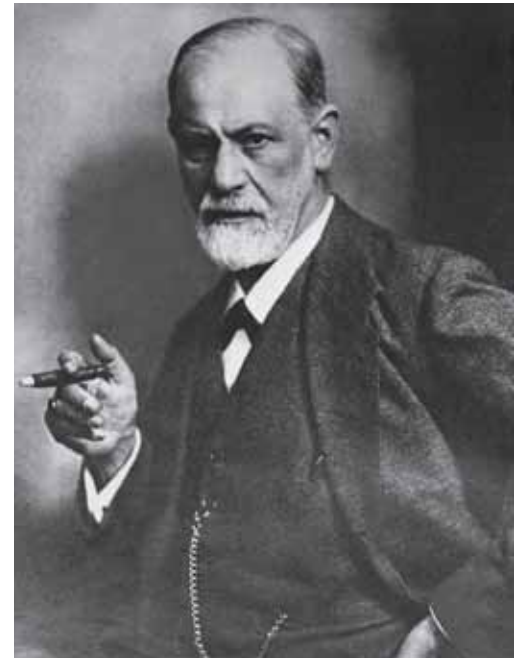
... Tito.



Ehe in der Krise: Physiker Einstein.



Heiratsantrag: Schriftsteller Kafka, Felice Bauer.



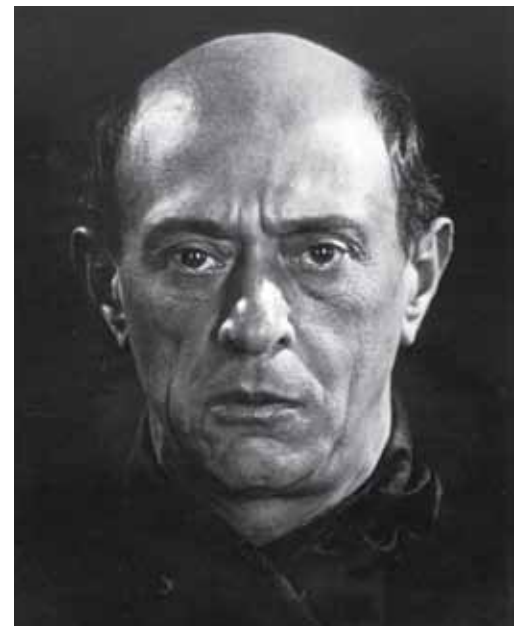
Blick in die Seele: Psychoanalytiker Freud.



«Wallende Weiblichkeit»: Dichterin Lasker-Schüler.



Für aussererhellen Sex: Schriftsteller Döblin.



Öffentlich gehohlet: Komponist Schönberg.



Der diskrete Charme der Zürcher Aristokratie

Sie tragen einen grossen Zürcher Namen und sind sehr zurückhaltend. Der Tages-Anzeiger berichtet zwischen Weihnacht und Neujahr über die diskrete Zürcher Aristokratie.

Teil 1: Freitag, 27. Dezember 2013

Auf der Suche nach dem Zürcher Adel führt kein Weg an der exklusiven Gesellschaft der Schildner zum Schneggen vorbei.

Teil 2: Samstag, 28. Dezember 2013

Ihr Stammbaum ist viereinhalb Meter lang. Keine Zürcher Familie gibt es schon so lange wie diejenige von Reinhard und Florian von Meiss.

Und Markus Notter zum Thema: Wie man Einfluss nimmt.

Teil 3: Montag, 30. Dezember 2013

Sie kamen als Religionsflüchtlinge nach Zürich. Stephanie von Orelli spricht Basler Dialekt und gehört einer der bedeutendsten Zürcher Familien an.

Und Markus Notter zum Thema: Wie man Einfluss bekommt.

Teil 4: Freitag, 3. Januar 2014

Sie waren rangmässig den Habsburgern gleichgestellt. Ulrich von Bonstetten gehört zum Berner Zweig der hochadligen Familie, die in Zürich ausgestorben ist.

Und Markus Notter zum Thema: Wie man Einfluss verliert.

Teil 5: Samstag, 4. Januar 2014

Er ist das Gedächtnis der Zürcher Familien. Ein Gespräch mit Conrad Ulrich über das alte Zürich und das Selbstverständnis der alteingesessenen Zürcher.

Dranbleiben.

Tages-Anzeiger

Himmel voller Sterne

Der Sänger und Komponist Adrian Stern, 37, und die Sportlehrerin Mylen Yang, 35, haben im vergangenen Januar geheiratet. Seine Karriere startete mit einem Weihnachtsgeschenk.



«Buch mit sieben Siegeln»: Ehepaar Yang-Stern.

Adrian: Meine erste E-Gitarre bekam ich von meinem Vater zu Weihnachten geschenkt, den fehlenden Verstärker bastelte er mir aus einem alten Radio. Ich war zehn Jahre alt und wusste nicht nur, dass ich das tollste Weihnachtsgeschenk aller Zeiten erhalten hatte, sondern auch, dass es mein weiteres Leben beeinflussen würde. Im Jahre 2003 hatte ich meinen ersten Airplay-Hit, und eine Berufskarriere als Komponist und Songwriter lag nun in Reichweite. Mylen kannte ich zu diesem Zeitpunkt bereits, und seither ist sie eine Inspirationsquelle für mich. Wir lernten uns vor dreizehn Jahren an einem Konzert kennen. Ich war hin und weg von ihren wunderschönen Augen, ihrem Lachen und der geheimnisvollen Art. Wir waren dann über mehrere Jahre hinweg befreundet und fasziniert voneinander. Manche nennen es eine Affäre, wir gingen aber auch zusammen essen oder ins Kino. Beide hatten keine Lust, diese spannende und prickelnde Unverbindlichkeit aufzugeben.

Mylen: Nach drei Jahren änderte sich das: Wir verbrachten immer mehr Zeit miteinander, und das Leben war ohne den anderen eigentlich nicht mehr vorstellbar. Als Krönung der Liebe sahen wir die Heirat aber nicht unbedingt. Es war damals einfach kein Thema für uns.

Adrian: Wenn man privat glücklich ist, entstehen zwangsläufig viele Liebeslieder. Positive Liebeslieder zu schreiben, kann allerdings ein schwieriges Unterfangen sein: weil das Problem, welches eine Geschichte normalerweise spannend macht, fehlt. Auch nach fünf veröffentlichten Alben bleibt das Songschreiben schlussendlich ein Buch mit sieben Siegeln. Was ich hingegen weiss: Die besten Lieder handeln von Dingen, die man selber erlebt oder zumindest gefühlt hat. Den Seelenzustand nur in Worten auszudrücken, reicht nicht aus, er muss nachempfunden werden können. Vor drei Jahren landete mein Album «Herz» auf Platz zwei der Charts und erreichte nach wenigen Wochen Goldstatus. Seither weiss ich: Gute Musik ist gelungene Kommunikation.

Mylen: Adrian betont immer, dass seine Lieder keine privaten Tagebucheinträge sind. Aber die neue CD «1 & 1» hat doch viel mit seiner neuen Vaterrolle zu tun, und somit spricht er in den Songs natürlich auch von mir und unserem Kind.

Adrian: Meine Songs sind stark von meinem Leben beeinflusst, trotzdem unterscheiden sie sich in wesentlichen Dingen von der Realität. So manches wird hinzugefügt oder verändert: mit dem Ziel, ein eigenständiges und universell zugängliches Kunstwerk zu schaffen.

Mylen: Dass es so ist, spüre ich, wenn ich Adrians Konzerte besuche, was ich in meiner Rolle als Tourmanagerin noch immer oft mache. So bleibe ich auch arbeitsmässig mit ihm verbunden.

Adrian: Nachdem Mina geboren wurde, war der rote Faden in meinem Leben aber auch für das neue Projekt plötzlich da. Ich blickte zurück auf meine eigene Jugend, auf die Zeit mit meinen Eltern, auf die ersten Beziehungsversuche, auch auf mein jetziges Leben und wusste plötzlich: Das ist Stoff für ein ganzes Album. Der Himmel hing voller Sterne, und mitten in der Arbeit zum neuen Album änderten Mylen und ich auch unsere Meinung, was die Ehe betrifft. Das Fest war klein, fein und wunderschön. Ob ich meine beiden Frauen bei dieser Gelegenheit mit einer musikalischen Liebeserklärung überraschte, verrate ich aber nicht.

Tourneedaten: www.adrianstern.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Dual Use

Von *Andreas Thiel* — Schenken mit Moral – ethische Betrachtung von Geschenkideen.



Vater: Was wünschst du dir denn zu Weihnachten?

Kind: Eine Spielzeugpistole.

Vater: Weihnachten ist das Fest der Liebe, da schenkt man doch keine Pistole.

Kind: Aber ein Spielzeug.

Vater: Was willst du denn mit einer Pistole spielen?

Kind: Landesverteidigung.

Vater: Hm... nun ja... möchtest du nicht lieber ein Schaukelpferd?

Kind: Au ja, dann baue ich aus Kartonschachteln und Woldecken einen Schlachthof mit angegliedertem Schlachtabfallverwertungsbetrieb und verarbeite das Schaukelpferd zu Hundefutter.

Vater: Um Himmels willen, vielleicht wäre ein Teddybär das Richtige für dich.

Kind: Grossartig! Mit diesem werde ich Tierversuche spielen. Ich infiziere ihn mit verschiedenen Krankheiten und kann dann Medikamente an ihm testen.

Vater: Was hältst du von einem ferngesteuerten Auto, einem Fotoapparat oder einem Malblock?

Kind: Auch gut, damit habe ich einen Raser, einen Radarblitzkasten und einen Bussenblock. Aus den Schachteln baue ich mir einen Zeitungsstand und spiele mediale Verteufelung.

Vater: Mein Gott, dann halt ein ferngesteuertes Flugzeug.

Kind: Au ja, damit kann ich auf der ganzen Welt Leute überwachen, verfolgen und töten.

Vater: Na ja, wie wär's mit einem Chemiebaukasten?

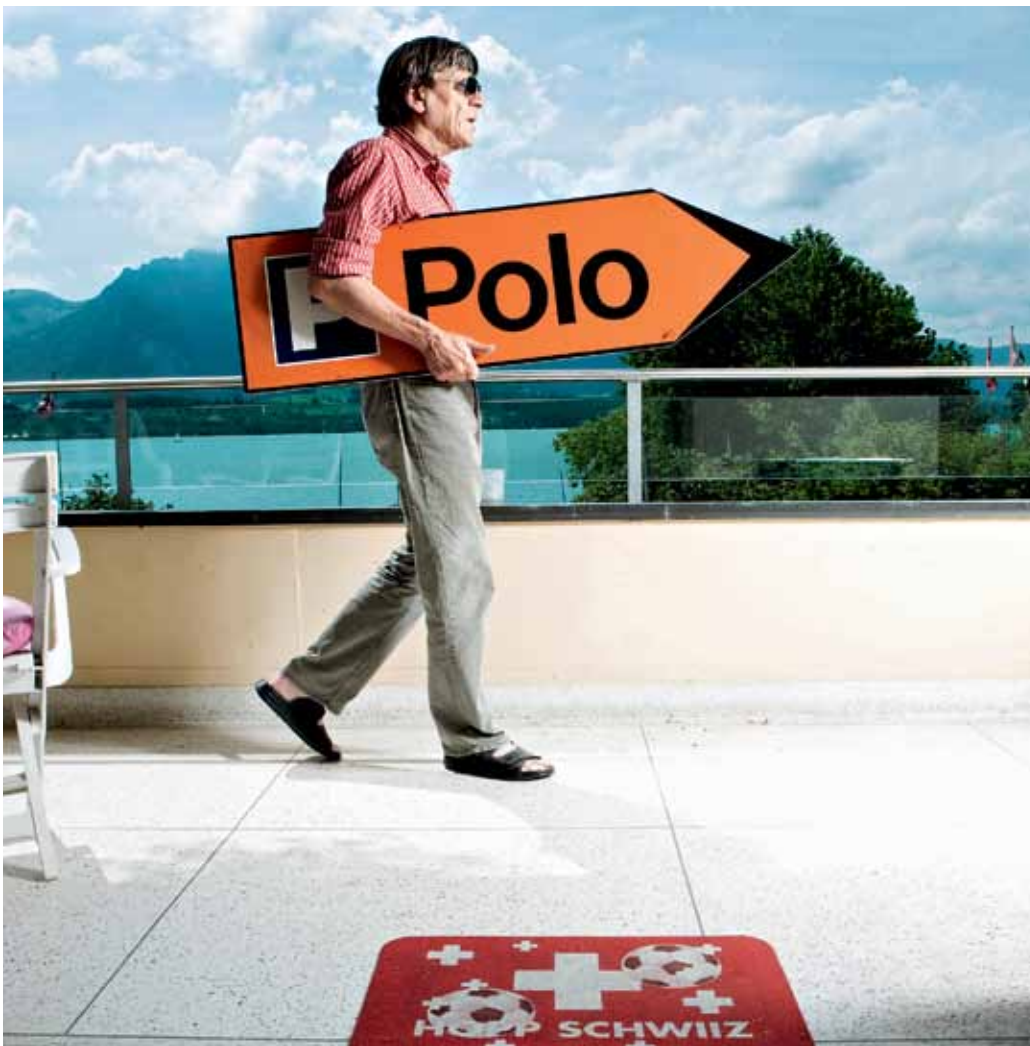
Kind: Wow! Damit könnte ich ganz tolle Designerdrogen herstellen.

Vater: Nein, ich hab's, wünsch dir doch ein Kasperltheater.

Kind: Toll! Damit kann ich Parlament spielen. Der böse Zauberer wird Parteistrategie, das Krokodil Bundesrätin und Räuber Hotzenplotz Chef der Steuerbehörde. Und der Kasperli wird verwahrt und erhält ein Methadonprogramm, damit er nicht immer so rumkaspert und die anderen beim Regieren stört.

Vater: Vielleicht wäre eine Spielzeugpistole doch am sinnvollsten.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



«Er sang, um sich bemerkbar zu machen»: Musiker Hofer, 68.

MvH trifft

Urs «Polo» Hofer

Von Mark van Huisseling — 2013 war kein gutes Jahr für unseren besten Mundartrock. Aber nicht so schlimm, die Show geht weiter.

Wir haben [uns] schon mal [für ein Interview getroffen], weisst du?» (Das kam von ihm.) «Klar, in der Seebadi Enge, als du Märchen vorgelesen hast, im Juli 2005; Überschrift: «Das Sommerloch». Aber jetzt: Wie war dein Jahr 2013 auf einer Skala von eins bis zehn?» – «Es war nicht mein Jahr, ich würde sagen: drei Punkte.» – «Weshalb?» – «Gesundheitlich, ich hatte ein Magengeschwür, ich war in Heiligenschwendli [dem Berner Reha-Zentrum]. Und habe den Sommer verpasst, das reut mich eigentlich am meisten. Aber ich habe natürlich auch Interessantes erlebt. Das Letzte war das mit der Briefmarke [er hat für die Schweizer Post eine entworfen, darauf eine Mischung aus Schwan im Flug und Gitarrenhals], ich hätte nie gedacht, was da für ein Rummel entsteht. Ich bekomme täglich Briefe von Philatelisten mit Bögen, die ich unterschreiben muss.» (Macht er, vorausgesetzt, es liegt ein frankiertes Antwortcouvert bei.)

Urs Alfred «Polo» Hofer, 68, aus Interlaken, «ist ein Mundartrock-Sänger» (der Name «Polo Hofer» ist geschützt/registriert beim Eidgenössischen Institut für Geistiges Eigentum); «er trug wesentlich zur Popularisierung» schweizerdeutscher Rock- und Popmusik bei, steht bei Wikipedia. Es gibt von ihm aber auch zwei Alben auf Deutsch sowie vier auf Englisch. Ausserdem ist er Schauspieler (etwa in Clemens Klopfensteins «Die Vogelpredigt») oder Journalist/Kolumnist/Autor. Der Vater eines 47-jährigen Sohns lebt mit seiner Frau in Oberhofen und ist einer der wenigen, die man leichter erkennt, wenn er Sonnenbrille trägt. Das Gespräch fand statt im Café des Hotels «Freienhof» in Thun.

«Du bist an einem neuen Album, das 2014 kommt, nicht wahr?» – «Ja, jetzt fangen wir an, wir haben einen Fahrplan.» – «Du hast also Fans, die noch Alben kaufen?» – «Ja, aber nicht gross, es sind die über Vierzigjährigen. Die Umsätze waren mal das Zehnfache, aber es

geht allen so.» – «Dir würde es reichen, nur Konzerte zu geben, oder?» – «Bei mir macht urheberrechtlich gesehen der Download über einen Drittel aus, und das steigt. Aber das Geld verdient man eigentlich schon mit Konzerten. Und jetzt ist die sogenannte Zweitverwertung interessant geworden: Wenn plötzlich jemand aus meinen Songs ein Musical zusammenstieft oder Songs für Filme verwertet werden. Ich habe gemerkt, wenn man einen Song hat, der eine gewisse Zeitlosigkeit hat, wie zum Beispiel «Alpenrose», das zählt dann eben, bis siebzig Jahre nach dem Tod. Ein Volkslied erfinden, das *haut* – man kann das ja nicht vorsätzlich –, ist besser als ein Nummer-1-Hit.»

«Lieber vom Nachtleben gezeichnet als von Rolf Knie gemalt.» Wo nimmst du solche Einzeiler her?» – «Ja, wo? Ich habe in der Gratiszeitung *Berner Bär* seit fünf Jahren jede Woche eine Weisheit, weil das mein Hobby ist, Geistesblitze sammeln, sonst sammle ich nichts. Ich verkaufe sie, das Stück für zehn Franken.» – «Darf ich einen haben, ich zahle aber nicht [dafür zahlte ich seine 2 dl «Contraste Tinto»].» (Er nimmt ein Notizbuch aus der Tasche, die er dabei hat.) «Narzissmus ist Solidarität mit sich selber.» Oder der ist auch gut: «Lieber übermüdet als überwacht.»»

«Weshalb bist du beliebt?» – «Älwg, weil ich relativ normal bin oder mindestens probiere, einen gewissen Unterhaltungsfaktor aufrechtzuerhalten. Und künstlerisch nicht stehen geblieben bin.» – «Wärst du manchmal lieber böse und weniger beliebt, als Rocker?» – «Hm, ich bin auch in die Politik eingestiegen, in jungen Jahren, da hat es Auseinandersetzungen gegeben. Und ich habe eine Fische gehabt, natürlich. Ich war dreimal vor Gericht, wegen des Kiffens, jedes Mal freigesprochen ... Und einmal habe ich in einem *Blick*-Interview gesagt, ich hätte das Gefühl, dass die Forderung nach der Todesstrafe wieder auftauchen könnte, als ein paar Verbrechen von Ausländern passiert waren. Das hat der *Blick* wiedergegeben, wie wenn ich pro Todesstrafe wäre. Da habe ich ein halbes Jahr lang von der Linken *uf d Schnurre* bekommen ... Das hat mich getroffen, weil man mich total falsch verstanden hatte.»

«Hat deine Frau wirklich ein Sargatelier?» – «Ja, sie berät einen in individuellen Bestattungsmöglichkeiten und verkauft Urnen und Särge nach Spezialwünschen.» – «Dann frage ich, was Journalisten sonst nie fragen sollten: «Was wird auf deinem Grabstein stehen?»» – «Wenn ich einen hätte, würde es drauf heissen: «Er hätte auch ein Vogel sein können – er sang, um sich bemerkbar zu machen.» Aber ich lasse meine Asche in einer Rakete vom Niesen in den Himmel schiessen; ich habe schon mit der Feuerwerkfabrik Hamberger gesprochen.»

Sein liebstes Restaurant: «Panorama», Aeschlenstrasse 134, Aeschlen, Telefon 033 251 31 31. «Chinesische und schweizerische Küche der Spitzenklasse, ich empfehle Ente im Vogelnest.»

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20									21		
22	23					24	25			26				
27					28						29	30		31
			32	33						34	35			
36		37					38	39						40
41										42				
43								44				45		
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Möglichkeit sich durchzusetzen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Wenn er wuchert, wird er bald zum Dschungel. 8 Wo wohl Neandertaler sich auch zur Ruhe legten. 11 Sich unterhalb befindend und damit auf ihn zutreffend. 12 Zu ihm drei Stichworte: Aare, Winzerdörfer, Bilingue. 14 Nicht nur im Wasser ein ganz schön heisser Beisser. 15 Pronomen, das den Dativ mag. 17 Briten nehmen den Einsatz anders wahr. 18 Ob sie schliesslich Gewalt oder halt doch Liebe zur Folge hat? 19 Der amerikanische Jazz-Pianist war buchstäblich ein Graf. 21 Die in Polen entspricht bezüglich ihrer Länge der Reuss. 22 Quiz-Frage: Welches ist die höchste politische Gemeinde der Schweiz? 24 Ein Hit, besonders mit so einem Pferd! 27 Was aus dem französischen Heiligen wohl in Holland wird? 28 Nie ist der Befehl eine ... , doch oft die ... ein Befehl. 29 Schweizer Radio: ebenso alt wie alternativ. 32 Tropisches Ferienziel: Hawaii, Kaua'i und zu dieser Beach. 34 Er hat in Katar das Sagen. 36 Wo Luther dazumal mönchisch lebte. 38 Was einst keltisch, ist heute spanisch. 41 Scheint surreal, dabei an Suppe und Heuhaufen zu denken. 42 Herzallerliebster im Land der Liebe. 43 Wir ersparen uns damit Aufzählungen. 44 Biblischer Tierfreund. 45 Kein Ironman, sondern TV-Hartmann. 46 Bei solchem Handeln verwandeln sich Kastanien. 47 Wo es auf Sizilien wirklich heiss werden kann.

Senkrecht — 1 Besser, er klopft regelmässig, als dass er drauflos hämmert. 2 Profaner spricht man dann vom Tod. 3 Spurensicherung der körperlichen Art. 4 US-Soldat vereint sich mit Baba. 5 War Athene für mutige Jünglinge. 6 Man nehme 39 senkrecht und ersetze am Ende e durch i. 7 Urheber der enzymatischen Umwandlung. 8 Ein Herr, fraglos, dieser Engländer. 9 Ist ausdauernd für die einen und stur für andere. 10 Die meisten gehen mal in ... und erhalten dann 11 An solchen Orten werden wir immer zu Hitzköpfen. 13 Kein Schweizer Hornochse, sondern ein indonesisches Rindvieh. 16 Bekanntester Teil des helvetischen Systems aus der Sicht der Geologen. 20 Gesuchter Schnitzler bearbeitete statt Holz Wörter. 23 Ein Zittern, ein Beben gar, hörbar noch dazu. 25 Können auf mehreren Zugangsebenen betreten werden. 26 Eine Temperatur, die so nur Physiker verstehen. 28 Im griechischen Alphabet ziemlich vorne. 30 Dort, so die alten Römer, zwischen Mitternacht und Mittag. 31 Man kann ihren Duft auf Alpenwiesen geniessen. 33 Wo ein Arnold, ist in Kürze auch er. 35 Der biblische Prophet hat mit dem Erzengel etwas zu tun. 36 Einleitung einer bevorzugten Alternative. 37 Das amerikanische Buch ist so zum Welterfolg geworden. 39 Liliengewächs, das im Warmen wächst. 40 Rein, aber erst wenn's kein Gemisch mehr ist.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 347

L	E	N	S		I	L	K	A		S	P	E	E	R
A	L	I	C	E		E	A	R	P		A	M	I	E
R	I	C	H	T	I	G	S	T	E	L	L	U	N	G
S	T	O	M	A		A	U	E	N		A	S	I	A
	A		A	G	U	T	I		S	A	C		G	
S	E	G	L	E	R		S		I	N	E	S		D
C	R	U	Z		N	A	T	R	O	N		E	W	U
H		E		F	E	B		A	N	A	E	M	I	E
O	T	R	A		N	A	O	M	I		N	I	L	S
S	E	T	U	P		K		S	E	A	T	T	L	E
S	E	E	R	A	E	U	B	E	R		R	E	I	N
	S	L	A	M		S		S	T	R	E	N	G	

Waagrecht — 1 LENS (Fachwort für Linse, Walliser Gemeinde) 5 ILKA (Kali) 9 SPEER 14 ALICE (im Wunderland, v. Lewis Carroll) 16 EARP 18 AMIE (franz. f. Freundin) 19 RICHTIGSTELLUNG 20 STOMA (Fachausdruck für Mund) 21 AUEN (steht auch für Mutterschafe) 22 ASIA (war röm. Provinz, engl. f. Asien) 23 AGUTI 25 SAC (franz. f. Sack) 27 SEGLER 29 INES 32 CRUZ (port. f. Kreuz) 33 NATRON 36 EWU (Kürzel der beiden genannten) 38 FEB (Bef., Abk. f. Befehl) 39 ANAEMIE 41 OTRA (span. f. andere, weibl.) 44 NAOMI (Campbell, Model) 45 NILS 46 SETUP 48 (Schlaflos in) SEATTLE (Film von Nora Ephron) 49 SEERAEUBER 50 REIN 51 SLAM (Salm) 52 STRENG

Senkrecht — 1 LARS (Regisseur, Filmtitel) 2 ELITAER 3 NICO (arbeitete für den Tagi, †) 4 SCHMALZ 6 LEGAT 7 KASUIST 8 ARTE (it. f. Kunst) 10 PALACE (Hotel in Luzern) 11 EMUS 12 EINIG 13 REGA 15 ETAGE 17 PENSIONIERT 24 URNEN 26 ANNA (Grossmutter Jesu) 27 SCHOSS 28 GUERTEL 30 SEMITEN 31 DUESEN 34 ABAKUS 35 RAMSES (Königsreihe im alten Ägypten) 37 WILLIG 40 ENTRE (franz. f. zwischen) 42 TEES (-orten) 43 AURA 47 PAM

Lösungswort — **SITTlichkeit**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Kunst und Stil von Breguet, 1775

Mit seinem besonders erlesenen, puristischen und zeitlosen Design erneuerte Breguet die traditionelle Uhrenästhetik zu Ende des 18. Jahrhunderts. Die Classique 7787 mit Anzeige des Mondalters und der Mondphasen ist heute eine zeitgemäße Interpretation von Breguets Stil: Zifferblatt mit Grand-Feu-Email, Breguetziffern, Breguetzeiger mit „Pomme“-Spitze und die Geheimsignatur. Wir schreiben die Geschichte fort...

